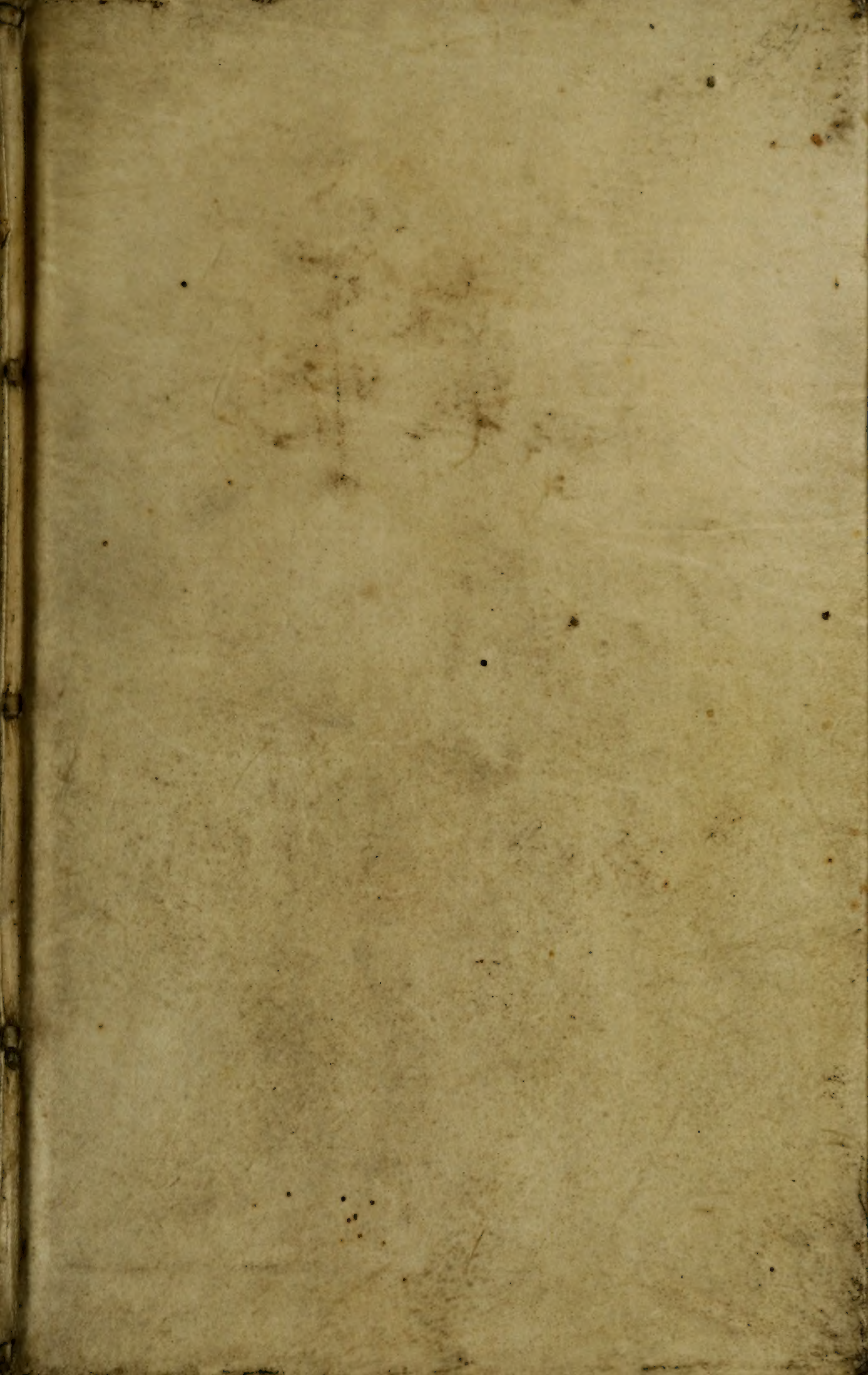




XH
.A5

v. 13
1754

THE NEW YORK BOTANICAL GARDEN
PRO SCIENTIA POPULIQUE SALUTE
1891
LIBRARY

Hamburgisches Magazin,

oder

gesammlete Schriften,

Aus der

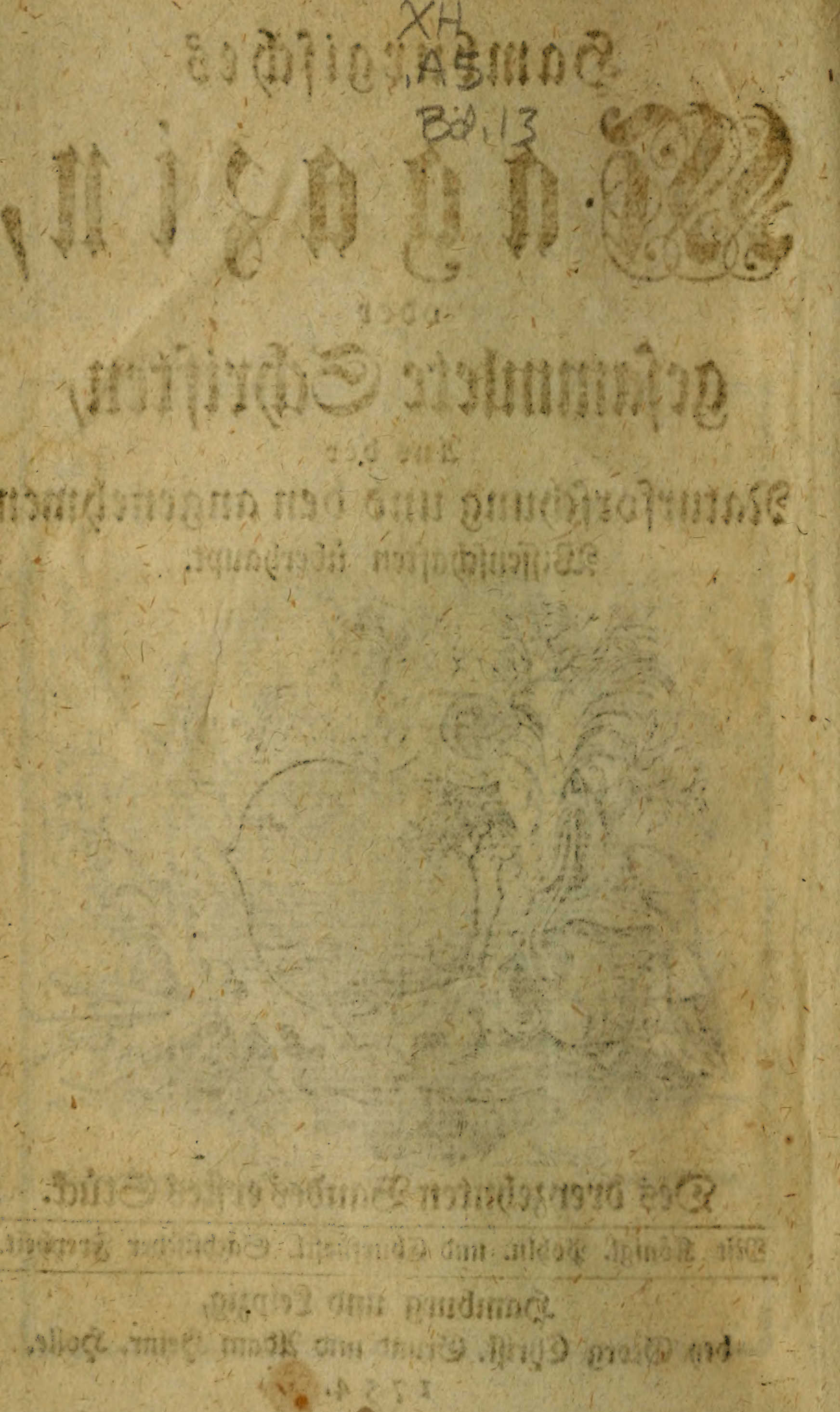
Naturforschung und den angenehmen Wissenschaften überhaupt.



Des dreyzehnten Bandes erstes Stück.

Mit Königl. Pohln. und Churfürstl. Sächsischer Freyheit.

Hamburg und Leipzig,
bey Georg Christ. Grund und Adam Heinr. Holle.
1754.





I.

Ein ächter Brief
von einem
italienischen Herrn
über
den Biß der Tarantul.

Aus
the Gentleman's Magazine for Sept. 1753.

Mein Herr!

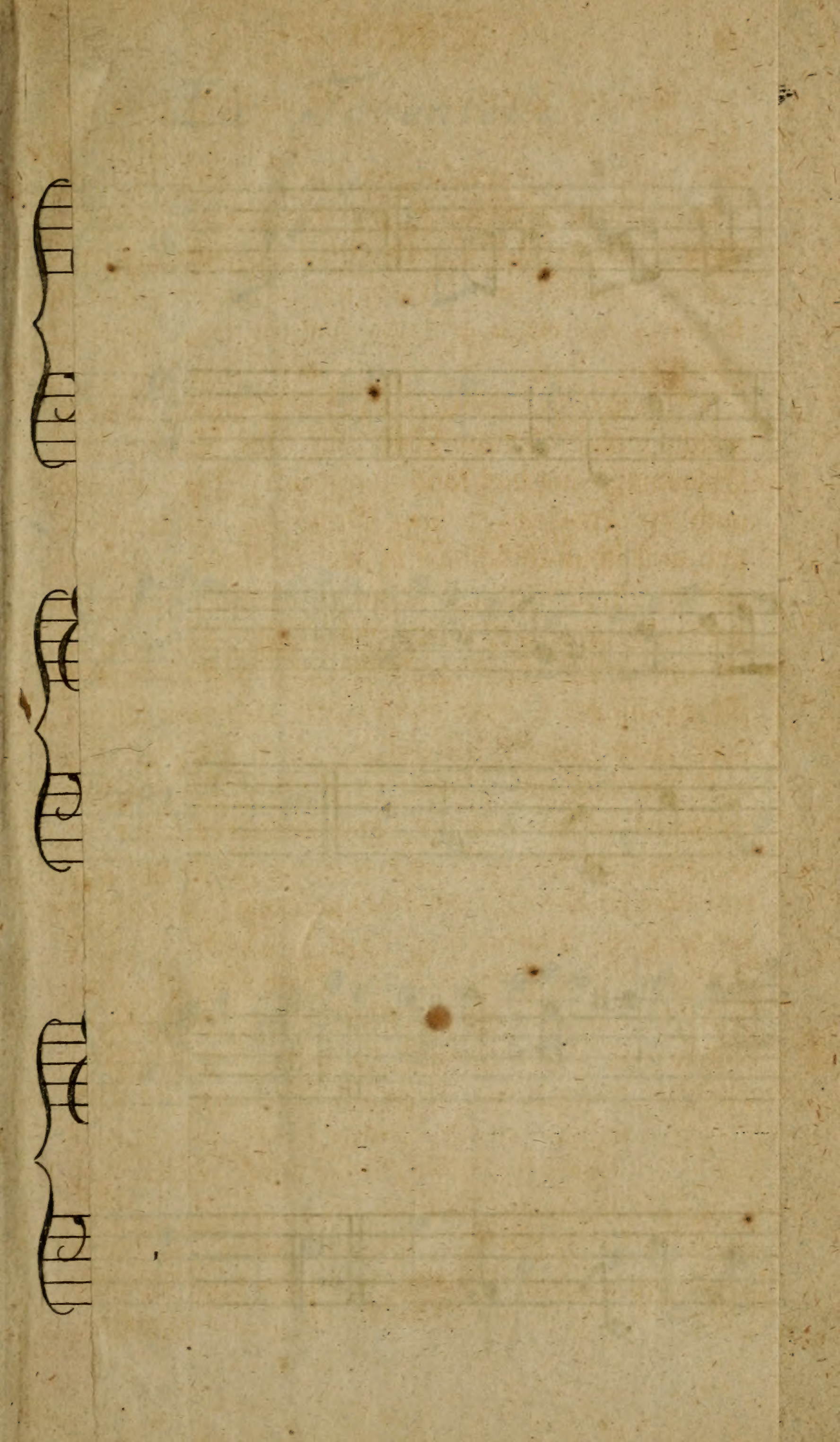
Ihrem Verlangen zu Folge sende ich ihnen eine Nachricht von der Wirkung des Bisses einer Tarantul in den menschlichen Körper. Ich will ihnen nur eine genaue Nachricht von allen von mir beobachteten Umständen geben, indem ich einmal das Werkzeug bey der Cur eines armen Bauersmannes, welcher von diesem Insekte war gebissen worden, gewesen bin.

LIBRARY NEW YORK BOTANICAL GARDEN
SEP 20 1918

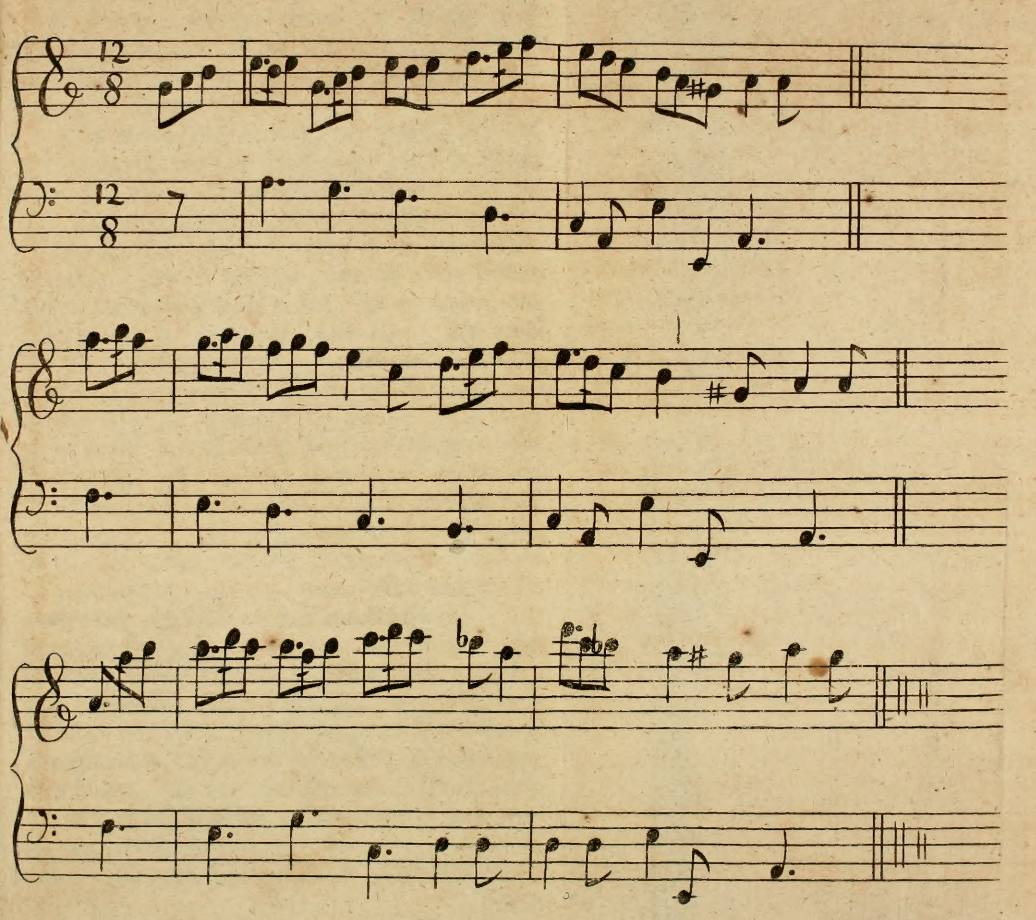
Von der Tarantul selbst will ich ihnen keine Beschreibung geben, weil ich versichert bin, daß sie davon vollkommen unterrichtet sind. Ich will ihnen nur erzählen, was sich in meinem Lande auf einem kleinen Dorfe, *la Torre della Annunziata* genannt, ungefähr zehn Meilen von Neapel, wo ich eben damals, als dieses geschah, zugegen war, zugetragen hat.

Im October haben alle Studenten in Neapel, welche einige Bekanntschaft auf dem Lande haben, Erlaubniß, auf das Land zu gehen. Ich hatte also auch die Freyheit, meinen Geburtsort zu besuchen, und weil ich mich damals in dem Collegio zu Neapel auf die Musik legte, so nahm ich allemal, wenn ich auf das Land gieng, meine Geige mit.

An einem Tage geschahe es, daß ein armer Mann auf der Straße krank ward, und man sah gar bald, daß dieses die Wirkung einer Tarantul sey, weil das Landvolk gewisse untrügliche Zeichen hat, woran es solches erkennet, und besonders sagen sie, daß einen die Tarantul an den obern Rand des Ohres, oder an das Ohrläppchen, und zwar, wenn man auf der Erde schlafend liegt, beißt. Der verwundete Theil wird drey Tage nach dem Bisse schwarz, eben zu der Stunde, da man gebissen worden. Sie sagen ferner, daß, wenn niemand da wäre, der den Verwundeten heilen könne, dieser die Wirkung des Bisses alle Tage zu eben der Stunde, drey bis vier Stunden hinter einander, fühlte, bis er so toll würde, daß er in Zeit von einem Monate drauf gienge. Einige, sagen sie, haben drey Monate gelebt, nachdem sie gebissen worden. Aber dieses letztere kann ich nicht glauben.



La Tarantella.



glauben. Denn man läßt niemals jemanden an so einer Krankheit sterben, sondern der Priester muß ihm vorgeigen, und ihn also heilen, und es kann sich kein Mensch erinnern, daß irgend einer daran gestorben ist. Aber zur Sache.

Ein armer Mann ward, wie gesagt, auf der Straße krank, und weil der Priester nicht zu Hause war, so bathen mich verschiedene Personen, dem armen Teufel vorzuspielen. Wenn ich nicht verschiedene gute Freunde beleidigen wollte, so mußte ich schon hingehen. Als ich hin kam, sahe ich einen Mann auf der Erde ausgestreckt liegen, und es schien, als wenn er eben in den letzten Zügen läge. Als mich das Volk zu Gesichte bekam, rufete es: Spielt, spielt die Tarantella! Dieses ist ein Stückchen, welches man bey solchen Fällen spielet. Ich hatte dieses Stückchen niemals gehöret, und konnte es also nicht spielen. Ich fragete: Was ist es denn für ein Stückchen? Sie antworteten, es wäre eine Art von einer Gique. Ich versuchte verschiedene Giquen, aber es half nichts, und der Mann blieb einmal so unbeweglich liegen, als das andere. Die Leute schrien immer fort, ich sollte die Tarantella spielen. Ich sagete, ich könnte sie nicht spielen; aber wenn sie jemand mir vorsingen wollte, so wollte ich sie gleich lernen. Ein altes Weib erboth sich mir, dieses gute Werk zu verrichten, aber sie sang das Stückchen so unverständlich, daß ich mir keinen Begriff davon machen konnte. Es kam aber eine andere Frau, welche mich es lehren wollte. Ich lernete es auch von ihr ungefähr in Zeit von zehn Minuten, denn es war kurz. Ich habe es hier in Noten gesetzt beygefüget.

Indem ich dieses Stückchen lernte, und die ersten zween Tacte nach und nach traf, fing der Mann eben so allmählich an, sich zu bewegen, sprung so schnell, wie der Blitz, auf, gleich als ob er durch eine schreckliche Erscheinung wäre aufgewecket worden, und sah sich überall wild um, und alle Gelenke seines Körpers waren in Bewegung. Da ich aber noch nicht das ganze Stückchen konnte, so hörete ich auf zu spielen, weil ich nicht glaubete, daß es dem Manne was helfen würde. Doch sobald ich aufhörete zu spielen, fiel der Mann nieder, schrie sehr laut, und verdrehte sein Gesicht, seine Füße, Armen und alle Theile seines Leibes, kratzete mit den Händen auf der Erde, und wandte und krümmete sich so heftig, daß man klar sehen konnte, er sey in großer Todesangst. Ich war außer mir selbst, und eilte so sehr, als ich konnte, den übrigen Theil von dem Stückchen zu lernen. Als ich es konnte, spielete ich näher bey ihm, etwan zwölf Schuh weit von ihm. Den Augenblick, als er mich hörete, sprang er wieder auf, wie vorher, und tanzete so sehr, als man nur tanzen kann, aber sehr wild. Er beobachtete den Tact beym Tanzen vollkommen, doch beobachtete er weder gewisse Regeln, noch Geberden, sondern hüpfete und rannte hin und her, und machte sehr komische Posituren, welche einigermaßen den chinesischen Tänzen glichen, welche wir zuweilen auf dem Theater gesehen haben. Ueberhaupt war alles, was er that, sehr wild. Er schwitzete über und über, und dann schrien die Leute: **Geschwinder! geschwinder!** Ich sollte nämlich das Stückchen geschwinder spielen. Ich spielete auch so geschwind, daß ich kaum länger spielen konnte, da indessen der

Mann

Mann immer fort tanzete. Ich war sehr abgemattet, und obgleich verschiedene Personen hinter mir waren, welche theils den Schweiß von meinem Gesichte abwischeten, theils mir mit einem Fächer kühle Luft zuwedelten, (denn es war ungefähr um zwey Uhr Nachmittags) theils das andringende Volk von mir abhielten, so stund ich doch bey meiner langen Gedult viel aus; denn ich spielte, ohne zu viel zu sagen, über zwey Stunden, ohne im geringsten abzusetzen.

Als der Mann ungefähr eine Stunde getanzet hatte, gaben ihm die Leute einen bloßen Degen, welchen er bey der Spitze in die Hand nahm, und aus der einen Hand in die andere schleuderte, in welcher er ihn im Gleichgewichte hielt, und inzwischen immer fort tanzete. Die Leute wußten, daß er einen Degen verlangete; denn kurz vorher, ehe er ihn bekam, kratzete er sich sehr stark in die Hände, als ob er das Fleisch davon abreißen wollte.

Als er sich die Hände brav zerstochen hatte, fassete er den Degen bey dem Gefäße an, und stach auch in den obern Theil seiner Füße, und ungefähr nach fünf Minuten bluteten seine Hände und Füße sehr stark. Er behielt den Degen ungefähr eine Viertelstunde in den Händen, und stach sich zuweilen in die Hände, zuweilen in die Füße, indem er wenig oder gar nicht inne hielt; worauf er den Degen weglegete und fort tanzete.

Als er ganz ermüdet war, fing er an, sich langsamer zu bewegen: aber die Leute bathen mich, ich sollte in eben dem vorigen Tempo fort spielen, und als er sich nicht nach demselben bewegen konnte, so bewegete er nur seinen Leib nach dem Tempo. Endlich, nachdem er zwo

Stunden lang getanzet hatte, fiel er ganz ohne Bewegung nieder, und ich hörete auf zu spielen. Die Leute hoben ihn auf, führeten ihn in ein Haus, setzeten ihn in ein groß Faß voll laulichtes Wasser, und ein Wundarzt ließ ihm zur Ader. Als er im Bade war, blutete er an beyden Händen und Füßen, und es gieng eine große Menge Blut von ihm. Nachdem sie ihn hierauf verbunden hatten, legeten sie ihn in ein Bette, und gaben ihm eine Herzstärkung ein, welche sie ihm einzwangen, weil er die Zähne sehr zusammen biß. Fünf Minuten hernach ungefähr schwitzete er stark, schlief ein, und schlief 5 bis 6 Stunden. Als er aufwachete, war er vollkommen gesund, aber schwach wegen des vielen von ihm gegangenen Blutes. Vier Tage hernach war er völlig wieder hergestellet; denn ich sah ihn auf der Straße gehen. Es war merkwürdig, daß er sich kaum auf irgend etwas besann, was mit ihm vorgegangen war. Er empfand auch niemals keine Schmerzen wieder, welche auch niemand in solchen Fällen wieder fühlet, ausgenommen, wenn er von der Tarantul von neuem gebissen wird.

So viel weiß ich von der Tarantul. Ich hoffe, es soll ihrer Neugier Genügen thun; und da sie ein großer Naturkündiger sind, so mögen sie nach Gefallen darüber philosophiren. Ich habe nicht nöthig, meine schlechte Schreibart zu entschuldigen. Sie müssen sie mir verzeihen, weil ich nur ihrem Befehle habe gehorchen wollen. Wenn sie noch mehr zu befehlen haben, so schreiben sie,

Mein Herr!

Ihrem
gehorsamsten Diener

Stephan Storace.

Uebersetzt
v. C. Mylius, zu London,
im Octob. 1753.

II. Theo-

* *

II.

Theodor Thorkelsohn Widalins,

gewesenen Rectoris in Skalholt,

Abhandlung

von den

isländischen Eisbergen.

Vorbericht.

Nach demjenigen Begriffe, welchen man dem seligen Herrn Bürgermeister Andersohn, und den dieser vornehme Gelehrte wiederum seinen deutschen Landesleuten beygebracht hat, sollte man wohl nicht glauben, daß es in dem kalten Island Leute gäbe, die etwas besser als ihr Vieh wären, vielweniger aber solche, die ihren Geist über den Pöbel zu erheben, und ihre Vernunft durch schöne, gründliche und nützliche Wissenschaften aufzuklären suchten. Es würde überflüßig seyn, hier etwas wider diese Schrift zu erinnern, da selbige schon hinlänglich von einem gelehrten Dänen, dem Herrn Horrebow, welcher sich selbst auf königlichen allergnädigsten Befehl ein Paar Jahre im Lande aufgehalten hat, zur Gnüge widerleget worden. Vielleicht wird aber eine kleine Schrift, die wir hier unsern Lesern mittheilen wollen, auch etwas dazu beytragen, daß man sehen könne, wie sehr

man sich irren würde, wenn man solche Erzählungen etlicher Kaufleute, welche alles nur nach der kurzen Elle ihres Verstandes gemessen, vor der Zeit würdigen wollte, sie mit einigem Glauben oder Beyfalle zu beehren. Diese Schrift ist ursprünglich in lateinischer Sprache abgefaßt, und führet den Titel: Dissertatiuncula de Montibus Islandiae Chrystallinis, auctore Theodoro Thorkelli, F. Vidalino, scholae Scalholtensis eo tempore Rectore. Es ist also eine Abhandlung von den isländischen Eisbergen; aber doch nicht von allen überhaupt, sondern nur von zweyen insbesondere, die im 2ten §. genennet werden. Sie ist dem damaligen Commercienrathe und Amtmanne oder Gouverneur von Island, Herrn Christian Müllern, durch eine lateinische Ode zugeeignet, welche sowohl von dem guten Geschmacke des Verfassers, als die ganze Schrift von seiner Gelehrsamkeit ein unfehlbares Zeugniß ablegt. Was aber sonst den Verfasser anbelanget, so ist derselbe ein Enkel des berühmten isländischen Schriftstellers und Probstes Arngrim Johnson, oder wie er gemeiniglich genennet wird, Arngrimus Jonas gewesen; ein Bruder des Bischofs John Widalin, dessen Lebenslauf in den dänischen gelehrten Zeitungen, N. 10. vom 9ten März 1752. beschrieben worden, und dessen recht demosthenische geistliche Beredtsamkeit und Schriften ihm in seinem Vaterlande ein unvergeßliches Denkmaal errichtet; und ein Vetter des Oberlandrichters Paul Widalin, der sich um die Rechte, Alterthümer und Poesie seines Vaterlandes eben so verdient gemacht hat, als dieser letztere Geistliche um die Kirche. Die Abhandlung selbst ist bisher noch nicht gedruckt

gewe-

gewesen. Es ist aber eine Abschrift davon, wenn es nicht selbst die Urschrift ist, einem Anverwandten des Verfassers, gleiches Zunamens, der sich gegenwärtig auf der Universität in Leipzig aufhält, von ohngefähr in die Hände gerathen, nachdem sie von einem Freunde desselben, in einer Auction in Kopenhagen war gekauft worden. Weil man nun nach dem Urtheile verständiger Gelehrten, dieses kleine Werk für würdig gehalten, öffentlich im Drucke zu erscheinen, und da man geglaubt hat, daß die deutsche Sprache es seinen Lesern noch beliebter machen könnte, so hat sein obengedachter Besitzer selbst auf sich genommen, es ins Deutsche zu übersetzen, und mit einigen Anmerkungen zu erläutern; und er hoffet dabey, daß der gütige Leser diejenigen Fehler, die ihm entweder in den Sachen selbst, oder in der Schreibart vorkommen möchten, desto williger übersehen werde, je seltener sich bisher eine deutsche Arbeit von isländischen Händen, seiner geneigten Beurtheilung dargestellet hat, da ihn nichts so sehr aufmuntern wird, mit der Zeit etwas bessers zu liefern, als eine gute Aufnahme seiner ersten Bemühungen.

Als vormals der höchste Beherrscher der Welt, dem Hiob seine unendliche Macht und Weisheit vor Augen stellen wollte, nahm er die Beweise nicht nur von der wunderbaren und die Gränzen aller menschlichen Erkenntniß übersteigenden Grundlegung des großen Weltgebäudes her, sondern auch von den darinne besonders vorkommenden kleinen Dingen, als dem Regen, dem Schnee und dem Eise: darinne

sonst

sonst diejenigen, die bloß die Schalen der Sachen anzusehen gewohnt sind, eben nichts sonderliches, das zur Darlegung der göttlichen Vollkommenheiten des allweisen Schöpfers dienen könnte, zu finden vermeynen. Die Worte des heiligen Geistes, Hiob 38, 22. sind diese: „Bist du denn da gewesen, wo der Schnee „herkömmt? oder hast du gesehen, wo der Hagel „herkömmt? u. s. w. Und der Prophet Esaias redet von eben demselben im 55. Cap. 10. v. Man kann auch davon die alten und neuern Weltweisen nachsehen, als unter diesen den Olaum Magnum Lib. I. Hist. Septemtr. c. 21. und die große Zierde des gelehrten Nordens den D. Thomas Bartholin de usu nivis Cap. 2. p. 8. unter jenen aber den Plinius im 17. B. 2. Cap. und den Theophrastus in 5. B. de causis plantarum. Insonderheit aber verdienet hier eine Stelle des Pindarus angeführt zu werden, Olymp. 3. Βρεχε θεῶν βασιλεῦς ὁ μεγὰς χρυσᾶις νιφαδεσι πόλιν ἄφαιςου τε κρονιςι. „Der große König der „Götter befeuchtete die Stadt (Rhodus) durch die „Künste des Vulcanus, mit goldenen Schneeflocken.„ Diese Worte des sinnreichen Pindarus, wird wohl der gemeine Mann, für nichts anders als eine nichts bedeutende Erdichtung, einer verächtlichen Fabel ansehen, oder sich einbilden können, daß der Schnee etwas nützliches in sich habe. Allein der durchdringende Geist eines Borrichius, löset diesen Knoten auf einmal auf, wann er spricht*: „Es wird einem fleis-

sigen

* De ortu & progressu Chemiae, p. m. 11. Enimvero in nivibus illis plebi calcatis oleum latere aurei coloris, quod terris fœcunditatem immulgeat, non difficulter Vul-

„sigen und aufmerksamen Chymisten nicht schwer fallen, „wann es nöthig ist, zu zeigen, daß in dem Schnee, „den das gemeine Volk mit Füßen tritt, ein wie „Gold gefärbtes Oel, das die Erde fruchtbar macht, „verborgen sey.„ Aus welchen Worten denn, so wohl als auch aus den angeführten Zeugnissen der heiligen Schrift klärlich erhellet, daß in der Natur nichts so geringe sey, und wenn es dem Unverständigen noch so verächtlich vorkäme, daß es einen, der es recht und vernünftig betrachtet, nicht von der bewundernswürdigen Weisheit des höchsten Wesens überführe. Uebrigens hat der große Naturkündiger Thomas Bartholin, von dem Nutzen des Schnees, (de vsu niuis) und dieses berühmten Mannes eben so berühmter Bruder, Erasmus Bartholin, von der Bildung des Schnees, (de forma niuis) geschrieben. Und wenn ich mich gleich als ein Zwerg, mit diesen Riesen gar nicht vergleichen darf; so habe ich mir doch vorgenommen, von den isländischen Eisbergen, eine kleine Abhandlung zu schreiben, wann ich zuvor von ihrem Namen und Lage, etwas werde gesagt haben: wünsche aber dabey, daß dieselbe erleuchtetern Gelehrten, Gelegenheit geben möchte, sich die Mühe zu nehmen, meine Muthmaßungen von diesem Eise, durch ihre gründliche Beurtheilungen zu verbessern.

1 §.

Diese Eisberge, werden so wohl in unsern ältesten Jahrbüchern, als in der itzigen gemeinen Sprache, mit dem Namen **Jöklar** oder **Jöklen**, wann von

Vulcani ope ostendet chemicus sagax, sic isthuc impellat necessitas.

von mehrern gesprochen wird, genennet, und in der einzelnen Zahl, heißen sie **Jökull.** Woher aber dieses Wort seinen Ursprung habe, ist noch nicht ausgemacht.

Ein Stück Eis heißt bey uns **Jake**, und davon könnte man vielleicht glauben, daß die erste Sylbe dieses Worts herkäme, daß darinne das *a* in ein ö verwandelt, und das gedoppelte l angehängt worden, um dem Worte dadurch einigen Wohlklang und Nachdruck zu geben, oder auch daß die letzte Sylbe, das Wort **Kul** sey, welches eine kühle Luft, oder Kälte bedeutet. Und ich würde dieses leicht zugeben, wenn es wahrscheinlich wäre, daß so hohe und ungeheure Berge, aus lauter zusammen gefrornen Eisschollen hätten entstehen können, davon wir unten, wann wir auf ihren Ursprung kommen, weiter reden werden.

Andere wollen es von **Js**, Eis, und **Kul** herleiten, als wenn es **Jskul**, Eiskälte heißen sollte: welches mir aber darum nicht gefällt, weil die Kälte und der Frost die Eisberge, nicht aber die Eisberge die Kälte, im Anfange hervorgebracht zu haben scheinen, wie wir dieses an seinem Orte erweisen werden.

Einige meynen, es komme von dem Zeitworte, **eg jook**, ich vermehrte, von **eg eik**, ich vermehre, her, und daß nur das o in ö sey verwandelt worden, und daß man sonst mit Recht sollte **Jookull** oder auch **Jookkull** sprechen, weil er immer zunehme und so zu sagen, ein neues Wachsthum bekomme, welches selbst die tägliche Erfahrung bestätiget.

Wieder andere glauben, daß diese Berge von der Erde, welche bey uns **Jörd** heißt, und aus deren Eingeweide sie hervorgekommen, nicht nur ihr Da-

seyn,

seyn, sondern auch die erste Hälfte ihres Namens, die andere aber von Kul erhalten haben, und so viel sagen wollen, als Jördkul, Erdkälte; um des Wohlklangs Willen aber, sey das r und d aus der Mitte weggenommen, und das a in ö verwandelt worden. Und da die heilige Schrift selbst dieser Meynung beyzupflichten scheint, Hiob 38. v. 29. so will ich ihren Freunden nicht widersprechen *.

2 §.

* Vielleicht ließe sich aber denoch wider diese letzte Meynung erinnern, daß man sie wohl, ohne die schuldige Ehrerbiethung für die heilige Schrift zu verletzen, verlassen könne: da es derselben Werk gar nicht ist, uns die Physik und Etymologie zu lehren, und also dieser orientalische Ausdruck, hier nichts weiter beweise, als was er beweisen soll, nämlich die Größe des Schöpfers: und da zum andern die Schrift von denen, die zu erst dieses Wort erfunden und gebraucht haben, nicht hat können zu Rathe gezogen werden, weil die Eisberge mit diesem ihrem Namen viel eher, als die Schrift in Norden bekannt gewesen sind: Und daß die Naturlehre, eben so wenig Theil an seinem Ursprunge haben möge, kann man leicht schließen, wenn man bedenkt, daß alle, oder doch die meisten Sprachen, und also auch ihre einzelnen Wörter, von dem unwissenden gemeinen Volke erfunden, und darnach erst von den Gelehrtern nur ins Reine gebracht worden; jene aber insgemein mehr auf das, was in die Sinne fällt, als auf abgesonderte Begriffe, und auf die innerliche Natur, Beschaffenheit und Herkunft eines Dinges zu sehen pflegen. Eben dieses könnte nicht nur die letzte, sondern auch die beyden mittelsten Herleitungen des Worts Jökull verdächtig machen. Sie scheinen alle auf gar zu abgesonderte Begriffe, und für den gemeinen Mann gar zu tiefsinnige, oder doch zu weithergeholte Betrachtungen gegründet zu seyn. Die

Kälte

2 §.

Wir werden aber hier nicht von demjenigen Schnee oder Eise handeln, das auf den Spitzen der Berge

Kälte des Eises wird nur gefühlt, fällt aber nicht in die Augen, wie der Eisberg. Daß dieser mit der Zeit zunehme, zeigt sich nicht gleich bey dem ersten Anblicke, da er doch vermuthlich, gleich einen Namen erfordert. Und ehe man sagen kann, daß er aus der Erde gekommen, muß man schon lange mit ihm, oder zum wenigsten mit der Naturlehre, einige Bekanntschaft gehabt haben. Daher verwirft auch der Verfasser die Meynung, die den Berg will Eiskälte heissen lassen, nicht ohne Ursache. Die von der Erdkälte, scheint er dem heiligen Schriftsteller zu Gefallen, aber wenn man so sagen darf, ohne Noth, bey ihren Würden zu lassen. Diejenige aber, die zwischen diesen beyden angeführt ist, kömmt einem der die Sprache versteht, nicht nur um der oben gedachten Ursachen, sondern auch um des wunderlichen Klanges und der Bedeutung willen, welche sie dem Worte beylegt, ungereimt vor: es würde nämlich alsdann Jökull so viel sagen, als Jookkull, das ist, er vermehrte die Kälte: und wer wird wohl einen Berg, geschweige denn eine ganze Gattung von Bergen so heißen? Die erste Meynung ließe sich also vielleicht noch am besten vertheidigen, wenn man sagt, daß die erste Sylbe von Jake, die letzte aber nur nicht von Kul, sondern von der Endsylbe ull herkomme. Solche Nennwörter, wie das Jake, verlieren mehrentheils, sowohl in einigen Fällen ihrer Biegungen, als auch in den von ihnen abstammenden Wörtern, nicht nur das e, als die Endsylbe, sondern werden auch in dem Lautbuchstab der ersten Sylbe, etwas verändert. So heißt Jake schon in der dritten und sechsten Endung der mehrern Zahl, Jökum. Also ist hieraus um desto mehr klar, wie in einem abstammenden Worte, das e der

Berge liegt, wie das auf den Alpen welches Silius Italicus

-- Clausas niuibus rupes suppostaque cælo
Saxa,

„mit Schnee umhüllte Klippen, und Felsen darauf „der Himmel ruht,„ nennet; auch von demjenigen nicht, welches wir mit so vielen andern Theilen des Erdbodens gemein haben, das bald zufrieret, und bald

der erstern Sylbe, sich in ein ő habe verwandeln können. Die letztere ull aber ist in den isländischen Nennwörtern und Beywörtern, eine nicht seltene Endsylbe. In den letztern giebt sie mehrentheils, wie die lateinische, osus, einen oft gar zu großen Ueberfluß zu erkennen, wie in őtull, rasch, voller Feuer, rősull, der gerne stolpert, svikull, falsch und voller Betrug. Wenn man also annehmen wollte, daß Jőkull ehemals ein Beywort gewesen, oder doch nach Art der Beywörter gebildet worden, so würde es so viel, als voller Eisschollen bedeuten, und der Berg würde stillschweigend dabey verstanden. Will man aber dieses nicht, und wenn es nun ein gebornes Nennwort seyn muß, so haben wir auch solche, die sich auf ull endigen, als Dingull oder Digull, ein hangender Schleim, Hőkull, ein Meßgewand, u. a. m. Vielleicht ist im Anfange so ein Berg, entweder als ein einziger ungeheurer Eisklumpen, oder auch als ein Ganzes, das aus so vielen Theilen als zusammen gefrornen Stücken besteht, angesehen, und dabey nicht gefragt worden, ob diese von den Flüßen oder von der Erde wären erzeuget worden. Weil aber der Verfasser, hier eigentlich keinen Wortforscher, sondern nur einen Naturforscher abgiebt, so hat er bloß die verschiedenen möglichen Herleitungen dieses Wortes anführen, und dem Leser selbst überlassen wollen, diejenige zu wählen, die ihm am besten gefiele.

bald wieder aufgelöst wird; auch nicht von demjenigen, das manchmal der Wind und die Wellen von Grönland auf unsere Küsten treiben, und welches unsern Landesleuten nicht wenig Schaden thut; sondern von demjenigen, welches auf dem flachen Lande von sich selbst entsteht, bis es sehr hohen Bergen gleich kömmt in die Höhe steigt, und beständig da bleibt. Dieses Eis ist es, wie ich dafür halte, welches Silius im 3. B. glaciem aeui, ein immerwährendes Eis nennet. Wir aber wollen ihm gegenwärtig den Namen der Eisberge beylegen, welcher ihrer Gestalt und Natur am gemäßesten zu seyn scheint.

Diese Eisberge nun sind in dem östlichen Theile Islands, in dem Amte Skaptafells-sysla befindlich, wo zwischen andern von solchem Eise mehrentheils freyen Bergen, wüste und unfruchtbare Sandbänke oder Hügel liegen, die von denen in der Nachbarschaft wohnenden **Skeidar-aar-jökull** und **Breida-merkur-jökull** genennt werden, und ohngefähr fünf Meilen, oder eine Tagereise lang sind. Ihre Breite aber ist noch ungewiß, weil man es gemeiniglich, wegen der entsetzlichen tiefen und breiten Klüfte die darinne sind, für unmöglich hält, darüber zu gehen.

Zwar hat vor etlichen Jahren, ein glaubwürdiger Mann, John Ketelson mit Namen, gelebet, dessen noch lebende Dienstbothen mir folgendes; welches sie aus seinem eigenen Munde gehöret, erzählet haben: Es habe nämlich dieser Mann einmal versuchen wollen, ob es nicht möglich seyn sollte, die Breite dieser Berge zu erforschen. Er wäre aber, nachdem er darauf zween Tage zugebracht, wiedergekommen,

men, und hätte gesagt, daß er hinter dem einen Eisberge, eine sehr weite sandichte Gegend, und in der Mitte einen einzelnen, von allen andern abgesonderten und ziemlich mit Grase bewachsenen Berg, allwo auch eine Heerde Schafe und Rauch, der (wie er glaubte) aus einer Feuerståte hervor stiege, gesehen hätte: welches letzte er aber, wegen des gar zu hohen und steilen Eises, das ihn verhinderte herunter zu steigen, nicht zur Gnüge untersuchen können.

Was aber von dem Rauche, welcher nach seiner Meynung aus einer Feuermåuer gekommen, zu halten sey; davon mögen scharfsichtigere Leute urtheilen. Denn ich gehe hier mit Fleiß die Mährchen des gemeinen Volkes, als wenig glaubwürdig vorbey*,

 um

* Diese Mährchen, die aber bey den wenigsten unter dem Pöbel selbst geglaubt, aber doch, weil sie spaßhaft sind, erzählet werden, sagen, daß an solchen Orten, die sich wohl bewohnen ließen, und dahin doch niemand kommen kann, noch alte heidnische Riesen und Riesenweiber, bald wie die im Heldenbuche vorkommen, wohnen, die mit den Leuten die in ihre Gewalt kommen, allerhand Theils gräuliche, Theils lustige Streiche vornehmen. Vielleicht ist die ganze Sache im Anfange darum erdichtet worden, damit sie junge Leute abschrecken sollte, sich in die Gefahr zu begeben, welche derjenige allerdings laufen muß, der sich auf solche wegen des Eises und der Witterung, der großen Flüsse, und der schrecklichen Klüfte, und am allermeisten wegen der innerlichen Bewegung, davon wir unten etwas weiter sehen werden, fürchterliche Berge zu wagen unterfängt. Weit wahrscheinlicher ist die Meynung derer, die da glauben, daß in solchen Einöden Missethäter, die ihr Leben verbrochen, und der Gerechtigkeit entflohen, oder auch ihre Nachkömmlinge

um nur bey dem zu bleiben, was ich gegenwärtig zu meiner Hauptsache erwählet. Dieses aber ist, nicht hier die Beschreibung einer Landschaft zu liefern; sondern nach meinem wenigen Vermögen, einige Verborgene Wirkungen, welche die allgemeine Mutter, die Erde, die sich mit dem Himmel vereiniget, in unserm Eise hervorgebracht hat, etwas genauer zu untersuchen.

3 §.

Die gemeinste und von den meisten angenommene Meynung, von dem Ursprunge dieser Eisberge, ist, daß sie von dem Schnee, der sich auf den Bergen im Winter gehäufet habe, und im Sommer nicht wieder aufgelöset worden, entstanden sind; weil die Berge allezeit kälter als das platte Land sind, und im Herbste eher mit Schnee bedeckt, im Frühjahre aber später davon

ge sich aufhalten mögen. Denn wenn wir gleich hiervon in den neuern Zeiten keine zuverlässige Nachrichten haben; so finden wir doch in unsern alten Geschichten etliche Exempel davon, die wirklich Glauben verdienen. Es würde überflüßig seyn, zu fragen: wie sie denn dahingekommen wären? Denn ein Mensch, dem es um sein Leben zu thun ist, findet wohl Wege, die hundert andere nicht finden. Und wie sollte er dieses nicht können, da wo es auch die Schafe gekonnt haben? Ich will aber hierdurch nur die Möglichkeit, und nicht die Gewißheit dieser Meynung behaupten. Es könnte auch seyn, daß der Rauch aus einer Oeffnung der Erde, von unterirdischem Feuer hergekommen wäre: da dieses sich nicht selten in solchen Eisbergen spüren läßt. Sonst sollte man wohl nicht denken, daß sich Feuer und Eis, an einem Orte mit einander vertragen könnten, wenn es hier die Erfahrung nicht lehrte.

davon befreyet werden, und also habe sich dieses Uebel von denselben auch auf das flache Land ohne Maaß und Ziel ausgebreitet. Wir wollen aber bald sehen, wie wenig diese Meynung, so wahrscheinlich sie auch vorkömmt, der Wahrheit gemäß sey.

Daß dieses Eis aus dem auf den höchsten Bergen zusammen gehäuften Schnee nicht entstanden seyn müsse, erweisen selbst ihre so unterschiedene wesentliche Eigenschaften. Denn solches Eis, wie das auf den Eisbergen, davon wir hier reden, ist durchsichtig, blaulicht, derb und hart, und giebt dem Pferdehufe nichts nach, wann er nicht mit Eisen beschlagen ist. Der Schnee hingegen ist weißer, lockerer und weicher. Daher spricht Lambertus Danäus *: „Er „sey nur eine aus einander gefallene zerfallende Wol„ke, welche sich, wegen der gar zu starken Kälte, die „sie zusammen hält, zwar nicht in Tropfen, aber „doch in etwas dichtere und weißliche Theile oder „Schneeflocken, welche die Kälte an einander gebun„den, zertheilet, und alsdann auf die Erde fällt.„ Diesem fällt auch Comenius in dem Hauptstücke von den Lufterscheinungen (de meteoris) bey, wann er den Schnee schäumende oder dem Schaume ähnliche Tropfen (spumescentes guttas) nennet. Und warum sollte er ihm diesen Namen nicht mit Rechte gegeben haben? Da der Schnee, so lange er Schnee ist, von der Luft ausgedehnet wird: welches Plutarchus in seinem

* Est nubis dissolutio, quae in guttas quidem propter nimium frigus eam constringens eliquari non potest, sed in floccos et densiores quasdam partes a frigore compactas et albicantes adeo rumpitur et in terram decidit. Physicae Christianae Cap. 23. §. 10.

nem Gastmahle durch die vortreffliche Beobachtung, daß der Schnee, wann er zerschmelzet, einen Laut und Wind, den er in sich gehabt, von sich gäbe, nicht wenig bekräftiget. Hiervon kann man auch den berühmten Thomas Bartholin de usu nivis Cap. 3. den Seneca Natural. Quaest. Cap. 13. den Macrobius lib. 7. Saturnal. Cap. 12. den Magnenius Disput. 3. de Atomis Cap. 2. Propos. 47. nachsehen. Daß aber im Gegentheile das Eis nicht schneeweiß, sondern blau sey, hat schon längst Virgilius in acht genommen, Georgic. I.

„Quinque tenent coelum zonae, quarum vna corusco
„Semper sole rubens et torrida semper ab igne,
„Quam circa extremae dextraque leuaque trahuntur
„Caerulea glacie concretae atque imbribus atris.

Und daß es hart und derb sey, lehret ohne alle Beweise die Erfahrung selbst; imgleichen, daß der Schnee, er sey nun von dem Froste so derb geworden, als er wolle, dennoch mehrentheils dem Pferdehufe nachgebe; und daß er sich nicht in durchsichtiges Eis verwandeln lasse, wenn er nicht vorher zu Wasser geworden. Denn wer hat wohl jemals durchsichtiges Eis, das aus lauter unumgeschmolzenen Schnee entstanden wäre, gesehen? Zwar sieht der Hagel dem Schnee in etwas ähnlich, aber er ist doch unmittelbar vorher kein Schnee gewesen, sondern, nach des oben angeführten Danäus Meynung, welchem auch Comenius in dem 6 Cap. von den Lufterscheinungen beyfällt, ein Wassertropfen, der im Herunterfallen von dem Froste in Eis verwandelt worden, kömmt aber bekanntermaßen, wegen der darinnen befindli-

chen

chen Luft, selten dem ordentlichen Eise an der Härte gleich *.

Wollte man mit dem Aristoteles sagen, daß beyde im Grunde oder in der Hauptquelle einerley wären,

 nämlich

* Der Unterschied zwischen dem Ursprunge (der Erzeugung) des Schnees und des Hagels scheint dieser zu seyn: daß der Schnee aus den feinesten Wassertropfen entstehet, die so klein und so leichte sind, als die Luft selbst: der Hagel aber aus den größten. Wann diese in den Wolken zerstreuete Tröpfchen zugefroren, das ist, wann sie von der Wärme, die sie sonst ausdehnet, und flüßig machet, verlassen worden, und alsdann an einander stoßen; bleiben ihrer so viele beysammen hängen, als die Luft und ihre eigene Schwere, die sie wieder von einander bringen können, es zulassen. Da aber die auf solche Weise zusammengefügten Theilchen wegen ihrer unendlich verschiedenen runden oder eckichten Gestalt nicht leicht so auf einander passen können, daß nicht zwischen den Theilen, die einander berühren, vielmals ein leerer Raum bleiben sollte; so wird dieser durch die Luft gefüllet. Und also ist leicht zu errathen, woher es komme, daß der Schnee weich ist, und daß er, wann er zerschmelzet, Luft von sich giebt: denn hier wird er wiederum durch die Wärme in seine kleinsten Theile aufgelöset, welche alsdann weit näher zusammen rücken, und nicht einmal den vierten Theil des vorigen Raumes einnehmen. Daher könnte man vielleicht mit besserm Rechte sagen, daß der Schnee darum so viele Luft in sich enthalte, weil er so locker ist, als daß er darum locker sey, weil er von der Luft ausgedehnet werde. Der Hagel hingegen ist von zweyerley Art, und wird auf zweyerley Weise erzeuget. Denn entweder werden ein oder mehrere große Wassertropfen, die sich in der Luft vereiniget haben, in kleine Eisstücken verwandelt, welche dann durchsichtig sind, und sonst eben die Eigenschaften wie anderes Eis haben, ausgenom-

nämlich Wasser, und daher müßte sich leicht das eine in das andere verwandeln: so räumen wir dieses willig ein, wann man nur zum voraus setzet, daß sie erst ihre vorige Gestalt verloren haben, und nun nicht mehr Schnee und Eis, sondern Wasser sind. So lange aber ein jedes seine vorige Gestalt behält, sind sie doch in ihren übrigen wesentlichen Eigenschaften gar sehr unterschieden: da der Schnee leichter, weicher und lockerer, das Eis aber schwerer, härter und dichter ist. Und wie nimmermehr ein Glas in seinen vorigen Teig zerfallen, oder aus einem Becher, von solchem Ertzte, das sich nicht kalt mit dem Hammer ziehen läßt, eine Schüssel werden wird, ohne Hülfe

genommen daß sie, wann zwey oder mehrere Hagelkörner wiederum an einander frieren, nicht so derb und hart sind, als die einfachen, und als sonst ordentliches Eis, weil mehrentheils noch kleine Zwischenräume da bleiben: oder auch, es fallen große Schneeflocken, die von der Luft und der Kälte schon dichte zusammen gepresset worden, durch einen wärmern Luftstrich, welcher ihre äußersten Theile oder so zu sagen Oberfläche einigermaßen in Wasser aufzulösen anfängt, wiederum in eine kalte Gegend, wo diese ihre halbgeschmolzene Oberfläche nochmals vom Froste ergriffen, und gleichsam in eine Rinde oder Nuß von Eise, deren Kern der noch unversehrte Schnee ausmacht, verwandelt wird. Allein, diese Gattung kann, wegen des enthaltenen Schnees weder durchsichtig, noch so hart seyn, als die erste. Bey beyden aber wird der Schnee eben so wenig unmittelbar zu Eise, als umgekehrt, das Eis zu Schneeflocken. Doch fällt oft Schnee ins Wasser, und wann ihm die Kälte keine Zeit läßt, sich aufzulösen, frieret er mit ein: solches Eis aber höret dadurch auf, durchsichtig zu seyn.

Hülfe des Feuers; und wie ein Weizenkorn keine fruchtbare Aehren von sich giebt, wenn es nicht zuvor in der Erde durch die Fäulung gehöriger maßen dazu vorbereitet worden: so ist es auch klar, daß das Eis sich niemals in Schnee verwandele, wenn es nicht erst durch die Wärme aufgelöset, und in die Höhe gezogen wird, und alsdann in der Luft die Gestalt des Schnees erlanget: und ebenfalls, daß aus dem Schnee kein Eis werde, wenn er nicht zuvor durch die Wärme zerschmelzet, in einem geschickten Behaltnisse aufgehoben, und endlich vom Froste zu Eise gemacht werde. Ein solches Behältniß aber ist unumgänglich nöthig. Denn das Flüßige und Nasse will, wie Aristoteles spricht, nicht gern in seinen eigenen, wohl aber in fremden Gränzen bleiben: wie das Wasser, das für sich allein nicht stehen kann, sondern zerfließt, aber sich ohne alle Mühe in einem Gefäße aufbehalten läßt.

Wir geben also zwar zu, daß es auf den Bergen kälter sey, als auf dem flachen Lande; nicht aber, daß diese Kälte unaufgelösten Schnee in Eis verwandeln könne. Wenn aber dieses Eis von den Bergen auf das flache Land soll gefallen seyn, wo sollte das Wasser wohl auf ihren höchsten Spitzen ein Behältniß gefunden haben, darinn es hätte stille stehen und zufrieren können? Wäre es nicht der Natur und Vernunft gemäßer, zu glauben, daß der zerschmolzene Schnee oder Eis gleich aus einander geflossen wäre? Und wo sollten die großen Klippen, die hier und dort aus dem Eise hervorragen, und von demselben auf allen Seiten umgeben sind, hergekommen seyn? Vielleicht wird man sagen, daß sie beständig

dig im Eise gewesen, und von den Bergen mit fortgerissen worden. Wie sind sie denn aber über das Eis gekommen? denn sie sind ja schwerer, und würden nicht leicht mit herunter gefallen seyn, wenn sie nicht schon vorher ganz und gar im Eise gesteckt hätten. Denn es ist nicht zu glauben, daß dieses Eis solche Klippen drey bis vier Meilen auf dem flachen Lande wie ein Keil fortgeschoben hätte, da man nicht sieht, daß es durch die Enge des Raumes dazu genöthiget worden.

Man könnte einwenden, daß unter dem Eise weit größere Haufen von solchen Klippen stecken, und daß die hervorragenden Steine nur durch die Hitze der Sonne entblößet worden. Allein, wenn dieses wäre, so müßten auch alle die übrigen entblößt werden, sobald sich die erste Grundlage unsern Augen darstellete. Aber die Erfahrung zeiget das Gegentheil. Dieses Eis ist auf dem platten Lande zu Bergen geworden, und fasset in sich große Klippen, sowohl in seiner Oberfläche, als in der Mitte und in dem untersten Grunde. Und es fällt dasselbe nicht nur von den Bergspitzen, sondern oft aus den tiefsten Klüften heraus, und hat eben das Eis wiederum hinter sich liegen: welches ganz anders seyn müßte, wenn es die Klippen bloß durch die Gewalt des Falles einen so weiten Weg von ihrer ursprünglichen Wohnung gebracht hätte. Selbst die Gestalt dieser Steine scheinet unsere Meynung zu bestätigen: denn die meisten sind, obgleich nicht gänzlich, doch einigermaßen rund, wie man es an so vielen und großen Haufen, die unter den Bergen liegen, wahrnimmt: dahingegen diejenigen, die aus andern Bergen weggerissen werden, länglicht oder eckicht zu seyn pflegen.

Viel=

Vielleicht möchte auch jemand denken, daß die in diesen sandichten Gegenden befindlichen Flüsse so viele Eisstücken an ihre Ufer geworfen hätten, daß daraus diese Berge entstanden wären. Wenn wir aber die Sache genauer betrachten, so finden wir, daß diese unreinen und schlammichten Flüsse sehr schnell laufen, und daher niemals oder selten zufrieren, wann sie nicht durch eine gar zu große Menge Schnee überwältiget werden. Nun ist dasjenige Eis, das unaufgelösten Schnee in sich enthält, niemals; und dahingegen dasjenige, das aus lauter reinem Wasser besteht, allezeit durchsichtig. Denn je einfacher und reiner ein durchsichtiger Körper ist, und jemehr er von allen fremden Theilchen frey ist, desto leichter läßt er die Strahlen des Lichts durchfallen. Man kann also durch die erste Gattung des Eises alles sehen, was unten im Wasser ist: die letztere aber, die aus Schnee zerbrochenen Eisstücken und Wasser zusammen gefroren, ist so beschaffen, daß es dem Auge nicht möglich ist, es durchzudringen. Nun wollen wir beyde Gattungen, die einfache und die zusammengesetzte, gegen das Eis unserer Eisberge halten, so werden wir sehen, daß dieses mit dem reinen einfachen Eise gänzlich überein kömmt. Und also glauben wir aus diesen und oben angeführten Gründen zur Gnüge erwiesen zu haben, wie wenig wahrscheinlich es sey, daß solche ungeheure Berge aus unaufgelöstem Schnee, oder aus zusammengehäuften Eisstücken entstanden sind, welches doch die gemeine Meynung behauptet. Nunmehr wollen wir uns denn allmählig vorbereiten, unsere Muthmaßungen davon an den Tag zu legen.

(Die Fortsetzung folget künftig.)

III. Schrei-

* *

III.
Schreiben
von
der Zubereitung
der
wilden Castanien zur Viehmast.

Aus dem
Journal oeconom. Octobr. 1751.

Wenn ich ihnen, mein Herr, nach so vielen bisher vergeblich gemachten Versuchen, die indianischen Marronen einigermaßen zu nutzen, meine eigenen erzähle, ja was noch mehr ist, wenn ich ihnen auch die Versicherung gebe, daß sie mir glücklich von statten gegangen sind, so weiß ich eben so wenig, ob sie meine Freyheit geneigt aufnehmen, als ob sie mir Glauben beymessen werden. Könnte mein Verfahren nicht ohne viele Mühe und sonderliche Kosten ausgeführet werden: so wollte ich selbst nicht daran denken, es bekannt zu machen. Allein, da weder das eine, noch das andere dazu erfordert wird; so könnte sichs vielleicht jemand einfallen lassen, den Versuch nachzumachen, und diese Hoffnung berechtiget mich um destomehr zu meinem Entschlusse, je gewisser ich weiß, daß mich andere, die die Probe weder anstellen können, noch wollen, wenigstens keiner Neigung, das Publicum zu hintergehen, oder jemanden unnöthige Kosten zu verursachen, werden beschuldigen können.

Ich

Ich bin nicht gleich mit meinen ersten Versuchen glücklich gewesen. Anfänglich hoffte ich ein Brennöl aus diesen Marronen heraus zu ziehen: allein sie gaben dessen sehr wenig, und sein Gestank ist unerträglich. Sein einziger Vorzug besteht darinn, daß es sich in der strengsten Kälte hält, ohne zu gerinnen. Weil also dieser erste Versuch unglücklich ablief; so gedachte ich diesen Früchten ihre Bitterkeit zu benehmen, damit sie zu einer guten Mast für Schweine und Schafe dienen könnten.

Ich schüttete in dieser Absicht eine Lage ungelöschten Kalk auf die Erde, und legte einige mit einer Pfrieme drey bis viermal durchbohrte Marronen darüber her. Sie lagen etwa drey bis vier Finger hoch über einander, und wurden mit einer neuen Lage von ungelöschtem Kalke bedeckt. Dieses alles besprengete ich nach und nach mit Wasser, bis sich der Kalk völlig aufgelöset hatte. Nachdem es kalt geworden, zog ich die Marronen mit einer weiten Harke heraus, und that sie in ein Faß, an dessen Boden ein Zapfen befindlich war. Ich ließ frisches Wasser darauf schütten, und alles mit einem hölzernen Spatel gemächlich durch einander rühren, bis sich aller Kalk abgesondert hatte, da denn das Wasser abgelassen wurde. Dieses Verfahren wiederholte ich zwey bis dreymal, und ließ endlich die Marronen vier und zwanzig Stunden im frischen Wasser stehen, um ihnen alle ihre Bitterkeit zu benehmen. Endlich ließ ich das Wasser ab, und die geschälten Marronen wurden dem Viehe unter anderem Futter vorgeworfen. Anfangs ließ ich ihm nur wenig, nach und nach aber mehr geben, damit sich das Vieh erst daran gewöhnete, und ich

schrei-

schreibe es diesem Futter vornehmlich zu, daß es in kurzer Zeit dick und fett wurde.

Dieses glücklichen Fortganges ungeachtet, schien mir doch das Verfahren etwas zu langweilig und beschwerlich. Daher suchete ich es folgendermaßen zu verkürzen. Ich verfertigte Kalkwasser. Ich goß auf ungefähr ein Achtel eines Scheffels ungelöschten Kalks, den ich in einen kleinen, am Boden mit dichter Leinwand belegten Laugenbottich, tragen ließ, zwanzig bis vier und zwanzig Maaß (pintes) Wasser. Als der Kalk wohl gelöschet war, zog ich das mit dem Salze des Kalks angefüllte Wasser durch die Röhre des Bottichs ab, und ließ die durchbohrten Marronen eine Zeit lang in diesem Wasser kochen. Wenn sie weich genug waren, wurden sie geschält, alsdann vier und zwanzig Stunden in frischem Wasser geweicht, und endlich dem Viehe mit vielem Vortheile und Nutzen zur Mästung gegeben.

Das von den Marronen bitter gewordene Kalkwasser habe ich auf ein Stück Landes tragen lassen, worauf ich künftiges Frühjahr Köhl zu pflanzen gedenke, um durch dieses bittere Salzwasser vielleicht die, meines Wissens, bisher noch unüberwindlichen Erdflöhe zu vertreiben.

Ich will indessen doch niemanden rathen, die so zubereiteten Marronen trächtigem oder säugendem Viehe zu geben, denn ob ich gleich nie bemerket habe, daß sie denen, die man zum Schlachten damit mästet, den geringsten Schaden gethan hätten, so wollte ichs doch in den beyden erwähnten Fällen um desto weniger wagen, je weniger man noch bis itzt die Krankheiten der Thiere und ihre Mittel kennet, und je behutsamer man mit ihnen umgehen muß, um ihre Gesundheit, besonders in critischen Umständen, keiner Gefahr auszusetzen.

U.

* *

IIII.

Physikalische Abhandlung von denen im Blute vorhandenen Eisentheilen durch gewisse chymische Versuche dargethan, und nebst einem beygefügten Versuche mit dem Eisen in der blauen Farbe.

Herausgegeben von

C. S. M * *.

Virg. Georg. L. II. 490.
Felix qui potuit rerum cognoſcere cauſas.

Es hat zwar in den älteſten Zeiten Leute gegeben, welche dem edlen Triebe gefolget, ihre Aufmerkſamkeit auf die Reiche der Natur zu lenken: die wenigſten aber haben das Vermögen beſeſſen, in das Innerſte der Natur einzudringen, die Art der Zuſammenſetzung eines jeden Dinges zu entwickeln; die Theile deſſelben genau zu beſtimmen, und endlich die Wirkung eines jeden derſelben insbeſondere zuverläßig anzugeben. Der Mangel der hier-

hierzu gehörigen Hülfsmittel, der die Anzahl ihrer Beobachtungen ziemlich verkleinern mußte, legete ihnen meines Erachtens die größten Hindernisse in den Weg, ihren gehofften Zweck nach Wunsche zu erhalten. Nehmen wir vollends dazu, daß sie eben nicht die größten Helden in der Chymie gewesen, und ihnen keine gründliche Kenntniß von den Verhältnissen der auflösenden mineralischen Geister gegen einander beygewohnet: so wird man sich in diesem Felde wenig Zuverläßiges von ihnen versprechen können. Dem sey nun wie ihm wolle: so würde es dennoch ein strafbarer Undank seyn, womit man ihre Asche schändete, wenn man alle ihre hierauf verwendete Mühe mit ganz verächtlichen Augen ansehen wollte. Dem zu geschweigen, daß wir öfters aus ihren Fehlern Gelegenheit nehmen können, klüger zu werden, und die Naturen der Dinge genauer und sorgfältiger, als sie gethan haben, zu untersuchen: so sind doch auch alle ihre Verdienste um die Naturkunde so gar geringe nicht, daß es uns gleich viel gelten könnte, ob sie jemals hierinnen einige Versuche gethan, oder nicht. Gewiß, wir würden ohne sie in eben diejenigen Fehler verfallen, die wir itzo an ihnen verbessern können. Die Naturkunde nämlich, hat dieses Schicksal mit allen andern Wissenschaften gemein gehabt, daß in ihrem ersten Anfange Licht und Finsterniß mit einander rungen, und die Klarheit und Deutlichkeit derselben mit dem dickesten Nebel der Vorurtheile und des Aberglaubens angefüllet lagen. Die Zeit zog allmählig den glücklichen Nachkommen diese Decke von ihren Augen weg, und man fieng nunmehro an, die Natur und ihre Gesetze nicht mehr wie bishero nach

seinen

seinen Begriffen und Gutachten zu bilden; sondern durch emsige und genaue Untersuchung derselben seine Begriffe der Einrichtung und Wirkungsart der Natur gemäß einzurichten. Eine Bemühung, die dem menschlichen Geschlechte Ehre machet! Die Kenntniß der Natur weiset uns die Lage, in welcher wir an dieses Ganze angepasset sind. Dieses Ganze zeiget eben so wohl, als der geringste seiner Theile, auf das herrlichste von der Weisheit und Macht seines grossen Werkmeisters, und ein Naturforscher ist deswegen am geschicktesten, Gott nach seinen Eigenschaften und Vollkommenheiten zu erkennen, zu loben und zu preisen. Der Nutzen der Naturkunde breitet sich auch endlich bis auf die Lehre von dem gesunden und kranken Zustande unsers Körpers aus. Sie zeiget die wesentlichen und zufälligen (heterogenen) Theile unsers Baues, und folglich, was demselben nützlich oder schädlich ist, und ich werde nicht zu weit gehen, wenn ich sage, daß sich ohne sie kein rechtschaffener Arzt denken läßt. Da ich nun die Arztneygelahrtheit zu meiner Hauptbeschäfftigung gemacht habe: so suche ich dieselbe, in dieser Absicht mit der Naturlehre auf das genaueste zu verbinden. Denn nichts ist meiner Meynung nach rühmlicher, als die Ehre Gottes, und den Nutzen des Nächsten zu befördern. Gegenwärtige Abhandlung mag meine Leser urtheilen lassen, mit was für glücklichem Erfolge ich dieser Wissenschaft obgelegen, und ob ich Zeit und Fleiß auf dieselbe ganz vergeblich gewendet. Ich habe mir itzo vorgesetzt, einen Bestandtheil des Blutes zu untersuchen, der in einer gewissen chymischen Arbeit eine besondere Wirkung hervor bringt, und von wel-

cher unsere Vorfahren keine genaue Kenntniß besessen haben. Meine Leser werden mir erlauben, einen kleinen Vorbericht dießfalls zu ertheilen, der mich veranlasset, mein Augenmerk auf diese Materie zu richten. Ich werde mich sowohl hierinnen, als auch im folgenden, aller möglichen Kürze und Gründlichkeit bedienen. Durch einen ungefähren Zufall wurde uns vor jenen vierzig Jahren eine blaue erdigte Farbe entdecket. Sie hielte die Proben der stärksten sauern Geister, ohne dadurch etwas von ihrer Schönheit zu verlieren. Man konnte nunmehro in der Mahlerkunst die theure Ultramarinfarbe gänzlich entbehren. Zum Färben aber konnte man sie wegen ihrer erdigten Theile nicht gebrauchen *. Dem ungeachtet wurde anfangs die Art ihrer Zusammensetzung sehr geheim gehalten. Es widerfuhr ihr aber ein gleiches Schicksal aller andern Künste. Man kam dahinter, daß sie aus zwey Theilen Blut, zwey Theilen Weinstein, und eben so vielen Theilen Salpeter im Feuer geschmolzen und alkalisiret, hernach mit Wasser aufgelöset und wiederum mit sauren Salzen niedergeschlagen wurde; und sie ist nunmehro unter dem Namen Berliner Blau überall bekannt. Hierüber entstunden nun bey den Naturkündigern verschiedene Meynungen, was eigentlich das Blaue bey diesem Mengsel verursache. Mit einem bloßen Niederschlage von alkalischen und sauren Salzen konnten sie es nicht bewerkstelligen; daher macheten

* Ich habe aber auch nachhero bey angestellten Versuchen bemerket, daß sie die Laugensalze nicht verträgt, und von denselben augenblicklich, ohne das geringste Blaue zu behalten, in eine braungelbe Farbe verwandelt wird.

macheten sie den Schluß, daß der Grund hierzu unmittelbar im Blute sey. Diesen Theil selbst aber in dem Geblüte aufzusuchen, es von den andern gehörig abzusondern, war ihnen zu weitläuftig, oder sie wußten es nicht recht anzufangen, zumal da sie in den alten Lehrsätzen von dem Blute keine Spuren fanden, die sie auf den rechten Weg geführet hätten. Und also blieben sie hierbey stehen. Ich habe zwar diese Farbe selbst zum öftern gearbeitet, ohne mein Absehen auf die im Blute hierzu nützlichen Theile zu haben. Als ich aber einige Zeit an einer andern blauen Farbe gearbeitet hatte, und dieselbe auf keinerley Weise zu einer beständigen Dauer bringen konnte, so lenkete ich meine Aufmerksamkeit einzig und allein auf die im Blute verhandenen Theile, welche bey dem berliner Blau den sauern Geistern so heftigen Widerstand thun. Da mir diese Theile aber annoch unbekannt waren, so hatte ich auch zugleich vonnöthen, auf alle andere Begebenheiten, so hierbey vorkommen, gleiche Aufmerksamkeit zu verwenden.

Ich nahm also zwey Theile getrocknetes Ochsenblut, und zwey Theile reinen Salpeter, und vermischte solches mit gnugsamen Kohlenstaube, verpufte es gehörig, und erhielt es so lange im Feuer, bis es zum Flusse kam: hierinnen ließ ich es eine Weile stehen, damit es recht alkalisch wurde, sodann aber ließ ich es erkalten.

Erste Beobachtung bey dieser Arbeit.

Bey dem Verpuffen bemerkte ich erstlich: daß, wenn der Salpeter schon längst abgebrannt war, das

Blut dennoch beständig mit einer sehr blaugrünen Flamme und starkem Schwefelgeruche brannte.

Zweyte Beobachtung.

Daß sich dieser Schwefeldampf, da die Materie in Fluß kam, so stark vermehrete, wie bey den Metallen, wenn man solche abtreibet, geschieht, dieses währete so lange, als die Materie im Flusse stund. Und je größer die Hitze war, je größer war der Rauch.

Dritte Beobachtung.

Wenn man etwas silbernes über diesen Rauch hielte, so wurde selbiges augenblicklich wie verguldet, hielte man es etwas länger darüber, so wurde es kupferfarbigt, endlich aber schwarz.

Ich nahm diese Begebenheiten alle zusammen, und machte den Schluß, daß nothwendig hierinnen ein Schwefel vorhanden seyn müsse, und daß der lange Aufenthalt desselben bloß von dem alkalischen Salze herrühre, von welchen derselbe (figiret) gebunden, und nicht gleich weggelassen würde. Das Anlaufen des Silbers aber war ohne dem ein unstreitiger Beweis des Daseyns oder der Wirkung eines Schwefels. Um aber hinter die Gewißheit dieser Sache zu kommen, so stellete ich folgende Versuche an.

Erster Versuch.

Ich nahm ein Theil Schwefel, und vier Theile ⊖♀ri, mengte solches sehr zart unter einander, gab ihnen die stärkste Hitze, daß es gleich in Fluß gerieth, und hernach ließ ich es kalt werden *. Hierauf lö-
sete

* Hierbey verspührete ich eben diese Phänomena, wie bey der Alkalisirung des Blutes mit dem Salpeter.

setze ich diese Masse mit warmen Wasser auf, und filtrirte sie gehörig, da bekam ich eine, der aus dem Blute gemachten (außer dem bittern Geschmacke) an Geruch und Farbe ganz ähnliche Lauge. Endlich schritte ich mit dieser Lauge zu dem Niederschlage mit der Alaune vsque ad punctum saturationis. Dieser Niederschlag war nicht blau, sondern weiß, und nicht anders, als das Lac ♀ris.

Zweyter Versuch.

Ich machte wiederum mit dieser Lauge, und mit einer Solution von (⊖lum ♂tis) Eisenvitriol, einen andern Versuch. Ich goß nur einige Tropfen von dieser Solution hinzu, und da bekam ich sogleich einen sehr schönen grünen Niederschlag. Und jemehr ich von dem aufgelösten Vitriole zugoß, je dunkelgrüner derselbe wurde, kam ich aber gar zu stark damit, so wurde es endlich schwarz. Dieser getrocknete und auf Kohlen geworfene Niederschlag, gab einen schwefelichten Geruch, und blaulichte Flamme. Ich sah also, daß meine Meynung falsch war; daher ließ ich sie fahren, und suchete nunmehr diese Theile lieber selbst aus der vorher geschmolzenen Blutlauge zu erforschen.

Dritter Versuch.

Ich lösete demnach mein obiges geschmolzenes Mengsel mit warmen Wasser auf, filtrirte es gehörig, nahm einen Theil davon, und präcipitirte ihn, wie gewöhnlich, mit einem aufgelöseten Alaun, und ein wenig Eisenvitriol, um zu sehen, ob sie sattsam

geschmolzen war *, und ich bekam ein sehr feines und dunkeles Berlinerblau.

Nunmehro aber war ich vielmehr bedacht, die Ursache von dieser Blaue zu erforschen. Hierzu schiene mir nun nichts geschickter zu seyn, als ein reiner (spiritus ♁tri) Salpetergeist, welcher sich mit dem alkalischen Salze wiederum vereiniget, oder ein sogenanntes ♁trum Regeneratum ausmachet, dasjenige aber, was nicht zu der Natur des alkalischen Salzes gehöret, fahren und zu Boden fallen läßt.

Vierter Versuch.

Ich nahm also wieder einen Theil der Blutlauge, und goß hierzu so viel reinen Salpetergeist, bis das Vorwallen auf beyden Seiten gehoben war, da schlug sich sogleich eine ziemliche Menge eines sehr hellbraunen und zarten (Croci) Pulvers zu Boden, das fluidum hingegen blieb hell und klar. Ich ließ es erst recht setzen, sodann aber goß ich es ab, evaporirte es vsque ad cuticulam, und ließ es anschießen, da bekam ich einen sehr zarten Salpeter, welcher auf dem Feuer sehr hurtig brannte, und dieses wollte ich eben haben. Den erhaltenen Präcipitat edulcorirte ich vorher etliche mal mit reinem Wasser, und ließ ihn hernach trocken werden.

Fünfter Versuch.

Nun versuchete ich, die Natur dieses getrockneten und von allem Salze gereinigten Niederschlages, etwas

* Ich habe bemerket, daß, je länger das Mengsel geschmolzen, je heller und weißer die Lauge davon wird, unstreitig, weil der Schwefel endlich nach und nach verbren-

was näher kennen zu lernen. Zu dem Ende nahm ich also ein gutes Aquafort, und goß es darauf, da lösete sich derselbe mit einer kleinen Erhitzung des Glases, worinnen er war, vollkommen auf *; Hieraus nahm ich eine metallische Natur dieser Theile wahr, ich präcipitirte sie daher wieder mit einem reinen und aufgelöseten alkalischen Salze, und da fielen eben diese vorhero aufgelöseten Theile wieder zu Boden, und die Lauge war wieder zu einem Nitro geworden.

Sechster Versuch.

Weil ich nun bemerket hatte, daß diese Theile metallischer Natur waren, so machte ich, um die Natur dieses Croci noch näher kennen zu lernen, einen Versuch mit einem guten Magnete. Hier wurden die zarten Theile alsbald sehr begierig von demselben angezogen, und ich wurde nunmehro versichert, daß dieser Crocus wirklich aus Eisentheilen bestehe.

Siebenter Versuch.

Ich machte abermals mit diesem getrockneten, und wohl ausgelaugten Niederschlage einen neuen Versuch. Ich goß nämlich zu dieser Materie etwas destillirten Weineßig, rührete es wohl unter einander, und setzte es einige Tage in gelinde Digestion; hier zeigete sich alsbald ein styptischer vitriolischer Geschmack.

verbrennet, welcher, wann er noch darinnen vorhanden ist, sich mit auflöset, und die Lauge gelblich färbet.

* Dieses pflegt gemeiniglich bey den metallischen Körpern, wenn sie mit sauern Geistern aufgelöset werden, zu geschehen.

schmack. Ich goß nachgehends noch etwas Wasser darzu, ließ es durch einen Filz laufen, rauchete es ein wenig ab, und setzete es hernach in die Kälte zum Anschießen. Als ich nach einiger Zeit wieder zu dem Glase kam, fand ich in demselben einen sehr schönen und hellgrünen Vitriol, welcher angeschossen war. Von diesem lösete ich etwas in warmen Wasser auf, und goß es zu einer wohl saturirten solutione Gallarum, davon wurde sie augenblicklich ganz schwarz, wie von allem Vitriol geschieht.

Achter Versuch.

Weiter versuchete ich diesen Eisencrocum, nunmehro auch in einen seiner Natur gemäßen und dichten Körper zu reduciren. Ich that zu dem Ende eine gewisse Quantität in einen Schmelztiegel, gab ihm recht stark Feuer, und setzete ihm ein gewisses Phlogiston zu *, trieb es mit dem Balge so lange, bis es anfieng zu fließen, darnach goß ich es in ein Gießzeug aus, und ließ es kalt werden. Ich versuchete es nachmals mit dem Hammer, allein es ließ sich nicht recht hämmern, sondern war mehr brüchig. Uebrigens wurde es von dem Magnete sehr stark angezogen. Hier sieht man nun, daß die Eisentheile einzig und allein die Grundursachen sind, welche bey Verfertigung dieser Farbe, das Blaue verursachen.

Es

* Es ist bekannt, daß die Flüßig- und Geschmeidigkeit der Metalle einzig und allein von dem principio inflammabili abhangen, und erhellet solches klar aus Reductio des Calcis metallorum durch die fettigen Körper. Siehe hiervon Bechers Phys. subt. den berühmten Herrn Stahl, Neumann, und andere neue mehr.

Es zeiget dieses schon ein Niederschlag mit dem bloßen Laugensalze und Vitriol, welcher, so man mit dem Vitriole nicht zu stark kömmt, schon etwas ins Blaue fällt *, und bey der Schmelzung des Laugensalzes mit dem Blute, wird dasselbe, mit den darinnen vorhandenen zarten Eisentheilen erstlich recht stark geschwängert, und verursachet also bey dem Niederschlage mit dem Alaun und Vitriol, das Blaue.

Neunter Versuch.

Endlich trieb mich die Begierde, das Verhältniß in Absicht auf die Vielheit derer sowohl im Ochsen- als Menschenblute vorhandenen Eisentheile zu bestimmen. Ich nahm also zwey Pfund getrocknetes Ochsen- und eben so viel getrocknetes Menschen-Blut, schmelzete jedes insbesondere in einem Schmelztiegel, und verfuhr übrigens in allem so damit, wie ich bereits im vierten Versuche gemeldet habe. Der Product des Eisensaffrans war aus dem Ochsenblute am Gewichte 2½ qtl. 3 Gran, aus dem Menschenblute 3 qtl. 15 Gran **.

Dieses sind nun meine Versuche mit dem Blute, wodurch ich die in demselben vorhandenen Eisentheile,

 und

* Niemand wird läugnen, daß jeder Vitriol etwas von metallischen Theilen bey sich führe. Denn dieses beweiset die künstliche Verfertigung des Eisen- und Kupfervitriols aus seinen eigenen Metallen, und wiederum die Scheidung dieser metallischen Theile aus den zwey natürlichen Arten des Vitriols.

** Zu alle dem kann man die eigentliche Quantität so genau nicht bestimmen, weil allemal von dem geschmolzenen Mengsel viel zurück bleibt, so sich nicht auflöset.

und das, bey der Verfertigung des berliner Blaues hieraus entstehende Farbewesen klar genung entdecket habe. Im Folgenden werde ich noch einen Beweis aus dem Eisen selbst führen, daß aller Zweifel, den meine Leser etwan hegen dürften, gänzlich über den Haufen fallen muß. Beyläufig muß ich noch erinnern, daß, weil man statt des Blutes, auch Knochen, Horn, Haare, und dergleichen, welche insgesammt erstlich aus den flüßigen Theilen ihre Nahrung und Wachsthum erhalten, zu der blauen Farbe gebraucht, hieraus zu schließen ist, daß in denselben ebenfalls solche Eisentheile vorhanden seyn müssen, und daß man solche auf vorerwähnte Art, sowohl in diesem, als auch in dem Pflanzenreiche (wenn anders welche in denselben vorhanden sind) entdecken könne. Ich könnte bey dieser Gelegenheit etwas von den Wirkungen dieser Eisentheile in dem Geblüte, und von dem Nutzen des Eisens in der Arztneykunst, außer dem, was wir schon von dem Gebrauche der eröffnenden und stärkenden Eisenmittel wissen *, mit einfließen lassen. Allein da dieses wider meinen vorgesetzten Endzweck ist, so verspare ich solches zu einer besondern Abhandlung von dieser Materie, und werde deswegen zu dem im Vorhergehenden versprochenen, und aus dem Eisen selbst zu führenden Beweise meiner Versuche schreiten. Um der Deutlichkeit willen werde ich die Erfahrungen, so wie ich sie aus meiner Arbeit erlanget habe, hieher setzen.

Versuch

* Wer die Lehre des berühmten Herrn Boerhaavens de Tono stricto et laxo viscerum recht versteht, der wird sich der Eisenmittel mit Nutzen zu bedienen wissen.

Versuch
mit
dem Eisen in der blauen Farbe.

Bey dieser Arbeit habe ich alle Vorsicht gebrauchet, deren man sich zu bedienen hat, wenn man in einer Sache gewiß gehen will. In dieser Absicht nahm ich sehr reine Feilspäne von Eisen, besprengete dieselben mit reinem Wasser, und ließ sie stehen, bis sie zusammen gerostet und trocken waren; alsdenn stieß ich sie im Mörsel, schlug sie durch einen Flohr, und auf diese Weise wiederholete ich diese Arbeit, bis ich genung von diesem Roste hatte. Er schien mir aber noch etwas zu harte zu meinem Vorsatze zu seyn; deswegen that ich denselben in einen Schmelztiegel, setzete ihn ins offene Feuer, und ließ ihn einige Stunden recht durchbrennen, nach diesem brachte ich den Eisenrost auf einen Reibestein, machete ihn so klar, als möglich war, und ließ ihn hierauf wieder trocken werden, nahm zwey Loth davon, und versetzete dieselben mit zwölf Loth Salpeter, etwas rohem Schwefel *, und genugsamen Kohlenstaube, verpufte solches zusam-

* Wenn diese Arbeit wohl von statten gehen soll, so kömmt es darauf an, daß man die rechte Quantität vom Schwefel trifft. Ohne denselben geht es gar nicht an, weil die Eisentheile vor sich mit dem Laugensalze nicht recht vereiniget werden; ist im Gegentheile gar zu viel von selbigem darunter, so vereiniget sich das Eisen so sehr mit dem Schwefel, und die Lauge von dem geschmolzenen Mengsel wird von der gelben Farbe des Schwefels und dem blauen Farbewesen des Eisens ganz stahlgrün, wenn sie durch den Filz

zusammen, und brachte es hernach zum Flusse, worinnen ich es eine gute Weile erhielte. Nach diesem ließ ich solches kalt werden, lösete es mit reinem warmen Wasser auf, und goß es durch Löschpapier. Ich kostete diese Eisenlauge erstlich, und da schmeckte sie nebst dem alkalischen Geschmacke stark, bitter und etwas (caustisch) etzend, und war also von der Blutlauge, davon ich noch etwas stehen hatte, hierinnen nicht das geringste unterschieden. Endlich schlug ich diese Eisenlauge mit aufgelösetem Alaun und etwas Eisenvitriol nieder. Er wollte anfänglich nicht recht dunkelblau werden, und das Wasser auf dem Niederschlage war noch sehr trübe; allein ich merkete bald, woran es fehlete, und setzete derohalben noch etwas Vitriol zu der Alaune, weil derselbe nicht genug zusammenziehend war, und goß es nach und nach zu dem Niederschlage. Hierauf änderte es sich bald, mein Niederschlag wurde so dunkel, daß er ganz schwarz aussahe, und das Wasser darauf war nunmehr hell und klar. Ich war daher sehr vergnügt, daß ich in dieser Arbeit eben so glücklich gewesen war, als in dem Vorhergehenden, ob sie aber den Versuch mit den sauren Geistern halten würde, konnte ich itzo noch nicht gewiß wissen. Deswegen ließ ich das Wasser davon erstlich durch Papier laufen, und goß sodann zu ein wenig dieser Farbe, etwas Vitriolöl zu einem andern etwas

Sal-

Filz gelaufen ist, nachmals aber von dem Niederschlage mit dem Vitriole schwarz. Diese Quantität aber habe ich um deswillen nicht eigentlich bestimmet, weil ich sie annoch vor mich behalten will, ich auch überdieß nicht einem Lichte gleichen will, das sich selbst verzehret, indem es andern dienet.

Salpetergeist, und wieder zu einem andern den sauren Geist. Ich rieb jede insbesondere recht unter einander, und da wurde sie so brennend davon an Farbe, daß es die Augen recht blendete, ich strich etwas auf Papier, da vertrieb es sich ganz unendlich weit, ohne daß man den Grund des Papieres sahe, und ich konnte von der Dauerhaftigkeit und Schönheit dieser Farbe nichts mehr verlangen. Wer sieht hieraus nicht die Gewißheit und Wichtigkeit der Entdeckung, von den im Blute vorhandenen Eisentheilen, dadurch man zugleich zu der Erfahrung gelanget, daß das Berlinerblau sowohl aus Blut als Eisen gemachet werden kann *, und zwar mit letztern noch mit weniger Arbeit und Kosten, des Nutzens annoch zu geschweigen, der uns ferner in der Arztneykunst hieraus erwachsen dürfte. Auf diese oder eine ähnliche Weise, kann man auch mit andern metallischen Körpern Versuche anstellen, vielleicht sind in einem und dem andern besondere Farbewesen enthalten, von welchen wir ebenfalls noch keine Kenntniß besitzen.

Ich habe es demnach nicht für ganz unnütze gehalten, diese angestellten Versuche mitzutheilen, und vielleicht werden wir durch einen fortgesetzten Fleiß in dieser Arbeit von geschickten und gründlichen Naturforschern noch mit mehrern Wahrheiten bereichert, deren Nutzbarkeit an uns selbst angepasset werden kann. Uebrigens habe ich das gute Vertrauen zu meinen Lesern, daß sie mich nicht anders, als auf eine vernünftige Art beurtheilen, und von dem Gegentheile,

* Das Anlaufens des Stahls leget schon ein Zeugniß hiervon ab, daß das Eisen in das Blaue geht, wenn man mit selbigem gehörig umgeht.

theile, welches sich etwan einer und der andere in meinen Versuchen zu finden getrauen möchte, nicht anders als practisch, und also eben auf die Art, wie ich verfahren habe, überzeugen werden: andernfalls weder ich noch sonst jemand dadurch vollkommener werden dürfte.

* *

V.

M. E. F. Schmerfahls Abhandlung von der Tuberose.

Die Tuberose ist unstreitig eine der vortrefflichsten Blumen. Sie gehöret zu den ausländischen, und zwar zu den indianischen Gewächsen. Aus Indien brachte man sie zuerst nach Wälschland, alwo sie il Iacinto Indiano tuberoso genannt wurde. Von da kam sie in unsere deutsche Gegenden. Ihr entlegenes Vaterland ist es aber nicht allein, sondern vornehmlich das Durchdringende ihres süßen Geruches, wodurch sie bey uns schätzbar wird. Einigen Personen gefällt daneben die gute weiße Farbe der Blüte; ingleichen, daß diese angenehme Blume den Herbst zieret, auch langsam verblühet, indem sich eine Blüte nach der andern an dem Stengel öffnet.

Man

Man hat zwo Arten von Tuberosen, eine einfache und eine gefüllte *. Beyde tragen weiße Blumen, die kleinere und zartere Blätter, auch einen anmuthigern Geruch, wie die großen weißen Lilien haben, sonst aber diesen letztern sehr ähnlich sind. Ob es noch eine gefüllte rothe Tuberose giebt, kann ich nicht bestimmen. Herr Arnold Friedrich von Hartenfels bezeuget **, sie sey von ihm nicht gesehen. Hiermit kömmt meine Erfahrung überein, ungeachtet ich solche Pflanze sehr gesuchet habe. Sollte dieselbe vorhanden seyn: so müßte man sie, ihrer großen Seltenheit wegen, der weißen gefüllten vorziehen. Daß sonst diese letztere den Preis vor der weißen einfachen behaupte, ist leicht zu erachten.

Es erfordert unser Gewächs viele Wartung. Ich finde mehr als eine Person gleich in meiner Nachbarschaft, die dasselbe bisher in keinem Jahre zur Blüte bringen kann. Die Ursache davon ist bloß diese, daß man die hinlängliche Aufsicht fehlen läßt.

Besagtes Knollengewächse mag durchaus keine Kälte leiden. Es verlanget daher, in einen Blumentopf gepflanzet zu seyn, damit man denselben, wenn Nachtfröste, oder andere rauhe Witterungen einfallen, in Sicherheit bringen, und allenfalls zu sich ins Haus nehmen könne. Leget man die Knollen in den ordentlichen Gartenboden, so geschieht es gar zu leichte, daß im Frühjahre nach dem Her-

vorschießen

* Hyacinthum tuberosum Indicum, flore simplici, et pleno.

** In dem ersten Theile seines neuen Gartensaales, Frankf. am Mayn 1746. 8. a. d. 108 S.

vorschießen des annoch kleinen Stengels, oder im Herbste, ehe die Blüte vorbey, und das Laub trocken geworden ist, ein eintreffender Frost dem Gewächse Schaden zufüget.

Der Frühling ist die Zeit, da man die Blumentöpfe zur Hand nimmt, und die Knollen einleget. Am füglichsten thut man dieses im März. Will man aber die Pflanzen früher, als ordentlicher Weise geschieht, zur Blüte treiben, mag man schon im Februar solche Verrichtung vornehmen *.

Bey dem Einlegen verfährt man folgendermaßen: Man wirft in den Topf, unten auf den Boden etwas Sand, damit das Wasser künftig desto eher abziehe. Ueber den Sand bringet man eine frische, ganz fette, aber zugleich leichte und lockere Erde. Eine zähe, thonichte und kreidigte Erde, tauget gar nicht, weil, ihrer Steifigkeit und Härte wegen, in derselben vornehmlich die Würzelchen des Knollen mit größter Schwierigkeit die Nahrung suchen müßten. Je lockerer und leichter hergegen die Erde ist, desto wenigern Widerstand finden Wurzeln, Keim, Regen, Luft und Sonne, von derselben, und desto eher und besser können folglich die Pflanzen fortkommen. Die schönste Erde zu unserm Gewächse ist die,

* Die sogenannten Gartengeheimnisse, wovon zu Nürnberg 1738. 8vo die erste, und 1752 8vo die neueste deutsche Ausgabe hervortrat, weisen auf der 8 Seite den Jenner zum jährlichen Pflanzen der Knollen an. Allein diese Schrift ist nach dem französischen Horizonte eingerichtet, und überdieß von schlechtem Inhalte. Man findet hier Geheimnisse, die keines Durchlesens werth, und in ein kauderwälsches Deutsch eingekleidet sind.

die, wenn man ein Drittheil von wohlverwesetem Kühmiste, ein Drittheil von vermoderter Weidenerde, und ein Drittheil von guter Gartenerde, mit einander vermenget. Hat man dieß Vermengete in den Topf geworfen, so bringet man darüber, in der Mitte ein wenig Sand, worinn man den Knollen pflanzet, so, daß der Sand denselben und seine Wurzeln unmittelbar umgiebt. Um den Sand herum drücket man von neuem jene vermengte Erde. Mit solcher bedecket man endlich den Knollen oben zween Queerfinger hoch. Der Sand, den man auf gedachte Art angebracht hat, ist das sicherste Mittel wider die Fäulung des Gewächses. Doch brauchet er nicht sehr dicke auf den Wurzeln zu liegen. Darneben siehet man während des Setzens dahin, daß diese letztern nach allen Seiten wohl ausgebreitet werden, damit sie allenthalben ihre Nahrung auffassen mögen. Auf daß sich auch die Knollen nicht unter einander die Nahrung entziehen, so bringet man in jeden Blumentopf nur ein einzig Stück. Und die Erfahrung bekräftiget, daß sodann die Blumen am größten und schönsten ausfallen. Ehe man das Stück in den Topf setzet, werden die Wurzeln bis auf die Halbscheide ihrer Länge abgestutzet, auch wo sich noch alte Erde an denselben befinden sollte, wohl von solcher gereiniget. Die dürren Fasern bricht man gänzlich ab. Vermoderte Stücke, die, wenn man sie unten ein wenig mit dem Messer schabet, allda kein weißes Fleisch mehr zeigen, sind untüchtig, von neuem gepflanzet zu werden.

Gleich nach dem Einlegen begießet man den Topf mit laulichtem Wasser, damit sich die Erde desto

besser ansetzet. Darauf stellet man ihn an einen warmen, aber auch luftigen Ort. Eine Stube, die mittelmäßig geheizet ist, schicket sich wohl hierzu, wenn man nur zuweilen bey schöner Witterung, die Fenster öffnet. Ist die Wärme des Zimmers gar zu stark und anhaltend, so grünet und schießet das Kraut zu schnell hervor, und das weichlich gewöhnte Gewächse kann nachmals, wenn es völlig draußen stehen soll, nicht mehr gewohnt werden, die geringste kalte Luft zu ertragen. Aus der Stube bringt man den Topf, sobald draußen die Witterung warm wird, täglich in den Mittagsstunden an die freye Luft. Nimmt die warme Witterung weiter zu: so stellet man das Geschirre ganze Tage hinaus. Kommen keine Nachtfröste mehr, so läßt man es endlich, nach der Mitte des Maymonats, auch die Nächte hindurch, draußen. Es ist aber nicht nothwendig, daß man den Topf nach dem Pflanzen eben in eine warme Stube stellen müsse, sondern man kann ihn auch bis oben an den Rand in ein Mistbeet, oder in lautern frischen Pferdemist, senken, und Fenster darüber decken, auch des Nachts, um den Frost abzuhalten, Strohmatten über die Fenster legen. Es verstehet sich von selbst, daß der Topf sodann ebenfalls zum öftern freye Luft haben müsse, und die Pflanze hiedurch nach und nach zu einiger Härte zu gewöhnen sey.

Je größer die Knollen sind, die man pflanzet, desto schöner wachsen Kraut, Stengel und Blumen hervor. Nicht nur anfanges in der Stube, setzet man den Topf gerne an ein Fenster, wodurch ihn die Sonnenstrahlen wohl treffen, sondern auch nachgehends in dem Garten, muß ihm ein sonnenreicher

Platz

Platz zu seiner ordentlichen Stelle angewiesen werden. Am besten ist es, wenn er die Sonne den ganzen Tag hat, indem die Tuberose ungemein viel Wärme liebet. Dieß leztere ist eine neue Ursache, warum sie eher im Topfe, als in dem Gartenboden gedeyet. Denn wenn die Sonne auf den Topf scheint; so ist die Hitze stärker, als wenn die Strahlen auf das platte Land fallen. Ganz recht verfährt man, wenn der Tuberosentopf noch dazu an eine Mauer gestellet wird, wo die von derselben zurückprallende Strahlen ihn gleichfalls ergreifen.

Unsere Blume liebet, nebst der Wärme, auch die Nässe. Man muß sie auf das fleißigste begießen. Es ist eine thörichte Regel, wenn Andreas de la Croix * setzet: **Man solle die gepflanzten Knollen nicht eher begießen, bis die Erde ganz trocken sey.** Vielmehr ist gleich von dem Pflanzen an, bis nach der Blütezeit, immer dahin zu sehen, daß die Erde niemals ganz trocken werde. In den heißen und dürren Sommertagen verlanget das Gewächse sogar alle Abende eine neue Befeuchtung. Doch gießt man freylich jedesmal ganz gelinde, gleich als wenn ein sanfter Regen darauf fiele, damit ein heftiger Stoß des Wassers nicht die Erdtheilchen, die es in die Pflanze zur Nahrung führen soll, wieder mit sich fortreiße. Besitzt man aufgesammletes Regenwasser, so ist dasselbe zum Begießen das beste. Verursachet das öftere Begießen, daß sich die Oberfläche der Erde harte zusammensetzet; so rühret man

 dieselbe

* In seinen *Deliciis et arcanis florum.* Cöln 1697. 8. auf der 42 Seite.

dieselbe ein wenig auf, damit Luft und Feuchtigkeit von neuen desto leichter eindringen mögen. Will die Erde oben schimmlicht werden; so räumet man das Schimmlichte hinweg, und bringet, statt dessen, frische Erde herzu. Bey dickem Nebel und Dünsten den Topf aus der freyen Luft zu entfernen, ist so nothwendig nicht. Denn was die Pflanze von dergleichen Dünsten einsauget, verdünnet die nachmalige Sonnenwärme in ihr wieder, so, daß es allenthalben durch die Dunstlöcherchen der Blätter, Blüte und Stengel herausgeht.

Hat man den Topf nach dem Pflanzen an einen Ort gesetzet, wo ihn zwar kein Frost, aber doch auch keine hinlängliche Wärme treffen kann; so pflegen mehr als zweene Monate zu verstreichen, ehe man etwas Grünes auflaufen sieht. In dem mittelmässig geheizten Zimmer, oder in dem Mistbeete, treiben die Knollen weit eher. Ein Verpflanzen der aufgelaufenen Stücke, welches andere * verlangen, ist ganz unnütz, und hemmet auf eine Zeitlang das Wachsthum.

Der in der Mitte des Krautes aufschießende Stengel wächset zweene bis drey Fuß, ja wenn der Topf eine außerordentliche fette Erde und guten Platz hat, vier Fuß hoch. Während des Fortwachsens stecket man einen Stab dabey, und befestiget den Stengel hieran mit Baste, damit ihn der Wind nicht einbiege. Schon im August, wenigstens im Herbstmonate, stellet sich die Blüte ein. Eine Blume bricht nach der andern an dem Stengel auf, und giebt den

* Z. E. die gedachten Gartengeheimnisse, a. d. 11 S.

den angenehmsten Geruch. Am stärksten spühret man solchen des Abends. Bringt man den Tuberosentopf in ein Zimmer, wo Fenster und Thüren verschlossen werden; so erfüllet der süße Geruch der Blüte das ganze Zimmer ungemein. Ja er ist so durchdringend, daß er verschiedenen Personen stärker wird, als ihr Kopf vertragen kann.

Im Herbst- oder Weinmonate endiget sich die Blüte. Daher läßt man keine Feuchtigkeit weiter auf die Pflanze kommen, sondern stellet sie an einem Ort, wo sie für Regen und Thau Schutz hat. Sodann wird der Stengel trocken. Ist er vertrocknet; so schneidet man ihn nahe an der Erde weg. Wenn hierauf das übrige Laub gleichfalls dürre geworden; so nimmt man die Knollen aus der Erde, reiniget sie von dieser, und verwahret sie, den Winter über an einem luftigen, trockenen und ein wenig warmen Orte. Dieß ist besser, als wenn man sie im Topfe bis zum Frühjahre stehen läßt, wie Timotheus von Rol * und Herr von Hartenfels ** wollen. Denn warum soll man die alte Erde den Winter hindurch aufheben? Sie hat ihre Kraft verloren, und pfleget doch im Frühjahre weggeschüttet zu werden, weil sie zum Wiedereinlegen der Knollen nicht so tüchtig ist, wie eine andere gute Erde. Ja, wo sie im Winter annoch Feuchtigkeiten in sich behalten hat; so

* Auf der 77 Seite seines neuen Blumenbüchleins, von 1687. 12.

** In dem I Th. des neuen Gartensaals, auf der 111 Seite.

wird sie den Knollen ganz schädlich, indem diese deswegen zu schimmeln und zu faulen anfangen. Lassen einige Personen die Tuberose zwey Jahre hindurch, ohne Umsetzen, in demselben Topfe stehen, so wird daher die Blume nie besser, wohl aber schlechter.

Hat man es gewaget, das Gewächse in den ordentlichen Gartenboden zu pflanzen, und allda den Sommer über gebührend zu warten; so muß man es vor dem Winter frühzeitig, ehe ein Reif eintritt, heraus nehmen. Sind Stengel und Kraut alsdenn noch nicht trocken genug; so hebt man den Knollen mit den Wurzeln so aus, daß sie noch mit genugsamer Erde umgeben bleiben, und setzet sie fürs erste in einen Topf, den man für Reif und Frost in Sicherheit bringt. So erfolget denn bald die nöthige Dürre des Stengels und Laubes, daß man jenen wegschneiden, und den Knollen völlig von der Erde befreyen kann.

Den Winter über sind die Knollen auch vor den Mäusen zu bewahren. Man leget sie deswegen ganz lose in eine Schachtel, oder, man bindet sie mit einem Bindfaden an einander, und hänget sie unter der Decke einer Stube so auf, daß die Wurzeln oben, und das Laub unten, sich zeigen.

Es träget die Tuberose in unsern kalten Gegenden nicht leicht Saamen. Sondern wenn die Blüte vorbey ist, so vertrocknen die Hülsen, worinnen das Saat kommen sollte, und fallen nach und nach ab. Der beste Saame ist sonst der, welcher am nähesten an der Erde, und in den Hülsen am nähesten am

Sten-

Stengel sich befindet. Wenn also der Stengel beynahe alle Blumen hervorgebracht hat, so schneidet man die obern insgesammt weg, und läßt nur drey oder viere der untersten zum Saamen stehen. Wollen sich nachmals die Hülsen bald öffnen, so nimmt man sie ab, und aus denselben die schwarzen Saamenkörner heraus. Solche säet man im Weinmonate, ganz dünne in ein Geschirre mit guter Gartenerde, und läßt sie zwey Jahre unverändert darinnen stehen. Doch hat man sie, während dieser Zeit, vor der Kälte zu verbergen, auch mit Begießen, und sonst, wohl zu warten. In den zweyen Jahren entspringen denn, aus dem gesäeten Saamen kaum solche Knollen, die zum Verpflanzen tüchtig sind. Sie haben noch nicht alle die Größe einer kleinen Eichel erhalten.

Was man zwey Jahre hindurch unausgenommen stehen läßt, es seyn nun die ganz jungen, oder auch alte tragbare Knollen, das hat man in dem andern Jahre, und vornehmlich im Frühlinge, dadurch zu erfrischen, daß man gute frische Gartenerde oben auf die vorigjährige streuet. Hiermit hilft man dieser leztern, die zumal durch das öftere Begießen sehr abgenuzet worden, zu ziemlichen Kräften wieder.

In Indien und Italien kommt der Tuberosensaame gewisser und besser zur Zeitigung, als bey uns. In Deutschland geschiehet die Vermehrung dieser Blume gemeiniglich durch die jungen Knollen, die sich an die Mutter setzen, und gerne von derselben absondern lassen. Wenn man also die Mutter in die Erde bringen will, so nimmt man die Nebenknol-

len gelinde von ihr weg, und pflanzet jedes Stück derselben besonders. In dem andern Jahre sind sie schon tragbar. Ja noch in dem ersten grünen sie schön hervor, und eines und das andere der größern Stücke kömmt wirklich zur Blüte. Demnach gehet die Vermehrung aus den Nebenknollen weit geschwinder fort, als die aus dem Saamen.

Verwahret man die Knollen den Winter hindurch, in einer Schachtel, so darf diese weder an einem feuchten, noch gar zu warmen Orte, ihren Platz haben. Stehet sie an dem erstern, so faulen die Knollen leicht. Befindet sie sich an dem letztern, so keimet unser Gewächse, ehe man sichs versieht, zumal gegen den Frühling. Thut es dieses, so gehet man am sichersten, wenn man es gleich nunmehr pflanzet. Will man die Knollen übers Land verschicken; so wickelt man sie in Baumwolle, und hiernächst in Papier. Man bedecket sie, nachdem ihre Reise weit ist, auch mit mehrern Dingen, damit sie ja für Frost und Nässe sicher liegen mögen.



VI. Un-

* *

VI.

Untersuchung des Lebens und der Schriften des Homerus.

Aus dem Englischen übersetzt
von
M. Christian Wilhelm Agricola,
Pastoren zu Fienstädt in der Grafschaft Mannsfeld.

Dritter Abschnitt.

Es wird ein jeder, der auf das Steigen und Fallen der Staaten Achtung giebt, finden, daß, nebst den Sitten, auch ihre Sprache dieselben beydes in ihrem Wachsthume, als in ihrer Abnahme begleitet. Die Sprache ist die Ueberlieferung unserer Gedanken; und wenn diese edel, frey, und ruhig sind, so wird ihnen auch unsere Rede beydes im Schwunge, als ihrem Inhalte nach, gleichkommen. Auf diese Weise wird eine Zusammenkunft von geistvollen und verständigen Männern, welche die Angelegenheiten einer Stadt oder eines Staates

zu besorgen haben, wofern sie anders ihre Befehle nicht etwa unter der Hand von einem Höheren erhalten, natürlicher Weise Redner und Beredtsamkeit hervorbringen. Eben diese Männer werden, wenn sie ihre Stadt verlassen, und sich außer derselben umsehen, mit eben den freyen und glücklichen Ausdrücken von den Gegenständen sprechen, die ihnen der Anblick der Natur darstellet; und wenn in einem weiten Lande viele dergleichen Gesellschaften sind, die eine Sprache, aber in verschiedenen Mundarten, reden, so wird die Sprache selbst den Vortheil davon einerndten, und mit neuen Wörtern, Redensarten, und verblümten Ausdrücken bereichert werden, nachdem die Gemüthsart oder natürlichen Neigungen der verschiedenen Völker beschaffen sind; da zu gleicher Zeit ein jedes seine eigenen wird genehm halten, weil sich ihre Vorsteher in ihrem freyen Staate derselben bedienen.

Man kann es nicht ohne ein kleines Erstaunen bemerken, was der Anfang des menschlichen Geschlechtes vor eine verächtliche Figur auf den Gemählden vorstellet, die die Alten davon entworfen haben:

Cum prorepserunt primis Animalia terris,
Mutum et turpe pecus, glandem atque cubilia propter,
Unguibus et pugnis, dein fustibus, atque ita porro
Pugnabant armis, quae post fabricauerat vsus;
Donec *Verba*, quibus voces sensusque notarent,
Nominaque inuenere *. —

Sie

* Horat. Sat. III. B. I.

Sie glaubten, allem Ansehen nach, daß die Sprache die erste Bezähmerinn * der Menschen gewesen sey, und ihren Ursprung von gewissen rohen zufälligen Lauten bekommen habe, welche diese nackete Gesellschaft von herumkletternden Sterblichen von ungefähr von sich gab **.

Dieses zum Grunde gesetzet, so wird folgen, daß sie diese Laute anfänglich in einem weit höheren Tone ausstießen, als wir itzt unsere Worte thun. Sie wurden vielleicht veranlasset, wenn sie in irgend eine Leidenschaft, in Furcht, Verwunderung, oder Schmerzen *** geriethen; und sie gebrauchten alsdenn eben diesen Laut, wenn entweder der Gegenstand oder Zufall wiederkam, oder wenn sie nicht wußten, wie sie das beschreiben sollten, was sie von seiner Gegen-

wart

* Εγγενομενου δ' ημιν του πειθειν αλληλους, καδηλουν προς ημας αυτους περι ων αν βουληθωμεν, ου μονον του ΘΗΡΙΩΔΩΣ ΖΗΝ απηλλαγημεν, αλλα και συνελθοντες πολεις ωκισαμεν, και νομους εθεμεθα, και τεχνας ευρομεν' και σχεδον απαντα τα δ' ημων μεμηχαμενα ΛΟΓΟΣ ημιν εστιν κατασκευασας. Ισοκρατ. προς Νικοκλ.

** Τους δ' εξ αρχης γεννηθεντας των ανθρωπων, φασι εν ατακτω και θηριωδει βιω καθεστωτας, σποραδην επι τας νομας εξιεναι και προσφερεσθαι της τε βοτανης την προσηνεσατην, και τους αυτοματους απο των δενδρων καρπους. Και πολεμουμενους μεν υπο θηριων, αλληλοις δε βοηθειν, υπο του συμφεροντος διδασκομενους —— Της φωνης δ' ΑΣΗΜΟΥ και ΣΥΓΚΕΧΥΜΕΝΗΣ ουσης, εκ του καΤ' ολιγον ΔΙΑΡΘΡΟΥΝ τας λεξεις. Διοδορ. Σικελ. βιβλιοθ. α.

*** Και γαρ εικος ανθρωπους ΕΝ ΧΡΕΙΑ λογου το πρωτον και φωνης εναρθρου γενεσθαι, τας τε πραξεις και τους πραττοντας αυτας, και τα ΠΑΘΗ και τους ΠΑΣΧΟΝΤΑΣ αλληλοις διασαφειν και αποσημαινειν, βουλομενους.

Πλουταρχ. Πλατωνικων Ζητηματων.

wart fühleten. Es konnten auch nicht die Sylben oder der Ton gewiß seyn; sondern wenn sie, durch die Wiederkunft der Leidenschaft, in der sie dieselben erfunden hatten, angereizet, ihren Schlund weit aufthaten, und verschiedene von diesen lautenden Zeichen zusammensetzeten, so schienen sie selbige alsdenn zu singen. Daher bedeutete *αυδαειν* anfänglich nur bloß **sprechen**, oder eine Stimme von sich geben, welches itzt, mit einer kleinen Verkürzung, *αδειν*, **singen** heißt. Und daher rühret auch die alte Meynung, die uns so seltsam vorkömmt, „daß die Poesie „eher, als die Prose gewesen sey.„

Der Erdbeschreiber **Strabo**, ein weiser, und mit dem Alterthume wohl bekannter Mann, erzählet uns, daß **Kadmus**, **Pherezydes** und **Hekatäus** am ersten den Wohlklang von der Rede genommen, und das in eine Prose verwandelt hätten, was vorher allezeit Poesie gewesen wäre. Und der so sehr bewunderte Beurtheiler des Erhabenen, hat in den Ueberbleibseln einer Abhandlung, die wir unglücklicher Weise verloren haben, folgende merkwürdige Gedanken:

„Die Abmessung der Wörter, saget er, kömmt „eigentlich der Dichtkunst zu, weil dieselbe die ver„schiedenen Leidenschaften und ihre Sprache vorstel„let, sich der Erdichtungen und Fabeln bedienet, wel„che natürlicher Weise Wohlklang und Harmonie her„vorbringen. Aus dieser Ursache erkläreten sich die „Alten in ihren **gewöhnlichen Unterredungen** lie„ber in Versen, als in ungebundener Rede.„ *

Hätte

* Μαλλον δε προσεστι το μετρον τω ποιητικω, παθεσι πλειστοις χρομενω και λεξεσι. Και δη, και μυθοις και πλασμασι,

Hätte ich es mit einem andern zu thun, so würde ich mir die Mühe nehmen müssen, den Zusammenhang zwischen dem ersten und letzten Theile dieser Meynung zu zeigen: allein **Ew. Hochgebornen** werden leichtlich einsehen, daß er dafür hielt, daß das Leben der Alten weit mehr allerley Zufällen und Gefährlichkeiten ausgesetzet gewesen sey, als da die Städte erbauet waren, und die Menschen von der Gesellschaft und einem **gemeinen Wesen** beschützet wurden; und daß folglich ihre Reden auch weit hitziger und verblümter gewesen seyn müssen. Erlauben sie mir nur hinzu zu setzen, daß die Zusammensetzung der Namen, **Tragödie** und **Comödie**, Τραγωδια, Κωμωδια, welche Vorstellungen der **alten** Lebensart waren, unstreitig beweisen, daß sie ursprünglich **gesungen** worden, da sie gespielet, und nicht wiederholet wurden, wie sie itzt geschehen. Ich zweifle auch im geringsten nicht, daß nicht die ersten Dinge, welche in **Griechenland** der Schrift anvertrauet worden, als Orakel, Gesetze, Zauberzettel, Weißagungen, in Versen abgefasset gewesen. Und doch hießen sie nur bloß, Επεα, Worte oder Reden *; wie sie auch die ersten

μασι, δι ων αρμονια κατασκευαζεται. Ταυτ' αρα και οι παλαιοι εμμετρως μαλλον τους οικειους εποιουν λογους η πεζους.
Λογγινου περι ΜΕΤΡΟΥ, αποσπασματ.

* Es sind noch einige Spuren von diesem poetischen Schwunge in den Abschilderungen der morgenländischen Sitten geblieben, welche in den ältesten Nachrichten der **Mauren** und **Spanier** aufbehalten sind; wo auf jeder Seite Mährchen vorkommen, und die Gespräche von verliebten Materien in einer freyen Versart fortlaufen. Als zum Exempel:

Abena-

ersten Römer, aus eben dem Grunde, FATA nannten, von einem Worte, welches eine Stimme von sich geben, oder sprechen bedeutet *. Jedoch

Abenamar! Abenamar!
Moro de la Moreria!
El dia que tu naciste
Grandes sennales avia:
Estava la Mar en Calma
La Luna Estava crecida;
Moro que en tal signo nace
Ne deve dezir Mentira.

Und in eben dem Geiste:

Reduan! si se te acuerda
que me diste la Palabra,
Que me darias a Jaën
en una noche ganada:
Reduan! Si tu lo cumples
darede paga doblada:
Y si tu no lo cumpliesses
desterrarte hé de Granada.

Histor. de las Guerras civiles de Granada.

Diese Romane sind so alt, daß sie von den Arabern als Beweise ihrer Geschichte gebrauchet werden.

* FARI: Das hiervon abgeleitete Wort war anfangs in der einzelen Zahl nicht gebräuchlich; sondern sie nannten diese Dinge gemeiniglich Fata Jovis, ich glaube von dem alten Orakel zu Dodona, das dem Jupiter geheiliget war. So saget Virgil, der große Nachahmer der alten Sprache: Et sic Fata Jovis poscunt. Aeneid. VI. Jedoch nach der Zeit erhielt es, von der Wichtigkeit des Inhalts, die gegenwärtige Bedeutung. Die Griechen machten, da sie sich einer

doch dem sey, wie ihm sey, so ist so viel gewiß, daß die ersten Theile der Sprachen, die für **Mutter**sprachen gehalten werden, größtentheils rauhe, unabgeänderte, unpersönliche einsylbichte Wörter sind, welche gemeiniglich die **heftigsten Leidenschaften** und Gegenstände ausdrücken, die am meisten rühren, und sich in einem **einsamen wilden Leben** von selbst darstellen *.

Aus

einer genaueren Richtigkeit zu befleißigen anfiengen, ein zusammengesetztes Wort von dem einfachen Φατα, und nannten es Θεσφατα; nicht nur Reden, sondern Reden Gottes, Θεος Φατα.

* Da dieser Weg den Ursprung einer Sprache aufzuspüren, dieselbe in ein ungemeines Licht setzet, so wird es nicht undienlich seyn, dieses mit ein paar solchen Exempeln zu erläutern, die am meisten mit der ordentlichen Art zu leben verbunden sind. Die beyden gebräuchlichsten Wörter, die im Hebräischen Speise und Nahrung bedeuten, **Lechom** und **Tereph**, bedeuten zu gleicher Zeit das eine **Fechten**, und das andere **Raub oder Geplündertes**. **Gur** heißet **auswärts gehen, reisen**, und die beygefügte Art desselben, **erschrecken, in Furcht seyn**: und **Ger** oder **Gur**, ein Fremder, und ein junger Löwe. Das alte Wort im Griechischen, das Reichthum bedeutete, Λεια, bedeutet ursprünglich nichts anders als **Raub**, die Frucht des Krieges und der Seeräuberey, und kömmt von Λαω, abigo, her, von welchem das noch gebräuchliche Wort ελαυνω seine Zeiten bildet: und die vielen verschiedenen Wörter, die sie haben, **Gutes** und **Besseres** damit anzuzeigen, haben ihren Ursprung von der **Stärke** und **Gewaltthätigkeit** bekommen. Diese verschiedene Bedeutungen eines und eben desselben Worts, welche bey allen Muttersprachen wahrzunehmen sind, müssen denenjenigen, die mit der besonderen

ren

Aus diesen Folgerungen erhellet, daß eine jede Sprache, die auf die oben beschriebene Art gebildet worden, voll von Metaphern, und zwar der kühnsten, verwegensten und natürlichsten Metaphern hat seyn müssen. Denn Wörter, die gänzlich von der rohen Natur hergenommen, und in irgend einer Leidenschaft,

ren Art und Eigenschaft, derselben bekannt sind, zu einer starken Ueberzeugung dienen. Die ausgemachte Ursache davon ist die Verbindung, welche diese verschiedenen Bedeutungen mit den damals herrschenden Sitten hatten. Einige von diesen Verbindungen sind in einer wohleingerichteten Lebensart, und bey der Veränderung der Sitten verloren gegangen: andere aber bleiben noch beständig, als zum Exempel: Zonah, Caupona, Hospita, und Zonah, Scortum, Meretrix, Hhashar, reich werden, und Hhasar, den Zehenden bekommen, ein Priester seyn, nebst hundert andern von eben der Art. Allein es giebt uns einen Begriff von einer sehr abscheulichen Lebensart, wenn wir finden, daß das Wort Karab, welches so viel heißet, als sich näher zu jemanden machen, hinzumachen, zu gleicher Zeit so viel bedeutet, als fechten, Krieg führen; und davon kömmt das Wort Kerab, eine Schlacht, her. Dieses erinnert mich an das erschreckliche Bild, welches uns Orpheus entworfen hat.

Ην χρονος ηνικα φωτες απ' αλληλων βιον ειχον
Σαρκοδακη κρεισσων δε τον ηττονα φωτα δαϊζε.

Σεξτ. Εμπειρικ8 προς Μαθημ. βιβ. β.

Der Vater Ricci saget in seinem christlichen Zuge nach China ausdrücklich, daß ihre Sprache bloß in einsylbigten Wörtern bestehe. Eben dieses scheint auch bey den alten Aegyptern statt gefunden zu haben, so, wie wir es selber an dem größten Theile der nordischen Sprachen bemerken können.

schaft, als Schrecken, Zorn, oder Mangel, (welche gar leichte den Menschen einen Laut auspressen,) * erfunden worden, werden dieses fanatische Wesen und Schrecken ausdrücken, welches Geschöpfen begegnet, die wild und wehrlos leben **. Wir müssen uns ihre Rede, als gebrochen, ungleich und stürmisch vorstellen. Ein Wort oder Laut vertrat, nach Beschaffenheit seiner Gleichförmigkeit mit verschiedenen Begriffen, die Stelle für sie alle, eine Eigenschaft, die wir öfters fälschlich für Stärke und Nachdruck halten, da sie doch ein wirklicher Mangel ist.

Jedoch lasset uns nunmehro einen andern Weg nehmen, und setzen, daß die Umstände der rohen Gesellschaft ein wenig besser geworden; daß sie anfangen ihre kauderwelsche selbst gemachte Sprache zu verstehen, in einer erträglichen Sicherheit leben, und sich in Freyheit befinden, sich rund und sich herum umzusehen: in diesem Falle wird die Verwunderung und das

* At varios Linguae sonitus *Natura* subegit
Mittere; et *Utilitas* expressit nomina rerum.
Lucret.

** Nam fuit quoddam tempus, cum in agris homines passim bestiarum more vagabantur, et sibi victu ferino vitam propagabant; nec ratione Animi quicquam, sed pleraque viribus Corporis administrabant. Nondum diuinae religionis, non humani officii ratio colebatur. Nemo legitimas viderat nuptias; non certos quisquam inspexerat Liberos: non jus aequabile, quid vtilitatis haberet, acceperat. Ita propter errorem atque inscitiam, caeca ac temeraria dominatrix animi cupiditas, ad se explendam viribus corporis abutebatur, perniciosissimis Satellitibus.
M. T. Ciceronis de Inventione Lib. I.

das Erstaunen nachfolgen. Die Verwunderung ist die eigene Leidenschaft roher und unerfahrner Sterblichen, wenn sie von Furcht befreyet sind. Der große Kunstrichter unter den Alten hat sie den jungen **Leuten** zugeschrieben: ein witziger Kopf von den Neuern leget sie dem **Frauenzimmer** bey, und einer von den feinesten Aufsätzen, die in unserer Sprache geschrieben sind, schränket sie auf die **Narren** ein.

Es ist gewiß, daß die Menschen überhaupt in der Kindheit der Staaten etwas ähnliches von der öffentlichen Verfassung an sich haben: sie haben nur diejenige Art, sich auszudrücken, welche ihnen die rauhe Verbesserung der Zufälle, die vielleicht erschrecklich genug gewesen, und die sie ausgestanden, ertheilen kann. Sie sind unwissend und ohne Endzwecke, und werden von der Furcht regieret, und dem Gefährten derselben, dem Aberglauben. Es ist eine ungeheure Leere in ihrem Verstande; sie wissen weder, was sich zutragen wird, noch auch nach was vor einer Ordnung die Dinge ihren Lauf nehmen werden. Ein jeder neuer Gegenstand trifft sie unbereitet an; sie starren und sperren das Maul auf, wie Kinder, welche die ersten deutlichen Vorstellungen bekommen. Ihre Worte drücken dieses, was sie fühlen * aus; und

* Οι πρωτα μεν βλεποντες, εβλεπον ματην·
Κλυοντες ουκ ηκουον· αλλ' ονειρατων
Αλιγκιοι μορφαισι, τον μακρον χρονον
Εφυρον εικη παντα. Αισχυλ. ΠΡΟΜΗΘΕΥΣ.

Diese Nachricht von den ersten Sterblichen ist von dem gelehrten und scharfsinnigen Weltweisen bestätiget: Εικος τε τους πρωτους, ειτε γηγενεις ησαν, ειτ' εκ φθο-ρας

und gleichwie die Entfernung von diesen Laufschranken der Unwissenheit und Verwunderung bis zu dem Stande eines weisen und erfahrenen Mannes, den wenig Dinge in Verwunderung setzen, und dem die Schicksale der Völker, und die Gesetze und Schranken unseres Zustandes bekannt sind, sehr groß ist: so ist auch nach Proportion die Sprache beschaffen, und trägt die Zeichen von den dazwischen aufgeführten Schauspielen an sich.

Es wäre etwas leichtes, diese Meynung mit vielen grammatikalischen Exempeln zu beweisen; allein sie können nur von Männern verstanden werden, die, wie **Ew. Hochgebornen**, es in ihrer Gewalt haben, sich derselben nach ihrem Belieben wieder zu erinnern. Ich will nur bemerken, daß die **Türken**, **Araber**, und **Indianer**, und überhaupt die meisten Einwohner des **Orients**, eine ein einsames Leben führende Art von Volk sind. Sie reden nur selten, und niemals lange ohne Bewegung; wenn sie aber, nach ihrer Art zu reden, ihren Mund aufthun, und einer feurigen Einbildungskraft freyen Lauf lassen, so werden sie poetisch und voller Metaphern. Das **Sprechen** ist unter so einem Volke eine Sache von Wichtigkeit, wie wir aus ihren gewöhnlichen Einleitungen abnehmen können; denn ehe sie ihre Gedanken zu eröffnen anfangen, so berichten sie, daß sie **ihren Mund aufthun; daß sie das Band ihrer Zunge lösen; daß sie ihre Stimme erschal-**

ρας τινος εσωθησαν, ομοιȣς ειναι και τȣς τυχοντας κα τȣς ανοητȣς, ωσπερ και λεγεται κατα των γηγενων.

Αριστοτελ. Πολιτικ. β.

len lassen, und mit ihren Lippen sprechen wollen *. Diese Eingänge haben eine große Aehnlichkeit mit den alten Arten der Vorreden in dem Homer, Hesiodus und Orpheus, worinnen ihnen Virgil zuweilen nachfolget.

Wenn demnach eine unverbrüchliche und nothwendige Verbindung zwischen der Gemüthsbeschaffenheit einer Nation und ihrer Rede statt findet, so müssen wir glauben, daß in dem Anfange einer jeden Sprache eine Vermischung von Einfalt und Verwunderung angetroffen werde; und daß sich die Mundart mit den Umständen und Neigungen eines Volks zugleich verbessern müsse. Wenn wir die, welche Homer redete, näher betrachten, so finden wir, daß sie keine ursprüngliche ist, sondern von andern weit älteren abgeleitet worden. Doch scheinet sie von einem sehr kleinen Stamme, den die Pelasger ** und alten Einwohner der mitternächtlichen Theile von Griechenland redeten, entsprossen zu seyn. Den größten Theil ihrer Zusätze bekam sie von Asien, Phönizien und Aegypten, durch die

* Man sehe die arabischen Nachtgespräche, welche aus dieser Sprache übersetzet sind.

** Τȣ γηγενȣς γαρ ειμ᾽ εγω παλαιχθόνȣς
Ινις ΠΕΛΑΣΓΟΥ, της δε γης αρχηγετης
Εμȣ δ᾽ Ανακτος ευλογως επωνυμον
Γενος ΠΕΛΑΣΓΩΝ᾽ την τε καρπονται χθονα
Και πασαν Αιαν ης δε Αλγος ερχεται
Στρυμων τε προς δυνοντος ηλιȣ κρατω.
Αισχυλ. ΙΚΕΤΙΔΕΣ.

die Vermittelung von Cypern und Kreta *. Diese, und andere Inseln, welche vornehmlich unter der Bothmäßigkeit der Karier stunden, wurden am ersten bevölkert, und in den zum Leben nothwendigen Künsten unterrichtet. Sie liegen den Kaufleuten, die aus den itzt benamten Ländern seegelten, am bequemsten; und es waren entweder Handelsleute, oder Personen, die sich wegen irgend einer verwegenen That, die sie zu Hause ** verübet hatten, genöthiget sahen, auswärts zu reisen, welche die ersten Unterweiser der alten Griechen abgaben ***.

Diese Zufälle begegneten einer Himmelsgegend, welche die Menschen eben nicht zur Einsamkeit geneigt macht, und den Müßiggang verbietet. Die Nothwendigkeit der Arbeit und Erfindung; ein wachsender Handel, und, mehr denn sonst irgend etwas, die Menge von niemanden abhängender Regierungen, und auf einander eifrigen Städte, brachte gar bald eine edlere Sprache auf, als irgend eine von den Müttern war. Sie war anfänglich ein-

* (Κρητη νησος) πασῃ επικειται τῃ θαλασσῃ, σχεδον των ΕΛΛΗΝΩΝ ιδρυμενων περι την θαλασσαν παντων.

Αριστοτελ. Πολιτικ. β.

** Danaus, Kadmus, u. s. w. Siehe die Marmora Arundel. Epoch. 9. betreffend Πεντηκοντορος: und die folgende Anmerkung.

*** Τον μεν επεκεινα χρονον, οι δυστυχησαντες εν τοις βαρβαροις των ελληνιδων πολεων ηξιουν αρχειν. Και Δαναος μεν εξ Αιγυπτου φευγων, Αργος κατεσχε. Καδμος δε ο Σιδωνιος Θηβων εβασιλευσε. Καρες τε τας Νησους κατωκουν. Πελοποννησου δε συμπασης ο Ταντάλου Πελοψ εκρατησε.

Ισοκρατ. Ελενης Εγκωμιον.

fältig, uneingeschränkt, und frey, wie ihr Leben. Ihre politische Schreibart wuchs mit ihrer bürgerlichen Verfassung, und war in ihrer Größe, als sie die meisten Angelegenheiten von dieser Art, und von der äußersten Wichtigkeit zu besorgen hatten: und wenn sie ein wüstes kriegerisches Volk ihrer Freyheit beraubt hatte, so nahmen sie ihre Zuflucht zu der Weltweisheit und Gelehrsamkeit. Die Rathsversammlungen eines freyen Staates werden vermittelst des Sprechens unterhalten, und dieses führet gar bald die Wohlredenheit und die Künste zu überreden ein. Wenn dieselben unnütze oder in dem gemeinen Wesen gefährlich werden, so legen sich die Menschen auf minder schädliche Gegenstände.

Dieses waren die merkwürdigen Zeitpunkte, welche die griechische Sprache durchgangen ist. Sie gieng ganz gemächlich durch dieselben, und hatte Zeit von einem jeden einen Eindruck zu bekommen. Sie daurete lange, und überlebte die lateinische weit, wie sie auch vor derselben ihren Anfang nahm. Die Ursache war, daß die Griechen, mitten unter allen Unruhen ihres Landes, dennoch beständig Freyheit und Beschäfftigung genug hatten, entweder mit öffentlichen Angelegenheiten oder mit der Gelehrsamkeit, um etwas von ihrem Geiste und ihrer Sprache am Leben zu erhalten, welche allemal unseren Glücksfällen folgen, und sich nach unseren Umständen und Zustande richten wird *. Denn wovon reden wir denn wohl anders? Aus diesem Grunde muß eine

* Format enim Natura prius nos intus ad omnem Fortunarum habitum — *Horat. ad Pison.*

eine blühende und glückliche Nation, die im Anfange keine übertriebene Zucht gehabt hat, und nach einer langen Bemühung und vielen Versuchen zur Vollkommenheit in allen Friedens- und Kriegeskünsten gelanget ist, eine solche Nation muß die edelste Sprache reden; sie hat aber auch dagegen wegen der Unbeständigkeit der menschlichen Dinge, für ihre Dauer keine Sicherheit.

Nach so einer Ausführung erwarten **Ew. Hochgebornen** sonder Zweifel, was endlich zuletzt heraus kommen wird? Es ist dieses, **mein Lord!** „Da die **griechische** Sprache, durch den oben erwähnten Fortgang, so weit gebracht war, daß sie „alle die besten und vortrefflichsten Empfindungen „der Menschen ausdrücken konnte, und einen hinlänglichen Vorrath von ihrem **ursprünglichen**, „**in Erstaunen setzenden, metaphorischen** ersten Anfange behalten hatte; **in diesem Zeitpunkte** „**schrieb** Homer.„

Ich weiß nichts, das uns von der Wahrheit dieses glücklichen Umstandes besser überführen könnte, als wenn wir die **Erscheinungen der Gottheiten** betrachten, die er in sein Gedichte eingeführet hat. Der größte Theil derselben ist natürlich, und sie sind, wenn wir die **ägyptischen** Allegorien, welche er gemeiniglich seinen Göttern * in den Mund legt, ausnehmen, in der herrschenden Sprache des Landes erzählet. Es ist in der Dichtkunst zu einer Regel gemacht,

* Wenn der Dichter derselben in seiner eigenen Person erwähnet, so führt er sie gemeiniglich mit φασι, sie sagen, ein.

macht *, „daß man den gemeinen Begebenheiten „des Lebens ihre einfältige Tracht ausziehen, und sie „einer höheren Gewalt zuschreiben solle, damit ihre „Würdigkeit unterstützt werde; den leblosen Dingen „aber müsse man ein Leben ertheilen, und sie mit „einer Person und sich dazu schickenden Eigenschaf„ten bekleiden:„ Allein es glauben wenig, daß die gewöhnliche Sprache zu der damaligen Zeit diese metaphorische Kleidung getragen habe. Indessen würde es sonst nicht zu entschuldigen seyn, wenn man poetische Ausdrücke in den Mund eines andern, als des Dichters selbst legen wollte: Es würde wirklich eine falsche Schreibart seyn, und es ist ein gemeiner Fehler in vielen vortrefflichen Werken. Der große Abschreiber des Homerus, welcher ein bewundernswürdiges Gedichte aus den zwey andern verfertiget hat, scheint einem recht aufrichtigen Richter, in diesem Stücke seiner Urschrift nicht gleich gekommen zu seyn. Es ist der sinnreiche Monf. de la Motte, von dem ich rede, welcher den Aeneas für einen bey weitem zu großen Dichter hält, und gesteht, daß er nicht umhin gekonnt habe, diese uneigentliche Art sich auszudrücken, durch das ganze andere und dritte Buch der Aeneis zu fühlen; allwo der Held in seiner Erzählung nicht minder verblühmt und figürlich ist, als der Dichter selbst in der übrigen **.

Daß Virgil so lange nach dem Feldzuge des Aeneas, und in einer, für die damals üblichen Sitten

* Siehe Boileaus Dichtkunst.

** Discours sur l'Ode: et Responſe a la Reflection de Monſ. Despreaux sur Longin.

ten viel zu ausgeputzten Sprache geschrieben hat, das macht diesen Fehler nur desto merklicher. Allein in den trojanischen Zeiten hatte ihre Sprache sowohl, als ihre Sitten, noch vieles von der morgenländischen Art an sich. Ihre Gottesgelahrtheit war eine Fabel, und ihr moralischer Unterricht eine allegorische Erzählung. Wenn Priamus um den Leichnam seines erschlagenen Sohnes bath, so tröstete ihn Achilles mit einer parabolischen Geschichte von den Gefäßen, aus welchen Jupiter einem jeden Menschen seinen Theil von Glück und Unglück austheilet *; und Glaukus erzählet dem Diomedes: „Wie die Blätter der Bäume erst hervorsprießen, „und hernach abfallen; so sind die Erzeugungen der „sterblichen Menschen **.„

Vierter Abschnitt.

Nächst der Mutter, von welcher eine Sprache abstammet, den gemeinen Sitten, unter welchen sie gebildet ist, und dem kritischen Zeitpunkte ihrer Dauer, hat den vornehmsten Einfluß in dieselbe die Religion des Landes, und die Sitten der Zeiten. Diese letzteren hätten mit unter den gemeinen Sitten der Nation begriffen werden können; allein ihr Einfluß, vornehmlich in die Art und den Geist der Sprache, ist groß genug, um eine besondere Betrachtung zu verdienen.

Ich werde bald Gelegenheit haben, den Ursprung beydes der griechischen Religion als Ge-

* Ilias ω.　　** Ilias ξ.

lehrsamkeit näher zu untersuchen. Voritzt ist es hinlänglich zu sagen, daß sie von der großen Mutter heiliger und bürgerlicher Stiftungen, dem Königreiche Aegypten herkamen. Dieses weise Volk scheint die Zügel der menschlichen Leidenschaften, und die Art, eine weitläuftige Gesellschaft zu regieren, sehr zeitig bemerket zu haben. Sie sahen die allgemeine Neigung der Menschen, dasjenige zu bewundern, was sie nicht verstehen, und eine Ehrfurcht für unbekannte Kräfte zu hegen, von denen sie sich einbilden, daß sie ihnen viel Gutes oder Böses zufügen können. Sie richteten ihren gottesdienstlichen Glauben, und ihre feyerlichen Ceremonien nach dieser Gemüthsbeschaffenheit ein; machten ihre Gebräuche geheimnißvoll, und überlieferten ihre allegorischen Lehren unter vielen Binden einer tiefen und frommen Heimlichkeit.

ΩΤΕΚΝΟΝ! ΣΥ ΔΕ ΤΟΙΣΙ ΝΟΟΙΣΙ ΠΕΛΑΖΕΟ, ΓΛΟΣΣΗΝ
ΕΥ ΜΑΛ' ΕΠΙΚΡΑΤΕΩΝ ΣΤΕΡΝΟΙΣΙ Δ' ΕΝΘΕΟ ΦΗΜΗΝ *.

So komm, mein Sohn! herbey mit achtsamem Gemüthe,
Die Zunge halt' im Zaum; bewahre in der Brust
Den Götterspruch —

Daher kömmt jene Menge von ungeheuren Erzählungen die Götter betreffend, welche die ersten griechischen Weisen, die nach Aegypten reiseten, gewiß verstunden und ihren Jüngern auslegten **, unter

* Ορφευς προς Μουσαιον. In fragment. Ορφικων Επων.

** Diodorus, der Sicilier, füget, nachdem er die natürliche Bedeutung der Allegorie, daß Bacchus ein Sohn

unter welche ich, nach einigen Geschlechten, den Hesiodus und Homer rechne. Allein da sie nachhero in die Hände gewisser, mit einer hitzigen Einbildungskraft begabter Menschen geriethen, welche glaubten, daß sie so gut erfinden könnten, als ihre Lehrmeister, wurden den erstern viele mündlich überlieferte Erzählungen angehänget; die zuweilen ungeschickt genug, zuweilen aber so beschaffen waren, daß sie in einer buchstäblichen Erzählung ein erträgliches Stück ausmachten, aber lauter Verwirrung anrichteten, wenn man sie bey der **Allegorie** anwenden wollte. Dergleichen sind alle die ΙΡΟΙ ΛΟΓΟΙ, (**heiligen Ueberlieferungen**) deren so ofte von dem **Herodotus** gedacht wird, mit der Erklärung, daß er es nicht wagen wolle, sie bekannt zu machen; und von eben dieser Art ist auch der ΘΕΙΟΣ ΛΟΓΟΣ, die **göttliche Ueberlieferung**, die **Orpheus** seinem liebsten Schüler empfiehlet, und von dem ersten Vater zu einem ganz anderen Endzwecke angeführet war *.

Dieser allegorische Gottesdienst fand, da er nach **Griechenland** verpflanzet wurde, an demselben einen

Sohn des Jupiters und der Ceres, oder daß der Wein die Frucht der Erde und der Feuchtigkeit sey, diese merkwürdigen Worte hinzu: συμφωνα δε τουτοις ειναι τα τε δηλουμενα, δια των ΟΡΦΙΚΩΝ ΠΟΙΗΜΑΤΩΝ, και τα παρεισαγομενα κατα τας τελετας, περι ων ου θεμις τοις αμυητοις ιστορειν τα καθ' εκαστα μερος. βιβ. γ. Welches die eigentliche Beschaffenheit und Absicht der orphischen Gebräuche deutlich zu erkennen giebt.

* Εις δε ΘΕΙΟΝ ΛΟΓΟΝ βλεψας, τουτω προσεδρευε.
Iustin. Martyr. Ο Λογος παραινετικος προς Ελληνας.

nen zu einem dergleichen Gewächse sehr bequemen Boden. Er schlug in den Gemüthern der Griechen tiefe Wurzel, als welche gräulich unwissend, und von keinen Nebenmeynungen vorher eingenommen waren. Sie machten von ihrer eigenen Art Zusätze zu demselben, und er war in wenig Menschenaltern ihren Sitten einverleibet, mit der Sprache vermischt, und gewann einen allgemeinen Glauben. „So war er beschaffen, als Homer in der „Welt erschien. Er hatte seine muntersten Kräfte „erreichet, und die Anmuth der Neuigkeit und Ju„gend noch nicht verloren.„ Das ist die Krisis, wenn sich ein jeder befleißiget, in der herrschenden Schreibart zu reden; und dieses mit der frühzeitigen metaphorischen Art der Sprache zusammen genommen, macht einen wichtigen Grund aus, warum wir in den alten Schriften eine beständige Allegorie erblicken.

Wir haben häufige Exempel, wie sehr der feste Glaube einer Sekte macht, daß die Menschen in der genehmgehaltenen Redart sprechen und schreiben. Sie führen dieselbe in ihre Angelegenheiten ein, spielen auf sie an in ihren Ergötzlichkeiten, und enthalten sich ihrer in keinem Theile des Lebens; vornehmlich wenn sich die Lehre in ihrer Blüthe, und glücklichstem Zustande zeiget. Denn **Ew. Hochgebornen** wissen, daß diese Dinge bey den Alten ihren **Frühling** und **Sommer** sowohl halten, als die natürlichen Gewächse; und daß sie nach einer gewissen Zeit, gleich den alt gewordenen Pflanzen, die Schönheit und Leben verloren, nicht geachtet wurden, und zuletzt gar vergiengen.

Was

Was die Dichtkunst weiter vor Vortheile von einer so gebildeten Religion einerndten kann, das wird weiter unten zu ersehen seyn. Lasset uns nunmehro die Sitten der Zeiten betrachten, darunter ich die Handthierungen und Studien verstehe, die im Schwange sind, und denenjenigen, die sie in einem vorzüglichen Grade besitzen, die meiste Ehre zuwege bringen.

Sie folgen ebenfalls den Glücksumständen einer Nation. Bey dem obengedachten Fortgange sind diejenigen Künste, die dem menschlichen Leben den größten Nutzen verschaffen, ich meyne die, so unsere natürlichen Mängel ersetzen, die ersten, welche ihre Erfinder berühmt machen; mit der Zeit aber, wenn sich der Reichthum eingefunden hat, ziehen die Ausbesserer des Vergnügens, und die Erfinder der Pracht unsere Aufmerksamkeit auf sich.

Aus den Nachrichten, die wir allbereits von dem Zustande Griechenlandes gegeben haben, ist leicht zu schließen, „daß, da Homer lebte, die Erste„ren noch beständig die vornehmsten gewesen seyn „müssen.„ Ein glücklicher Umstand, der ihn für zwey Lastern bewahrete, welchen der vortreffliche Longin den Verfall der Dichtkunst schuld giebt; für einer unersättlichen Begierde nach Reichthum, und was er αγενεςατον Παθος nennt, eine niederträchtige Muth benehmende Leidenschaft, für die Liebe zur Ergötzlichkeit *.

Die Waffen waren zu der Zeit in der That die geehrteste Handthierung, und der Eifer für das gemeine

* Περι Υψȣς. Τμημα μδ. ζητημα λαμπρον.

gemeine Beste der geliebteste Charakter. Ein Mann, der seine Stadt tapfer vertheidiget, ihre Herrschaft erweitert, oder sein Leben für ihre Sache eingebüßet hatte, ward als ein Gott verehret: die Liebe zur Freyheit und Verachtung des Todes, nebst ihren edelsten Folgen, der Ehre, Redlichkeit und Mäßigkeit, waren **Wirklichkeiten.** Die **Noth** erforderte, wie ich gesagt habe, diese Tugenden *. Ohne sie fand keine Sicherheit des Lebens oder Glückseligkeit statt. Denn da ein jeder Staat, das will so viel sagen, beynahe jede Stadt, von ihrer kriegerischen und anwachsenden Nachbarinn beneidet wurde, so mußte man eines von beyden erwählen, sich entweder mit der Schärfe der Waffen zu vertheidigen, oder auf eine schimpfliche Art der Unterdrückung und Sklaverey zu unterwerfen.

„Und es ist kein Wunder, wenn ein Mensch, der „diese Tugenden von der **Noth** und den Dingen „selber lernet, selbige besser versteht, als ihn die „Schulen oder Lehrbücher darinn unterrichten kön„nen;

* O γαρ δη χρονος εκεινος, (die Zeiten des Theseus, kurz vor dem trojanischen Kriege) ηνεγκεν ανθρωπȣς, χειρων μεν εργοις, και ποδεον ταχεσι, και σωματων ρωμαις ρως εοικεν ȣπερφυεις και ακαματȣς. προς ȣδεν τε τη φυσει χρωμενȣς επιεικες, ȣδε ωφελιμων· αλλ υβρει τε χαιροντας υπερηφανω, και απολαυοντας της δυναμεως ομωτητι και πικρια, επι τω κρατειν, βιαζεσθαι τι, και διαφθειρειν το παρατιπτον. Αιδω δε και δικαιοσυνην και το ισον και το φιλανθρωπον, ως ατολμια τȣ αδικειν, και φοβω τȣ αδικεισθαι, τȣς πολλȣς επαινȣντας, ȣδεν οιομενȣς προσηκειν τοις πλειω εχειν δυναμενοις.

Πλȣταρχȣ ΘΗΣΕΥΣ.

„nen; und daß die Vorstellungen solcher wirkli„chen Charakter die Kennzeichen der Wahrheit an „sich tragen, und jene, so von erdichteten Ver„diensten und ersonnenen Mustern hergenommen „sind, weit verdunkeln.

So sehen wir also, daß die Glücksumstände, die Sitten und die Sprache eines Volks genau zusammen verbunden sind, und nothwendig einen Einfluß in einander haben. Die Menschen erhalten ihre Empfindungen von ihren Glücksumständen; sind dieselben schlecht, so ist es ihre beständige Bemühung, wie sie selbige verbessern, sind sie aber gut, wie sie dieselben genießen wollen: Und nach dieser Neigung richten sie beydes ihre Aufführung als ihren Umgang, und nehmen die Sprache, Mine, und Art an, welche der Beschaffenheit der verschiedenen Charakter eigen ist.

In den meisten griechischen Städten gewonnen eben die bürgerlichen Verfassungen und Gesetze gleich eine ordentliche Gestalt, als Homer auf die Welt kam *. Die ersten Entwürfe derselben waren überaus einfältig **; indem sie ihren Ursprung von

den

* Sie hatten keine wohleingerichtete Sammlung von Gesetzen, oder ordentlichen Plan einer bürgerlichen Verfassung, vor dem Onomakritus. So sagt Aristoteles, Ονομακριτε γενομενε πρωτε δεινε περι Νομοθεσιαν. Πολιτ. α.

** Τες γαρ αρχαιες Νομες λιαν απλες ειναι και βαρβαρικες. Εσιδηροφορεντο γαρ οι Ελληνες, και τας γυναικας εωνεντο παρ αλληλων. Οσα τε λοιπα των αρχαιων εςι πε Νομιμων, ευηθη παμπαν εςι. Αριςοτ. Πολιτ. β.

den Bedürfnissen der damals herrschenden rohen Lebensart erhielten. Das große Gesetz der Gastfreyheit machte den vornehmsten Theil der Unterweisung aus. Einem Fremden Leid zuzufügen, der seine Zuflucht unter euer Dach genommen, an eurem Tische mit gespeiset, oder sich bey eurem Feuer niedergelassen hatte, das ward zur größten und allerverabscheuungswürdigsten Gottlosigkeit gemacht. Die übrigen waren von gleicher Art; allgemeine Verbote der Gewaltthätigkeit, oder solche Anordnungen von Sitten, die wir für unnöthig oder barbarisch halten würden. Die Stämme fiengen nur erst an, innerhalb ihrer Mauren und neuen umzäunten Städte in Sicherheit zu leben, und hatten noch weder Zeit noch Geschicklichkeit gehabt, eine häusliche gute Verfassung oder zunftmäßige Gesetze einzurichten; und noch vielweniger, an öffentliche gute Anordnungen zu denken, wie sie ihre Bürger aufziehen wollten. Sie lebten nach der **Natur**, und wurden von dem **natürlichen Gewichte** der Leidenschaften regieret, so wie es in eine jede menschliche Brust gelegt ist. Dieses machte, daß sie ohne allen andern Zwang redeten und handelten, als den ihnen ihre eigenen angebornen Begriffe von dem **Guten** oder **Bösen**, **Rechten** oder **Unrechten** anthaten, nachdem ein jeder von innen getrieben wurde. „Dergleichen „Sitten geben die natürlichsten Gemählde, und be„queme Worte an die Hand, sie zu schildern.„

Sie haben eine ganz besondere Wirkung auf die Sprache, nicht nur in sofern als sie natürlich, sondern auch in sofern, als sie aufrichtig und gut sind. So lange als eine Nation einfältig und aufrichtig bleibt,

bleibet, so bekömmt alles, was sie sagen, von der Wahrheit ein Gewichte. Ihre Empfindungen sind stark und redlich; und diese bringen allemal geschickte Worte hervor, sie auszudrücken *. Ihre Leidenschaften sind aufrichtig und rechtschaffen, nicht verfälschet oder verstellt, und brechen in ihren eigenen und ungekünstelten Redensarten und ungezwungenen Ausdrücken aus. Sie sind nicht zu der Plauderhaftigkeit und den kleinen artigen Manieren gewöhnet, die eine gekünstelte Rede entkräften. Sie sind auch nicht mit Spitzfündigkeit und falschem Witze angefüllet, als welche sich beyderseits in einem jeden Lande erst späte zeigen, und in Griechenland lange nach den trojanischen Zeiten zum Vorscheine kamen. Und dieses ist, nach meiner Meynung, die Ursache, „warum die „meisten Nationen an ihren alten Dichtern ein so „großes Vergnügen finden **.„ Wir fühlen, ehe sie eine zierliche Schmeicheley und eine geschminkte Falschheit an sich nehmen, den Nachdruck ihrer Worte, und die Wahrheit ihrer Gedanken.

In dem gemeinen Leben ist der witzige und artige Mann anitzo, sonder Zweifel, der vorzüglichste Charakter: allein, er ist nur eine mittelmäßige Person und kein Held †; weil er eine Person vorstellt, für

* Quin ipſe (Tiberius) compoſitus alias, et velut eluctantium Verborum, *ſolutius* promtiusque loquebatur, quotiens ſubveniret. *Tacitus.*

** ——— Graecorum ſunt *antiquiſſima* quaeque
Scripta vel Optima — —
Horat. ad Auguſtum Ep I. Lib. III.

† *Bellus* Homo, et *Magnus* vis idem Cotta videri:
Sed qui *bellus* Homo eſt, Cotta *puſillus* Homo eſt.
Martial. Epigramm. Lib. I. 10.

für welche schwerlich ein Plaß oder Raum in einem epischen Gedichte zu finden ist. Bey einer Sache von Wichtigkeit, da die Gefahr erheblich ist, und die Ausführung Behutsamkeit und Muth erfodert, witzig thun, das ist possenreißerisch und abgeschmackt.

Virgil wußte die Wichtigkeit dieser Nachahmung der alten **Sitten** sehr wohl; und borgte von dem **Ennius** seine altgewordenen Ausdrücke, und den starken veralteten Schwung seiner lehrreichen Gedanken. Ja er hat sogar viele alte Gebräuche angenommen, die bey Opfern, Spielen, und Einweihungen üblich waren, ja selbst Gesetzformeln, nachdem es die Einrichtung seines vortrefflichen Gedichtes zulassen wollte.

Fünfter Abschnitt.

Indem wir die Ursachen entwerfen, die den größten Einfluß in eine Sprache haben, werden wir auf einen Gedanken gebracht, welcher den **wahrhaftig Tugendhaften** Vergnügen erwecken muß. Wir finden, daß ohne **Tugend** keine **wahre Dichtkunst** statt finden kann. Sie hängt von den Sitten einer Nation ab, welche ihren Charakter bilden, und ihre Sprache beseelen. Sind ihre Sitten rechtschaffen und aufrichtig, so wird ihre Rede denselben ähnlich seyn, und ihnen Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Und wenn wir höher steigen, und sie nicht nur als rechtschaffen, sondern auch als edel und **heldenmäßig** voraussetzen, wie wir thun müssen, wenn wir von Sitten reden, die sich für die Dichtkunst schicken sollen, was ist dieses anders, als die **Tugend** selbst, in

aller

aller ihrer Hoheit und Glanze? Ew. Hochgebornen müssen dieselbe zuweilen in dieser herrlichen Kleidung gesehen haben, und werden es mir vergeben, wenn ich mich in die Untersuchung eines so liebenswürdigen Gegenstandes einlasse. Ist dasjenige, was wir den Heldenmuth nennen, wohl in der That etwas anders, als eine uneigennützige Liebe zu dem menschlichen Geschlechte und unserm Vaterlande, die keine Gefahren erschrecken, und keine Beschwerlichkeiten ermüden? Wenn er dieses nicht ist, so müssen die geselligen Leidenschaften, und die edelsten Neigungen, in einem epischen Gedichte die Oberhand haben. Es ist wahr, sie können sich verändern, und in verschiedenen Charaktern auf eine verschiedentliche Art zeigen: Sie können ferner ihre Schatten haben, und müssen zuweilen auf einem dunklen Grunde entworfen werden, um ihnen eine Erhöhung zu geben; allein sie müssen doch allemal die vornehmsten Figuren auf dem Gemälde seyn, wenn sie anders ein wirkliches und dauerhaftes Vergnügen verschaffen sollen.

Jedoch es biethet sich ein anderer Schluß dar, welcher so seltsam zu seyn scheint, daß man nicht weiß, was man damit machen soll. Denn klingt es nicht etwas verrätherisch an dem Hofe des Apollo, zu sagen, daß sich eine ausgezierte Sprache für einen großen Dichter nicht schicke? Und doch befürchte ich, wenn anders der Satz wahr ist, „daß niemand etwas „schön beschreibt, als was er gesehen, und in keiner „Sprache und Mundart mit Fertigkeit und als ein „Meister redet, als in der, an die er sich gewöhnet „hat,„ wir werden demselben beypflichten müssen. Wem es nur bekannt ist, was man eigentlich für die

Auszierung der Schreibart hält, und welches die Gegenstände sind, die gemeiniglich in dieser Art abgehandelt werden, der wird es mir leichtlich vergeben, wenn ich mir kein Bedenken mache, diesen Schluß daraus zu ziehen. Ich will nur bemerken, daß das, was wir Auszierung nennen, eine Sprache verringert. Es machet manche Wörter veraltet; es sperret uns in einen Winkel ein, erlaubet uns nur eine einzige Gattung von artigen Redensarten, und beraubet uns mancher vielbedeutender Wörter, und starker schöner Ausdrücke, welche wir, wie **Virgil**, auf die Gefahr wagen müssen, altväterisch und bäurisch zu scheinen.

Eine Sprache, die durch und durch nach dem heutigen Verstande ausgezieret ist, wird niemals zu der **Einfalt** der Sitten herabkommen, die zu der **epischen Dichtkunst** unumgänglich nothwendig erfordert wird: und wenn wir die Sitten erdichten, so müssen wir uns auch ebenfalls bemühen, die Schreibart nachzuahmen. Ich habe allbereits gezeiget, was vor einen schlechten Fortgang wir von einem solchen Versuche erwarten können; und es wäre etwas leichtes, mit **Exempeln** zu beweisen, daß weder Gelehrsamkeit noch Witz hinreichend ist, uns für Vergehungen in diesem Stücke zu bewahren. Allein es ist eine unangenehme Arbeit: lasset uns dahero lieber ein Beyspiel erwählen, wo wir eher loben, als tadeln, können.

Der Name **Fenelon** stellt uns das Bild eines Mannes vor, der sich durch alle liebenswürdige Eigenschaften hervorgethan hat. Gleich einem mächtigen Zauberer, erweckt er in unserer Einbildungskraft ächte Tugend, fürstliche Wissenschaften, und anmuthige Sitten. Seine vollkommene Kenntniß des Alterthums,

thums, und seine reiche Einbildungskraft schien ihn geschickt zu machen, die Folge der einfältigen und lehrreichen Odyßee zu schreiben. Und doch wissen wir, daß sein bezauberndes Werk der Critik * nicht entgangen ist, und daß nur solche Theile davon derselben ausgesetzt sind, die eine Vermischung der alten und neuern Sitten versuchen; das ist, wenn er den alten Heldenmuth mit Staatskünsten vereinigen, und die Dichtkunst Staatsgründe predigen lassen wollen.

Man wird es vielleicht nach diesem für überflüßig halten, wenn ich bemerke, daß ein mit einer unumschränkten Gewalt versehener Hof, einen schädlichen Einfluß, beydes auf die Verschiedenheit der Charaktere in einer Nation, als auf den Umfang ihrer Aussprache haben muß. Wir dürfen uns nur rund um uns herum umsehen, wenn wir gewahr werden wollen, wie manche von den feinsten Ländern in Europa unter betrüglichen Gesetzen, und einer willkührlichen Regierung seufzen, und unselige Beweise von der Wahrheit dieser Anmerkung abgeben. Unter solchen Regierungen werden nicht nur Sachen von Wichtigkeit nach Gefallen regieret, sondern es muß sich auch jedermann, in dem gleichgültigsten Umstande des Lebens, nach dem Muster des Hofes richten. Exempel haben eben so viel Macht, als Befehle; man darf nur nach einer Kopey beydes reden und schreiben, und kein verdächtiges Wort darf die Ohren des sich irrenden

* Critique des Avantures de Telemaque. Eine eben so grausame als unbillige Schrift; ohne eine andere Gelegenheit zu haben, als die das Feuer einer erhabenen Einbildungskraft, und die Unverträglichkeit der Sitten dargereichet.

Großen berühren. Auf diese Weise verlieren manche Dinge ihren Namen, oder werden durch uneigentliche Benennungen gemildert; und wo man diese nicht haben kann, so rufet man Umschreibungen herbey, um unsere Furcht zu bezeugen, daß wir jemanden beleidigen möchten, wenn wir die klare Wahrheit reden wollten *.

Es ist auch außer diesem etwas erstaunliches, daß es in so einem Lande einen durch die Gesetze bestätigten Zwang in Absicht auf das Schreiben giebt; welches noch weit ärgere Folgen nach sich ziehen muß. Was vor ein beweinenswürdiger Anblick sind nicht diese Länder heutiges Tages, die vor Zeiten die Mütter der Gelehrsamkeit und Scharfsinnigkeit waren? Wie unfruchtbar sind sie an ächter Gelehrsamkeit! Wie gedrehet ist das wenige, das sie hervorbringen, und das die Kennzeichen der Gewaltsamkeit und des unnatürlichen Zustandes an sich trägt, in welchem es empfangen und zur Welt gebracht ist! Anstatt dieser männlichen Gesinnungen, welche der Tugend und dem Laster Gerechtigkeit wiederfahren lassen; anstatt dieser kühnen Abschilderungen von Menschen und Dingen des gegenwärtigen Jahrhunderts, (des Jahr-

hunderts,

* Da der Cardinal Richelieu die französische Akademie genöthiget hatte, den Cid, ein Stück des berühmten Corneille, in die Censur zu nehmen, schrieb der Verfasser einen Brief an den Liebling des Cardinals, M. de Boisrobert, darinn er ihm meldet: J'attens avec beaucoup d'Impatience les ſentimens de l'Academie, afin d'apprendre ce que doreſenavant je dois ſuivre: Jusques la, je ne puis travailler qu'avec defiance, & n'oſe employer un Mot en ſeureté.

M. Peliſſon. Hiſt. de l'Acad. Françoiſe.

hunderts, daran wir am meisten Antheil nehmen,) müssen sie sich damit begnügen, daß sie die überbliebene Stücke von Mönchshistorien durchsehen und ausbessern, und die Legenden der Heiligen sammlen. Oder wenn sie es wagen, vernünftig zu reden, so muß es von weit hergeholten Dingen und von allgemeinen Sätzen seyn, die von ihrer Zeit entfernt sind, ohne daß sie eine Vergleichung anstellen, oder die geringste Anwendung machen dürfen.

So ist ihr Zustand beschaffen; da wir mittlerweile unsere Insel mit einer innigen Freude, als einen glücklichen Beweis von der Verbindung zwischen der Freyheit und Gelehrsamkeit ansehen können. Wir finden unsere Sprache männlich und edel, von einem weiten Umfange, und zu einer größern Verschiedenheit der Schreibart und der Charaktere geschickt, als eine von den heutigen Sprachen. Wir sehen, wie unsere Künste verbessert werden, unsere Wissenschaften höher steigen, und alles von einem so großmüthigen und so freyen Geiste beseelet wird, daß es den deutlichsten Beweis von der glückseligen Beschaffenheit unserer bürgerlichen Verfassung abgiebt.

Vergeben sie es mir, mein Lord, wenn mich ein so angenehmer Gedanke, an dessen Anmuth Sie selbst so großen Antheil haben, von einem traurigen Gegenstande abgezogen hat. Man kann nicht ohne Mitleiden an einen armen Dichter denken, der unter den Schrecken der Inquisition schreibt. Er weiß nicht, ob nicht dieser Vers einem ehrwürdigen Vater Inquisitor, ein anderer einem ehrwürdigen Vater Prior Inspector, verdächtig vorkommen; ob nicht

dieses Gleichniß den verordneten Vater Revisor stutzig machen, und diese Anspielung dem Vicarius selbst gefährlich scheinen möchte.

Es ist also kein Wunder, wenn der in Schrecken gesetzte Verfasser, den, anstatt der Musen, so schwarze Gespenster besuchen, von einer ungestalten Frucht entbunden wird. Ihre geistige Erscheinung muß jeden freyen Gedanken dämpfen. Das Gemüth darf sich nicht empor heben, sondern muß sich unter dem panischen Schrecken einer Censur beugen, die von dem weltlichen Arme, zu ihrer desto größeren Gewalt, vertheidiget wird. Und können wir wohl einige Anmuth oder einigen Witz in einem Werke erwarten, das in so erbärmlichen Umständen empfangen und gebildet wird. Nein, gewiß nicht; ja wir dürfen in einer kurzen Zeit gar keine Schriften mehr erwarten. Denn die Väter erhalten überhaupt ihren Endzweck, und in einer Nation, wo ihnen einmal die Macht, dieses thun zu können, anvertrauet ist, richten sie die Sachen in kurzer Zeit so ein, daß selten jemand etwas anders schreibt, als sie selbst *. Jedoch diese Dinge sind der Gegen-

* In Spanien muß ein Buch durch sechs Gerichtshöfe geben, ehe es bekannt gemacht wird. 1) Wird es examiniret von dem Examinador Synodal des Erzbißthums, welchen der Vicarius dazu verordnet hat; 2) geht es zu dem Gerichtsschreiber des Königreichs, darinn es bekannt gemacht werden soll, Chronista de Castilla, Arragon, Valencia &c. 3) Wenn es von diesem gebilliget worden, so erhält es die Erlaubniß von dem Vicarius selbst, die ein Notarius attestiret; 4) muß ein Freyheitsbrief von Seiner Majestät dazu erhal-

genstand schon mancher Abhandlung gewesen: ich erwähne derselben bloß darum, um den Grund der Antipathie zwischen denselben und den höhern Arten der Schriften zu zeigen. Es würde sehr unnöthig seyn, wenn man sich in eine weitläuftige Beschreibung des tödtlichen Einflusses der Tyranney einlassen wollte: da so gar ein Mann, der unter einer auf das Beste eingerichteten Regierung lebt, zu sehr nach den Sitten derselben gebildet wird, als daß er in dieser ursprünglichen und uneingeschränkten Abbildung der Menschen, **der epischen Dichtkunst**, vortrefflich seyn könnte.

Es könnte, als ein Einwurf gegen diese Meynung, von denen, welchen der Wachsthum und die Zeitläufte der Gelehrsamkeit bekannt sind, angeführet werden: „Daß man gleichwohl bemerket habe, „daß die Zwischenzeit, zwischen der höchsten Freyheit „und der Sclaverey eines Staates, der Welt einige „edle Früchte gezeiget habe„. Die Sache ist unstreitig; und wir dürfen, wenn wir die Ursache davon entdecken wollen, nur die Stufen betrachten, nach

 wel-

erhalten werden, und ein Secretär unterzeichnet denselben. 5) Wenn es gedruckt ist, so kömmt es zu dem Corrector General por su Magestad, welcher es mit der von dem Vicarius unterschriebenen Copey vergleichet, damit nicht etwas eingeschaltet oder verändert werde. Und 6) schätzen es die Herren im großen Rathe, wie hoch es roh verkauft werden solle. In Portugall wird ein Buch siebenmal übersehen, ehe es öffentlich bekannt gemacht werden darf. Ich habe bey einigen Titelblättern derselben lachen müssen, auf welchen zu desto größerer Sicherheit des Käufers, die Worte stunden: Com todas as Licenças necessarias.

welchen eine Regierung ihre Rechte verlieret, und der Willkühr einer einzigen Person ausgesetzt wird.

Es wird dieses Unglück überhaupt an die Thüre der Verderbniß gestellet, und das mit dem größten Rechte. Hochmuth und Ueppigkeit ermangeln selten, wenn sie ihren völligen Wachsthum erreichet, einen Staat in Verzückungen zu stürzen, und für einen Beherrscher reif zu machen. Sie machen die Menschen geneigt, unter gewissen Absichten, zu geben und zu nehmen, welche nach und nach wichtig genug werden, bey jedermann ein Verlangen darnach zu erwecken; allein es ist auch zu gleicher Zeit keine Zeit auf der Welt, da man die Menschen so vollkommlich kennen lernen kann. Wenn die Anerbiethungen verführerisch sind, und die Bestechungen hoch steigen *, so entdecken alsdenn die Menschen, was sie werth, und um welchen Preis sie sich feil zu biethen und zu verkaufen, Willens sind. Die wahrhaftig tugendhaften zeigen sich nach ihrer Weigerung, mit einem dop-

* Biduo per vnum seruum, et eum ex gladiatorio ludo, confecit totum negotium. Accersiuit ad se, promisit, intercessit, *dedit*. Iam vero o Dii boni, rem perditam! etiam *Noctes certarum Mulierum* atque Adolescentulorum nobilium *Introductiones* nonnullis Iudicibus cumulo fuerunt. Cicero, da er die Geschichte von der Befreyung des Clodius durch den Beystand des Crassus an den Atticus schreibt. Lib. I. Ep. XIII.

Die Bestechungen des Curio, um die Parteyen zu verändern, und sein Vaterland zu betrügen, beliefen sich auf hundert H-S, oder 80729 Pfund Sterlinge, 3 Schillinge, 4 Pf. Er brauchte dieses und noch fünfmal mehr, wenn er sich von seinen Schulden befreyen wollte: denn dieselben beliefen sich auf sechsmal hundert H-S, das ist, 484375 Pfund.

doppelten Glanze; und derjenige, welcher einer Versuchung widerstanden hat, giebt, wenn seine Schwäche entdecket und gehörig angewendet worden, der andern nach, und bestimmt seinen Werth. Die Menschen sind in diesem Stücke gewissen indianischen Federn gleich: sie zeigen sich nicht in einem Lichte alleine zu ihrem Vortheile; sondern die Unordnung und die Gefahren, die in dergleichen Zeitläuften häufig sind, bringen alle ihre Leidenschaften in Gang, und drehen sie in alle Gestalten, deren sie nur fähig sind. Und diese Beschaffenheit der Zeiten, und der Menschen liefern uns, wenn sie wohl beobachtet, und richtig abconterfaiet werden, die vortrefflichen Stücke, deren wie oben gedacht haben.

Außerdem haben die Zeiten solcher heftigen Bestrebungen eine Art von Freyheit, die nur ihnen eigen ist. Sie erwecken einen freyen und geschäfftigen Geist, der sich über das ganze Land ausbreitet. Jedermann sieht sich, bey dergleichen Gelegenheiten, als Herrn von sich selbst, und daß er dasjenige werden kann, wozu er sich nur zu machen im Stande ist. Er weiß nicht, wie hoch er steigen könne, und es halten ihn keine Gesetze in Ehrerbiethung, als die sich zu der Zeit ohne Kraft befinden. Er entdecket seine Wichtigkeit, versuchet seine Stärke, und wenn sich verborgene Verdienste, oder eine bishero im Zaum gehaltene Herzhaftigkeit, bey ihm befindet, so zeigt er sie gewiß, und läßt sie öffentlich ausbrechen. Und diesem zu folge sehen wir, daß die Köpfe, welche in solchen Zeiten hervorgebracht werden, große Beweise von ihrer Geschicklichkeit und Fähigkeit ablegen, vornehmlich in politischen Verrichtungen und bürgerlichen Angele-

gen-

genheiten, in dem weitesten Verstande *. Die abstrakten Wissenschaften sind die Frucht der Muße und der Ruhe ** ; allein diejenigen, welche sich auf den Menschen beziehen, und ihre Absicht auf das menschliche Herz richten, werden am besten in Bedienungen und Geschäfften erlernet.

Es war zu der Zeit, da sich Griechenland in einer sehr schlechten Ordnung und Ruhe befand, mitten unter den Einfällen und der Verwirrung der wandernden Stämme, als Homer sein unsterbliches Gedichte hervorbrachte. Und da Italien zerrüttet, da die kleinen Staaten wider einander verbunden waren; mit einem Worte, in der Hitze des gegenseitigen Eifers und Blutvergießens der Guelfen und Gibelliner, da nahm Dantes von seinem Vaterlande Abrisse, und machte die stärksten Abschilderungen von den Menschen und ihren Leidenschaften, die in der Geschichte der neuern Dichtkunst stehen. Der Verfasser der Aeneis lebte zu der Zeit der Unordnung und des Unterganges seiner Republik. Er sahe die Beherrscherinn der Welt zweymal der gesetzlosen Macht zum Raube werden ; er sahe ihre bürgerliche Verfassung

* Thucydides, Aristoteles und Demosthenes unter den Griechen, und Cicero, Virgil und Horaz unter den Römern, waren Zeugen von den bürgerlichen Kriegen, oder Versuchen, die man auf die öffentliche Freyheit wagte. Einige überlebten dieselben, und einige blieben in ihrer Vertheidigung.

** Και πρωτον ευρηθησαν (αἱ Επιστημαι) τουτοις τοις τοποις ὑπερ εσχολασαν· διο περι Αιγυπτον, αἱ μαθηματικαι πρωτον τεχναι συνεστησαν· εκει γαρ ηφειθη σχολαζειν το των ιερεων εθνος.

Αριστοτ. μετα τα Φυσικ. α. το μειζον.

fassung zerstöret, und auf die Köpfe ihrer tapfersten Söhne Preise gesetzt, weil sie sich der Tyranney widersetzt hatten.

Und noch mehr, mein Lord, es war zu der Zeit, da das unglückliche Britannien in alle Trübsale der bürgerlichen Wuth versunken war, als unser geistvolles Gedicht zur Welt kam. Es ist wahr, der Grundriß des verlornen Paradieses hat wenig mit unsern gegenwärtigen Sitten zu thun. Es handelt von einem höhern Inhalte, und läßt sich nach dem Maaßstabe der menschlichen Handlungen nicht abmessen. Dem allen ohngeachtet aber hat es doch einige Aehnlichkeit mit den Verrichtungen der Menschen; und der Verfasser, (welcher den Fortgang unsers Elendes gesehen,) hat es mit alle den geschickten Bildern ausgeschmücket, die ihm seine Reisen, seine Gelehrsamkeit und Erfahrung an die Hand geben konnten.

Jedoch, da wenige Veränderungen, denen die Gelehrsamkeit ausgesetzt gewesen, der Kenntniß Ew. Hochgebornen entwischen, so werden Dieselben vermuthlich fragen: „Wenn eine ausgezierte Sprache „und der Gehorsam, mit welchem man sich einem un„umschränkten Hofe unterwerfen muß, mit den ed„lern Arten der Dichtkunst nicht bestehen kann, wie „kömmt es denn, daß die neuere Comödie die alte „übertrifft, die doch alle Freyheit der Sprache und „der Sitten genoß, da die andere im Gegentheil un„ter dem Einflusse der Ueppigkeit und der Furcht für „der macedonischen Macht in die Höhe wuchs „?

Ein gewisser gelehrter und sinnreicher Schriftsteller will es nicht zugestehen, daß dieses wahr sey: „der alten Comödien bediente man sich, nach seiner „Meynung, die Sitten zu verbessern, die Tugend „beliebt zu machen, und die Misbräuche in dem „Staate anzuzeigen; da die neuere hingegen damit „zufrieden ist, sich mit Kupplern und garstigen Hu„ren, mit dem alten groben Kerl, dem Davus, oder „verschißtem Knechte des Hauses, und seinem jungen „Herrn aufzuhalten. Der Schauplatz sagt er, ist „allemal zu Athen, und der ganze Inhalt besteht in „einem kleinen Histörchen von einem listigen Betru„ge oder schalkhaften Possen; und stellt eine läppische „Lust, oder alberne Kurzweile vor „!

Jedoch wenn wir auch dieses, was man voraus setzt, als gewiß annehmen; so wird uns die verschiedene Natur der Schriften eine Erläuterung hierinn geben. Nichts kann einander mehr entgegengesetzt seyn, als die Schreibart, die Sprache und die Sitten der Comödie, der epischen Dichtkunst ist. Das, was sich für die eine auf das beste schickt, das scheinet für die andere am wenigsten zu taugen; und der am mindesten comische Charakter ist wohl der Charakter einer erhabenen Seele und eines großmüthigen Mannes. Es ist wahr, in einer so vollkömmlichen Democratie, als die zu Athen war, konnten die Schranken des Lust- und Trauerspieles nicht gar zu gewiß bestimmet, und von einander abgesondert werden. Ob gleich das Trauerspiel die erhabenen Charaktere, und das Lustspiel die niedrigen vorstellet, so

so waren sie doch in diesem Staate * wirklich unter einander vermenget, wo der geringste und verächtlichste Kerl von der Person und der Aufführung der vornehmsten Bürger so spöttisch reden durfte, als es ihm seine Erziehung oder Gemüthsbeschaffenheit nur eingeben konnte. Hierinn liegt die Stärke der alten Comödie, welche nirgends anders, als nur in einem solchen Staate, bestehen konnte; und welche sonder Zweifel den Vorzug haben muß, wenn ein unmäßiges Gelächter, wenn die Freyheit, in den Tag hinein reden, und der höchsten Würden, und besten Männer in der Nation spotten zu dürfen, dieser Art von Schriften vortheilhaftig ist. Wenn aber diese Freyheit oft gemisbrauchet worden, und wenn das Drama eines edleren Schwunges fähig, und ein feineres Vergnügen zu verschaffen im Stande ist; wenn mehr Wahrheit in die Sitten gebracht, und die Menschen und ihre Naturen auf eine allgemeinere † Art

* Pinxit et Demon (ΔΗΜΟΝ) Atheniensium Argumento quoque ingenioso. Volebat namque varium, iracundum, injustum, inconstantem, eundem exorabilem, clementem, misericordem, excelsum, gloriosum, humilem, ferocem, fugacemque, et omnia pariter ostendere.

Plinus, de Parrhasio, Lib. XXXV. §. 10.

† I Poëti Comici, per farci accorti de gli Andamenti del mondo, piacevolmente, Nozze, Feste, Conviti, Roffianesimi, Putanesimi, Ladronezzi, Truffe, Menzogne, Amori et Odii, tali appunto sù per le Scene rappresentano, quali solete fare et sofferire voi Huomini.

Speron. Speroni. *della Usura.*

Art vorgestellet werden können, so muß sie in diesem Falle der neuern nothwendig weichen.

Ich muß aber doch gestehen, daß, da die höchste Demokratie zu Athen die Oberhand hatte, und der Pöbel sich in dem Besitze dieser unbeschränkten Gewalt sahe, die ihm Perikles in die Hände gegeben hatte, und Kleon ausübte, daß während dieser Zeit Aristophanes und seine Nachfolger Urbilder hatten, von denen sie ihre Abrisse nehmen konnten; und in dieser Absicht waren ihr Witz und ihre Schriften, die uns theatralisch und falsch vorkamen, natürlich und wahr. Allein diese wilde und freche Regierungsart wurde nicht so bald durch die Furcht von außen (welche allemal eine ordentliche Einrichtung zu Hause zuwege bringt,) im Zaume gehalten, als die Καλοι Κ' Αγαθοι, die Männer von Fähigkeit und Verdiensten sich hervorzuthun und in ihrer Größe zu zeigen anfiengen. Es wurde eine Absonderung gemacht. Die Sitten wurden gebildet, und die schönen Charaktere beobachtet und geehret.

Hier kam die neue Comödie empor. Die unflätigen Zoten wurden verbannet, und Menander schrieb. Das ist zu einer Zeit, da die Freyheit noch nicht verloren, sondern nur die Auswüchse derselben beschnitten; da die feurige Gemüthsbeschaffenheit dieses witzigen Volkes nicht unterdrücket, sondern nur ordentlich angeführet war. So wahr ist es, „daß „alle Arten der Schriften, vornehmlich aber die poe„tischen, sich nach den Sitten der Zeiten richten, „in

„in welchen sie an das Licht gebracht werden „. Die besten Dichter nehmen ihre Abrisse von der Natur, und liefern uns dieselben so, als sie sie finden. Wenn sie einmal dieses große Urbild aus dem Gesichte verlieren, so schreiben sie falsch, ihre natürlichen Gaben mögen auch noch so groß seyn. Lasset uns den Torquato Tasso, und den reißenden Ariosto, als Zeugen von der Wahrheit dieses Satzes, ansehen. Beyde waren mit einem fruchtbaren Witze und glücklichen Ausdrückungen begabt: Beyde aber verließen das Leben, beyde wendeten sich zu luftigen Wesen und utopischen Charaktern, und füllten ihre Werke mit Hexereyen und Erscheinungen an, welche bey den Neuern die Stelle des Wunderbaren und Erhabenen ersetzen.



* *

VII.

Auszug
der neuesten physikalischen
Merkwürdigkeiten.

I.
Natürliche Beschaffenheit der Landschaften an der Hudsonsbay *.

Die Engländer haben von den Landschaften an der Hudsonsbay viere im Besitz, wo sie Niederlagen haben, und die sich auf achtehalb Grad erstrecken. Herr Robson, welcher sich einige Jahre daselbst aufgehalten, hat nur die beyden nordlichsten gesehen, und stellet dieselben gar nicht so schlecht vor, als man sie sich sonst wohl einzubilden pfleget. Die Natur ist gegen keines ihrer Kinder eine Stiefmutter; und die, so sie am meisten verlassen zu haben scheint, haben sich öfters nur allein über sich selbst zu beschweren. Die Einwohner dieser nordischen Gegenden würden sie nicht mit andern weit angenehmern vertauschen, und die Engländer gewöhnen sich sehr leicht, daselbst zu leben. Die, so auf dem

* Aus Herrn Joseph Robsons: Account of six Years Residence in Hudsons-Bay, from 1733 to 1736, and 1744 to 1747. In Octav 1752. London, verlegt von Payne und Bouquet.

dem Flusse Churchill, zehn Meilen von seiner Mündung an hinauf geschiffet sind, haben daselbst anmuthige Wiesen, ein fettes und fruchtbares Erdreich, und Gebüsche voller Beeren und Früchte angetroffen. Selbst die Landspitze der Esquimaux in Norden und Nordosten bringt allerhand Arten von Rüben, Lactuken, und verschiedene andere Saamengewächse hervor. Die Engländer haben in ihrer nordlichen Veste im Winter Pferde und Kühe erhalten, und im Frühlinge zieht der Schnee eine Art eines Gewölbes über das Erdreich, worunter die Pflanzen zween bis drey Zoll hoch wachsen können. Die Veste York, die zwischen den Flüssen Hayes und Nelson, in einem um zween Grade südlicher, als der Fluß Churchill, liegenden Landstriche, gelegen ist, gewähret noch viel größere Vortheile. Das Erdreich ist daselbst besser, das Vieh befindet sich wohl darauf, und die Pflanzen, besonders die Erbsen und Bohnen, gedeyen vollkommen. Es giebt daselbst verschiedene Gegenden, die den Winden nicht ausgesetzt sind, und arbeitsame Leute würden sich in diesen Gegenden alle Nothwendigkeiten des Lebens um desto leichter verschaffen können, je mehr der Landbau die Strenge des Winters vermindern, und das Aufthauen befördern würde. Die Abwechselungen der Witterungen sind in der ganzen Bay allgemein und beträchtlich. Sie rühren von den Winden her, die bald nordlich, bald südlich sind, und solchergestalt die schnellesten Abwechselungen von Sommer und Winter verursachen. Man darf auch in diesem Lande nicht ausgehen, ohne sich wider die stärksten Anfälle der Kälte zu verwahren; und ein Fremder thut wohl, sich niemals allein

einer Gefahr auszusetzen. Wenn im Sommer der Wind Westsüdwest ist, so ist die Hitze außerordentlich, und je stärker der Wind wehet, desto stärker setzt die Hitze an. Wenn hingegen der Wind anderwärts herwehet, so ist die Winterkälte sehr strenge. Indessen versichert doch Herr Robson, daß er bey dergleichen Witterung öfters unter freyem Himmel am Feuer gelegen, und sich nur bloß mit Gesträuche von den Bäumen wider den Wind bedeckt habe. Oefters findet man Frösche und andere Fische in Eisschollen eingefroren, die aber, wenn es thauet, wieder aufleben und ganz munter sind. Wenn nun das Clima in diesen Eisgegenden, wo die Engländer ihre Niederlagen haben, von solcher Beschaffenheit ist, wie muß es nicht weiter landeinwärts seyn? Man sollte nur den Indianern nachahmen, mit ihnen die schönen Flüsse hinauf schiffen, deren Mündungen bekannt sind, und ein Land anbauen, das die Unwissenheit und Faulheit unangebauet liegen läßt. Diese Flüsse sind alle auf einige hundert Meilen, oder bis auf den 45sten Grad schiffbar. Ihre Ufer stehen voller Bäume; sie wimmeln von Fischen, und die fruchtbaren Felder, die sie bewässern, sollen niemals, wie die Ufer, von Schnee bedeckt seyn. Die Heerden würden darauf die vortrefflichste Weide finden, Korn und Saamen würden schön wachsen, und das Wild und Gevögel würde den Jägern zu thun genug geben. Vielleicht würde man auch in diesem Lande verschiedene Mineralien entdecken können. Eine ganze indische Nation hat ihren Namen von dem Kupfer, woraus sie ihre Werkzeuge zubereitet. Es giebt eine Bleygrube, und man hat auch zwischen

den

den Flüssen Churchill und Nelson Zinnober gefunden. Noch weit vortheilhaftere Schätze aber, die dieses Land geben könnte, sind die Pelzwerke. Eben diejenige Hand, welche die Thiere in Norden dem Froste aussetzet, bekleidet sie auch mit Pelzen, welche die Menschen eben so gut nutzen können, als sie. Die Biber, Bäre, Füchse, Marder, Hermeline, sind häufig in diesen Gegenden, und der Vortheil, den man daraus zieht, hat kein Verhältniß mit dem, den ein erweiterter und besser eingerichteter Handel verschaffen würde. Auch die Gewässer geben ihre Reichthümer. Außer den schon gedachten Fischen in den Flüssen, sind ihre Mündungen sowohl, als das Meer, voller Wallfische und Meerkühe. Man dürfte nur die Esquimaux dazu gebrauchen, um weitläuftige Magazine mit Thran und allerhand Elfenbeine anzufüllen. Dieses Fischervolk, das die Indianer, welchen die Engländer den Gebrauch der Waffen gelehret, von ihren Küsten vertrieben haben, woselbst sie ehedem wohneten, lebt itzt mehr nordwärts, gewissermaßen zerstreuet. Der Vorrath von Fischen und Thrane, den diese Wilden in den neun Wochen, die im Sommer zum Fischfange taugen, anschaffen, erhält sie den ganzen Winter, und sie können noch dazu den Schiffen, die ihnen begegnen, von ihrem Ueberflusse was abgeben. Herr Robson glaubt, wenn man sie nur aufmunterte, und sie in ihren alten Wohnungen beschützte, daß der Vortheil, den man alsdann von ihrem Fischfange ziehen könnte, den Vortheil der Grönländischen und den in der Straße Davis weit übertreffen würde.

II. Medicinische Anmerkungen von den mineralischen Wassern zu Bearn *.

Die Quelle der warmen Wasser zu Bearn, liegt in dem Thale Ossau, südwärts Bearn, in den pyrenäischen Gebirgen, vier Meilen von Pau. Dieses Thal ist sehr weitläuftig und eines der schönsten im ganzen Lande. Die Wasser fallen endlich in ein kleines, wüstes, mit hohen Gebirgen umzäuntes Thal. Sie sind lau, riechen wie bebrütete Eyer, und sind öligt, seifenartig und geistreich. Man pflegte sich sonst der warmen Gesundbrunnenwasser nur wider die Wunden und Geschwüre, aber sehr selten wider innerliche Krankheiten zu bedienen. Da aber gleichwohl bey solchen Krankheiten auf ihren innerlichen oder äußerlichen Sitz nichts ankömmt; so ist es der Mühe werth, Beobachtungen, die in dieser Sache ein gewisses System veranlassen können, zu sammlen und zu vergleichen. Herr Bordeu hat hierinn einen Versuch gemacht. Die Gewässer reinigen die Wunden, und erleichtern die Heilung derselben, gleichwie sie das Abblättern der Knochen und Knorpel besser, als irgend eine andere Arztney befördern. Sogar die ältesten Geschwüre, von welcher Beschaffenheit und Farbe sie auch seyn mögen, widerstehen der heilsamen Wirkung dieser Gewässer sehr selten. Herr Bordeu rieth deren Gebrauch einem Kinde, dessen Gesicht, Schenkel, Beine, Aerme und Rücken voller Ge-

* Aus folgender Schrift: Dissertation sur les Eaux minerales du Béarn; par M. de Bordeu, Pere, D. en Med. de la Faculté de Montpellier, & Medecin de Pau, en Béarn, 1750. In Duodez. Paris, bey Guilleau.

Geschwüre saßen, und das zugleich ein schleichendes Fieber hatte. Dieses Kind ward durch den Gebrauch dieser Båder und das Einspritzen in die tiefsten Höhlen der Geschwüre, in sehr kurzer Zeit davon befreyet. Nachdem Herr Bordeu einige Incisionen hatte machen, und das Kind von dem Wasser trinken lassen, so hörte das Fieber auf, und die Geschwüre schlossen sich völlig. Durch den innern Gebrauch dieser Wasser sind auch verhärtete, fistulöse und andere alte offene Schäden geheilet worden, woraus erhellet, daß sie diejenigen Ausführungen wieder herstellen müssen, deren Stellen dergleichen fließende Schäden vertreten haben. Herr Bordeu schließt daraus, mit einer Einsicht, die die Contradiction des Verstandes der Wundärzte genennet zu werden verdienet, daß es bey vielen Geschwüren nicht so sehr darauf ankomme, an den verletzten Theil, als vielmehr an die Wiederherstellung derjenigen unterbrochenen Ausführungen zu denken, die sie veranlasset hatten. Bloß die vortrefflichen Wirkungen haben es endlich dahin gebracht, daß Herr Bordeu das alte Vorurtheil wider den innern Gebrauch dieser Wasser, bey dem gemeinen Haufen hat überwinden können. Eben so ist es ihm auch mit den Eiterbeulen, die einen Fistelschaden zum Grunde haben, und mit völligen Fistelschäden, die sehr alt und tief gewesen, gelungen. Man kann von den Fisteln eben das behaupten, was vorhin von den offenen fließenden Schäden überhaupt gesagt worden: denn die meisten rühren von einer Unterdrückung gewisser Ausführungen her, die die Fistel nur ersetzen soll. Man muß also dabey zu solchen Arztneyen seine Zuflucht

nehmen, wie diese mineralischen Wasser, innerlich gebraucht, sind, die die Ausdünstung befördern und die Ausführungsgänge eröffnen. Eine Menge anderer Geschwüre nach hitzigen Krankheiten, auch solche in den Gelenken, wobey die Knochen angegriffen gewesen, alte Geschwüre in der Blase und den Gedärmen allerhand Geschwulsten, Flechten und mehr Krankheiten der Haut, sind durch diese Wasser besser, als durch andere Arztneyen erleichtert worden. Sie stillen, während des Bades, die reißenden Schmerzen und selbst die Convulsionen. Durch äusserlichen Gebrauch und Gurgeln haben sie Zahnschmerzen gestillt, und sind in den Krankheiten eines geschwächten Magens, in der Colik, dem Erbrechen, der Unverdaulichkeit, dem geschwollenen Magen in hartnäckigen Durchfällen, und der Bleichsucht, die so stark vom Magen herrühret, sehr dienlich befunden worden. Die Geschwulsten der Eingeweide des Unterleibes sind davon gewichen, und in der Krankheit eines Sohnes des Herrn Bordeu hat dieses Wasser ein rechtes Wunder gethan. Dieser Knabe hatte, nach einem faulenden Fieber, Eiter im Urine, wie auch durch den Auswurf und Stuhlgang von sich gegeben. Er war abgemattet bis zum Sterben: allein unter dem Gebrauche dieses Wassers kamen, mit der Verminderung des Eiters, der Appetit und die Kräfte wieder. Diese Wasser sind der Brust ganz ausnehmend heilsam, indem sie nach der Haut zu treiben, die Ausdünstung der Lunge befördern und einen starken Auswurf verursachen. Daher hat sich Herr Bordeu endlich gewaget, sie so gar wahren Schwindsüchtigen einzugeben, und ist mit dem gemei-

meinen Verfahren der Aerzte in diesen Krankheiten, da sie nur stillende, besänftigende Arztneyen, und Milch und Syrupe verordnen, sehr schlecht zufrieden. Hiervon und vom Erfolge der Cur wird in folgendem Aufsatze, vom Gebrauche der Milch, mehr gesagt werden.

III. Vom Gebrauche der Milch bey Kranken *.

Herr de Bordeu beschwert sich sehr über den großen Misbrauch, den man in der Praxi mit der Milch treibt. Er hat die Praxis der Arztneykunst in einem Lande getrieben, wo jedermann bloß von Milchspeisen lebte, und hat angemerkt, daß sie eben denjenigen Krankheiten unterworfen gewesen, die den Weintrinkern eigen sind, und daß sie erschlaffet, weichlich und zu irgend starken Arbeiten unvermögend gewesen sind. Wenn man durch den Gebrauch der Milch die Eingeweide von Spannungen befreyen und schlaffer machen will, so ist zu bedenken, daß man dadurch zugleich den Magen schwäche, woher öfters Ekel, Schwachheit und Geschwulsten ihren Ursprung nehmen. Man muß das zarte Temperament der Kinder, die die Milch so gut verdauen, nicht mit dem, trockener und gallsüchtiger, vom Studieren oder von Ausschweifungen entkräfteter Personen, oder unstäter und unruhiger Frauenzimmer verwechseln, die allerhand Eigensinne haben. Herr de Bordeu ist überzeugt, daß die Milch gleich anfangs

* Aus des Herrn de Bordeu Dissertation sur les Eaux minérales du Béarn. Paris, in Duodez, 1750.

im Magen fast eben so gerinnen müsse, wie wenn sie in einem Gefäße stehen bleibt, und er schließt dieses unter andern aus der geronnenen und zähen Milch, welche die Kinder ausbrechen. Da nun der Magen eines Erwachsenen viel trockener und stärker ist, als bey Kindern, so hat die Milch nicht Zeit genug, darinn zu gerinnen, und macht also, da sie zu geschwind fortgeht, oder auch, weil sie sich schüttet und sauer wird, allerhand Ungelegenheiten. Herr Bordeu merket außerdem an, daß in der Praxi diejenigen Fälle gar selten vorkommen, wo die beglaubtesten Schriftsteller eine durchgängige Erschlaffung oder eine durchgängige Spannung aller Theile unsrer Maschine annehmen. Er behauptet, daß eine sehr schwachscheinende Person einen erstaunlich starken Magen habe, daß das Gleichgewicht der verschiedenen Theile aufgehoben, und einige erschlaffet, andere zusammengezogen seyn können, welches verursachet, daß die Milch nicht so, wie bey einem Kinde durchgeht. Die Natur hat den Kindern in ihrem ersten Alter eine sehr wässerichte und leichte Milch bestimmt, die aber dicker wird, nachdem die Kräfte des Kindes zunehmen, und die endlich zu schwach für dasselbe wird. Daher muß man ihm alsdann festere und schwerere Nahrungsmittel reichen: denn selbst die Schwere oder das Gewicht der Nahrungsmittel trägt etwas zu einer guten Verdauung bey, indem es der Wirkung des Magens einen gewissen proportionirten Widerstand entgegen setzet. Wenn die Milch, wie man gemeiniglich sagt, ein schon fertiger Milchsaft wäre, warum würde sie sich denn, wenn sie lange in den Brüsten einer Amme verweilet, nicht in Blut

ver-

verwandeln, anstatt darinn sauer zu werden und zu verderben? Wie oft wiederfährt nicht eben dieses der Milch auch im Magen? Welche Hülfe kann man bey lymphatischen Geschwulsten und bey Verstopfungen, von welchen doch die meisten langwierigen Krankheiten entstehen, von der Milch hoffen? Daher kömmt es, daß man sie mit magenstärkenden, schweißtreibenden und dergleichen Arztneyen vermischt. Wenn sie alsdann einige gute Wirkung thut, so scheint dieses vielmehr von dem wirksamen Mittel, das man dazu gethan hat, als von der Milch selbst herzurühren. Endlich merkt Herr de Bordeu auch an, wenn man bey alten Geschwüren oder Fontanellen Milch verordnet, daß davon der Ausfluß der Materie oder der Säfte vermehret, und das Fleisch blaß und schwammigt wird, ja endlich dergestalt erschlaffet, daß kaum die Wunde zuheilen kann. Es gehört sich, etwas wirksames zu verordnen, das die flüßigen Theile unsers Leibes bis in die letzten Haarröhrchen hinein treibt, damit sie die unterdrückten Ausführungen wieder ersetzen: allein dieses kann man von einem so schlappen Liqueur, als die Milch ist, gar nicht erwarten. Herr Bordeu wendet dieses alles auf die Geschwüre in der Lunge an, die er mit Willisio für Arten von Fontanellen hält. Er bemerket, daß die Haut der meisten schwindsüchtigen dürr und trocken ist, und daß die Ausdünstung gleichsam durch die Wunde der Lunge fortgeht. Daher, meynet er, sollte der Arzt auf die Wiederherstellung dieser Ausdünstung am meisten seine Gedanken richten, und bedenken, daß sich das Geschwür selbst zuheilen würde, wenn diese Menge von Feuchtigkeiten,

die es hindurch lassen muß, sich nicht mehr dahin ziehen könnte, und daß eben um deswillen die größten Aerzte solchen Kranken öfters das Reuten und andere leichte Leibesübungen anpriesen *. Diesen Betrachtungen zu Folge findet Herr de Bordeu, daß die Milch den Auswurf nur vermehre, daß die Lunge öfters damit ganz überladen werde, der Magen in Unord-

* Wie glücklich würden wir in der Praxi seyn, wenn zur Cur der Schwindsucht dieses, als die Hauptsache, erfordert würde, daß man die Ausdünstung wieder herstellete! Herr de Bordeu giebt aber hier ohne Zweifel der Vergleichung der Lungengeschwüre mit den Fontanellen zu viel nach: denn es ist falsch, 1) daß alle Schwindsüchtige keine freye Ausdünstung haben sollten, vielmehr ist das langsame Fieber der Schwindsüchtigen eben so, wie das, bey andern Verletzungen der Eingeweide, mit häufigen Schweißen verbunden. 2) Es wird umsonst angenommen, daß die Natur die Materie der Ausdünstung durch das Loch in der Lunge führe. Die Natur der Sache bringt es schon mit sich, daß ein Geschwür Materie von sich giebt, wenn auch gleich alle Ausführungen vollkommen gut von statten gehen. 3) Es ist falsch, daß ein Lungengeschwür durch die wieder hergestellte Ausdünstung sollte geheilet werden können. Es gehöret nicht allein die Reinigung, sondern auch das Zusammenwachsen der Wunde dazu; und da dieses letzte die beständige Bewegung der Lunge hindert: so kann die Ausdünstung so viel als nichts zur Beförderung der Heilung beytragen. 4) Ich weiß eben nicht, ob es ein guter Rath wäre, Leuten, deren Lunge ein Geschwür hätte, das Reuten zur Leibesübung zu empfehlen, noch weniger ist zu glauben, daß dadurch große Dinge gethan worden wären. Man muß also diesen Ausspruch des Herrn de Bordeu mit vieler Einschränkung annehmen. Anm. des Uebers.

Unordnung gerathe, die Verdauung schlecht von statten gehe, und der Kranke nach und nach schwach werde. Alle diese Zufälle zeigen sich besonders unter dem Gebrauche der Milch, wenn das Fieber nur ein wenig lebhaft ist. Es folgt also, daß, wenn es ja Fälle giebt, wo die Milch gute Dienste thut, doch auch viele statt finden, wo sie sehr schädlich ist, daher also wenigstens der Misbrauch derselben von Rechtswegen vermieden werden sollte.

Man sieht wohl, daß alle diese Betrachtungen darauf abzielen, die guten Wirkungen der bearnischen Wasser in der Schwindsucht auf eine siegreiche Art zu erheben, wie denn auch verschiedene hieher gehörige Beobachtungen beygebracht worden sind. Herr de Bordeu will damit eine angehende Lungensucht, Zehrungen nach Blutspeyen, Lungengeschwüre, die mit Verstopfungen der Eingeweide verbunden gewesen, ja endlich auch Schwindsuchten im höchsten Grade, wobey die Beine geschwollen, die Haare ausgegangen, und alle die schrecklichsten Zufälle vorhanden gewesen, glücklich curiret haben. Die Wasser haben in allen diesen Fällen auf die Art zu wirken geschienen, daß sie die verlohrnen Ausführungen, entweder der Ausdünstung, oder der Galle, oder des Urins, oder des natürlichen Geblüts, wieder hergestellet, am öftersten aber, daß sie den Magen in bessern Stand gesetzt, und einen so starken Appetit erreget haben, daß es gefährlich gewesen seyn würde, demselben völlig genug zu thun. Da aber diese Krankheiten sich von Zeit zu Zeit wieder einstellen, so muß man auch den Gebrauch dieser Wasser zu verschiedenen Zeiten wiederholen, ja Herr de Bordeu

den ist selbst so gütig, zu gestehen, daß es Schwindsüchtige gebe, denen die Wasser nicht helfen wollen; und daß also sein Mittel nicht allgemein sey. Ohne dieses Geständniß würde es auch in der That schwer fallen, den Herrn de Bordeu zu vertheidigen, wenn seine Leser mit einem Credat Judaeus Apella! das Buch zuschlügen.

IV. Ursachen der heutigen schlechten Handlung auf Minorca.

Jedermann weiß, wie schlecht die Handlung auf dieser Insel getrieben wird. Herr Armstrong * hat uns die vornehmsten Ursachen hiervon mitgetheilet; er sagt, wie folget: Die Kupfermünzen, welche bey den Einwohnern dieser Insel im Gange sind, sind ihnen nicht wenig nachtheilig; allein sie haben diese Ungelegenheit bloß ihrer eigenen Unentschlüßigkeit zuzuschreiben. Die einzigen Waaren, so sie verhandeln, sind eine gewisse Art Käse, welche die Italiener sehr lieben, ferner Wolle, Wein, Honig, Wachs und Salz. Herr Armstrong schäßet die ganze Summe dieser verschiedenen Stücke auf 18100 Pf. Sterling. Dahingegen müssen die Einwohner der Insel alle ihre vornehmsten Nothwendigkeiten von auswärtigen Orten herkommen lassen. Getreide, Rindvieh, Branntwein, Taback, Leinwand, Stoffe, Bücher, Reliquien, Agnus Dei, und eine Menge von Etcätera kommen von andern Orten her.

* In einer 1752 zu London in Octav herausgekommenen Schrift, welche den Titel führet: The History of the Island of Minorca, by John Armstrong, Esqu. Engineer in ordinary to His Maiesty; nebst einer Charte von der Insel, und zwo Kupfertafeln.

her. Herr Armstrong rechnet das, was ihnen jährlich diese Waaren kosten, auf 71200 Pf. Sterling, wovon, wenn die erste Summe abgezogen wird, 53100 Pf. Sterl. übrig bleiben. Sie müßten also nothwendig banquerout machen, wenn sie nicht das, was die Engländer bey ihnen verthun, schadlos hielte. Inzwischen erhellet doch hieraus, daß sie sich unmöglich bereichern können, da sie besonders so viele Taxen zu bezahlen haben, und die Geistlichen ihnen so viel Auflagen abfordern. Sie müßten, um sich aus diesem Elende zu erretten, mehr Fleiß und Geschäfftigkeit, weniger Unwissenheit, Processe und Feste der Heiligen haben. Sie vermehren jährlich ihre Weinstöcke; allein die ihnen den Wein abkaufen, lehren sie, ihn eben so gern, als sie, zu trinken. Sie könnten sich sonst auf verschiedene Art eine vortheilhafte Handlung zuwege bringen. Der Baumwollenbaum, der den Malthesern so vortheilhaft ist, könnte zu Minorca eben so gut fortkommen. Es könnten Maulbeerbäume daselbst wachsen. Die Olivenbäume sind häufig; allein sie werden vernachläßiget. Der Hanf, der Lein, die Röhre, die Schiefer, der Thunfisch an ihren Küsten, dessen die Einwohner in Languedoc und Provence so viel verschicken, alles dieses biethet ihnen umsonst Reichthümer dar. Man hatte eine ergiebige Bleygrube auf der Insel entdecket; allein ihre Trägheit hat sie vernachläßiget. Der Felsstein könnte vielleicht wohl werth seyn, wenigstens für Ballast nach England übergeschiffet zu werden, und die Marmor, die an Schönheit und Mannigfaltigkeit die aus andern Ländern übertreffen, würden gewiß daselbst sehr gesuchet werden. Die Insulaner könnten mehr Taback ziehen,

oder

oder doch wenigstens so viel, als sie selbst verthun. Der Mastix, die Datteln, besonders aber das Wachs, der Honig und das Salz, würden in andern Häfen sehr beträchtliche Sachen seyn. Die Einwohner von Majorca zeugen ihren Saffran selbst; hingegen die von Minorca, die ihn eben so, wie sie, in ihren Ragouts brauchen, wollen diese Pflanze nicht anbauen. Was kann man endlich wohl von Leuten hoffen, die, wenn man ihnen was vom Pfropfen sagt, antworten, daß niemand besser wisse, als Gott, wie ein Baum wachsen soll.

Inhalt

des ersten Stücks im dreyzehnten Bande.

Hamburgisches
Magazin,
oder
gesammlete Schriften,
Aus der
Naturforschung und den angenehmen
Wissenschaften überhaupt.



Des dreyzehnten Bandes zweytes Stück.

Mit Königl. Pohln. und Churfürstl. Sächsischer Freyheit.

Hamburg und Leipzig,
bey Georg Christ. Grund und Adam Heinr. Holle.
1754.





I.

Fortsetzung der microscopischen und physikalischen Beobachtungen, des Hn. D. Hills.

Siebenter Versuch.

(S. des 12 B. 4 St. p. 377.)

Von einer besondern und noch nicht beschriebenen schwammartigen Pflanze, die auf den Oberflächen von Pflanzeninfusionen erscheint.

Ich habe in dem vorigen Versuche bemerket, daß wir die Infusionen, die wir untersuch-

ten, gedoppelt gehabt. Die eine Art derselben ließen wir offen, und dem freyen Zugange der Luft bloß gestellet, die andere aber ward so gut, als möglich, bedecket, und mit einer naßgemachten Blase zugebunden. Wir funden, daß so wohl die offenen als auch die bedeckten Gefäße mit lebendigen Einwohnern gleich stark bevölkert waren. Wir hatten verschiedene Tage mit der Untersuchung dieser sonderbaren Creaturen zugebracht. Der Topf, welchen wir geöffnet hatten, ward, so bald sich die lebendigen Creaturen in den offenen Töpfen zeigten, wieder zugebunden, und blieb eine Zeitlang ganz stille bestehen. Die Einwohner unsers offenen Gefäßes behielten alle ihre Lebhaftigkeit; und wir waren nunmehro begierig zu sehen, ob es denen, die sich in dem vermachten Gefäße befunden, eben so gut ergangen wäre.

Als wir dasselbe öffneten, geriethen wir in eine angenehme Verwunderung über eine neu hervorgebrachte Sache, die ihre Schönheit über die ganze Oberfläche der Infusion verbreitet hatte. Der Leser wird zum Lachen bereit seyn, wenn er höret, daß die ganze Schönheit darinn bestanden, daß die Infusion schimmlicht geworden. Allein was ein unachtsames Auge wie ein Nichts übersieht, oder mit tausend andern Begriffen unter dem Namen einer Fäulung vermischet, das untersuchet ein philosophischer Bemerker bis auf den Grund, und es schlägt ihm gar selten fehl, für die Mühe seiner Untersuchung durch die Entdeckung einer Schönheit oder Seltenheit belohnet zu werden.

Dasjenige, was Leute, denen die Werke der Natur nicht sonderlich bekannt sind, würden oben abgenommen,

nommen, und weggegossen haben, schien uns eben der schäzbarste Theil zu seyn. Die Einwohner dieser Flüßigkeit hatten wir vorhin schon zur Gnüge betrachtet, und funden also hier ein neues Feld voll Wunder vor uns. Wir suchten uns nur bloß zu überzeugen, daß die Creaturen in der Infusion noch lebten, und darauf fiengen wir an, den neu hervorgebrachten Gegenstand zu untersuchen.

Gleichwie die vorigen Creaturen zum Thierreiche gehörten; so gehörte diese neue Sache augenscheinlich zum Pflanzenreiche. Was man mit dem bloßen Auge daran sehen konnte, war eine dünne und glatte Rinde von einer grünlichten Farbe, die wie ein Stück feines Leder aussah, so ganz eben über die Oberfläche der Materie ausgebreitet war, woraus eine Menge kleiner Stengel hervorragete, welche kleine runde Köpfe trugen. Diese schienen bey dem ersten Anblicke sehr kleinen Nadeln ähnlich zu seyn, die in die Haut, so die Infusion bedeckete, hineingeschlagen wären.

Da mir Bemerkungen von dieser Art gar nicht ungewohnt waren, so wußte ich gar wohl, daß dasjenige, was wir hier sahen, einer fernern Untersuchung nicht unwürdig wäre; allein es befand sich in einem Zustande, der zu einer solchen Untersuchung nicht zum besten geschickt war. Ich war überzeuget, daß die Rinde aus einem Haufen von Pflanzen bestünde, wovon eine die Gestalt der andern verderben mußte, weil sie gar zu dicht an einander stunden. Der geschwinde Wachsthum dieser kleinen Pflanzen war mir bekannt, und ich versprach daher meinem edlen Freunde, dasjenige, was wir wünschten, den folgenden Tag vollkommen und in eigentlicher Gestalt zu sehen. Wir

schnitten etwa den dritten Theil der Rinde ab, ließen also so viel von der Oberfläche der Infusion bloß, und bedeckten das Gefäß wiederum, wie vorhin.

Der Fortgang der Natur in ihren Pflanzenwerken ist gewissermaßen der Größe derselben gemäß. Da die Eiche, wie die Naturforscher uns sagen, hundert Jahre wächst, hundert in ihrer Vollkommenheit bleibt, und eine eben so lange Zeit zu ihrem Verfalle hat; so gerathen diese kleinen zarten Dinger, ungefähr in sieben Stunden, aus dem Zustande des Saamens zu ihrem vollkommenen Wachsthume, bleiben etwa eine oder zwo Stunden in ihrer Vollkommenheit, und alsdenn verwelken sie, und machen ihren Nachkömmlingen Platz, und es bleibt nichts als die Schale oder Rinde unten am Boden übrig, die der jungen Saat zum Grunde dienet. Ich hatte bemerket, daß ein jeder runder Kopf, den wir auf der gemeinschaftlichen Rinde sahen, mit reifendem Saamen beladen war, welcher gar bald würde abgesondert werden, und daß zwar einige von den Saamenkörngen unmittelbar auf die Rinde fallen, und sich folglich mit den übrigen Pflänzgen vermischen, andere aber ohne Zweifel auf die entblößte Oberfläche der Infusion fallen, und uns daselbst die Pflänzgen in einem solchen Zustande darstellen würden, darinn sie deutlich könnten bemerket werden.

Wie ich mir es vorher vorstellete, so gieng es auch. Als wir den folgenden Morgen unser Gefäß eröffneten; war der Theil der Oberfläche der Infusion, die wir bloß gelassen hatten, gleichsam mit weißen Flecken bedecket, und es war nicht schwer, einzusehen, daß ein jeder von diesen Flecken eine von den Pflanzen wäre,

die

die wir untersuchen wollten. Dem bloßen Auge schienen sie weiter nichts, als schlechte Klumpen von einer weißen Farbe zu seyn, die nicht einmal so groß, als der dritte Theil des Durchmessers des kleinsten Nadelkopfes waren; als wir sie aber vermittelst eines mäßigen Vergrößerungsglases betrachteten, konnten wir deutlich sehen, daß ein jeder Klumpen eine runde, oder beynahe runde Rinde wäre, worauf sich eine Menge kleiner Spitzen in die Höhe richtete. Die Pflanzen waren noch sehr frühzeitig, sie hatten den gehörigen Umfang ihres Grundes noch nicht erreichet, auch stunden die Köpfe noch nicht auf den Stengeln, welche bey den andern eine so artige Figur machten. Alles, was wir itzo entdecken konnten, bestund darinn, daß die Ecken dieser Rinden rundlicht eingekerbet, und ihre Oberflächen zwischen den Stengeln, die eben erst hervorgeschossen, einigermaßen körnigt waren.

Leute, die mit Vergrößerungsgläsern noch nicht recht umzugehen wissen, werden aus der Handhabung der verschiedenen Dinge, deren in diesen Versuchen erwähnet wird, lernen, die verschiedenen Arten derselben auf das vortheilhafteste anzuwenden. Es ist allezeit am besten, bey der Untersuchung eines Gegenstandes, der vieles verspricht, mit einem Glase von einer geringen Vergrößerungskraft den Anfang zu machen, und so ferner stufenweise zu dem Gebrauche der größten zu schreiten. Auch ist es am besten, die Dinge zuerst, wenn es angehen will, in ihrem natürlichen Zustande zu besehen, und sie nachgehends stufenweise in andern Gestalten und Stellungen zu betrachten. Durch dieses Mittel vermeiden wir die Irr-

thümer, welche den Werken dererjenigen ihren Werth benehmen, die sonst eine Zierde dieser Wissenschaft würden gewesen seyn; denn diese untersuchen Theile, ehe sie das Ganze betrachtet haben, und sehen die Gegenstände in den willkührlichen Verdrehungen derselben an, ehe sie sich ihren natürlichen und ordentlichen Zustand bekannt gemacht haben, verfallen daher in Irrthümer, die wir uns schämen zu sehen, und verfehlen solcher Wahrheiten, die sie bey einem ordentlichen Verfahren nothwendig hätten entdecken müssen, wenn sie auch nur halb so sorgfältig dabey gewesen wären.

Nachdem wir alles gesehen hatten, was sich dem Gesichte darstellete, so wie die Pflanzen auf der Flüssigkeit schwommen, in welcher sie gewachsen waren; so brachten wir in dem Wasser eines der hohlen Gläser an, welche dazu gemacht sind, Dinge, die im Wasser vorkommen, mit dem Wasser um sie herum unter dem foco des doppelten Vergrößerungsglases zu halten. Wir thaten dieses an solchen Stellen, wo zwo oder drey von diesen Pflanzen ganz nahe an einander stunden, und hatten das Glück, sie alle ganz und unverlezt mit dem Wasser wegzunehmen, welches sich in dem hohlen Glase um sie gesammlet hatte. Diese setzten wir auf die Platte des Microscopii in dem Glase, und als wir nur ein kleines Vergrößerungsglas anbrachten, so konnten wir erkennen, daß dasjenige, was auf der Rinde das Ansehen von Körngen gehabt hatte, in der That eine Art von hohlen blätterichten Erhebungen war, die aber mit der Rinde einerley Farbe und Einrichtung hatten,

und

und in allem, ausgenommen in der Figur, schwammicht waren.

Die becherförmigen Schwämme, verschiedene von den Lichenibus, und einige andere von den unvollkommenern Pflanzen, wie sie mit Unrecht von den Schriftstellern genannt werden, deren Werkzeuge des Fruchtbringens auf Stengeln sitzen, haben eine blätterichte und rindenartige Materie zu ihrem Grunde. Die gemeinen Lichenoides von so vielen Arten, die an den Mauern und alten Bretern sitzen, haben dieselbe, und in vielen von ihnen ist sie diesem Schwamme, beydes ihrer Natur und ihrem Ursprunge nach, vollkommen ähnlich. Sie ist gemeiniglich geründet, an den Enden eingekerbt, und auf der Oberfläche körnicht, oder, wenn man es deutlicher sieht, blätterichت. Es ist in der That eine Aehnlichkeit zwischen diesen Schwämmen, und die meisten von den gewöhnlichen Arten zeigen sich anfänglich in der Gestalt eines gelben oder grauen Fleckes an der Oberfläche des Steines oder Holzes, woran sie wachsen, eben so als die Schwämme auf der Oberfläche des Wassers; sie verbreiten in beyden Fällen ihren Diameter, und bringen nachgehends die Stengel hervor, worauf die Werkzeuge des Fruchtbringens sitzen.

Da das Herumschwimmen dieser kleiner Pflanzen uns Gelegenheit gab, sie in verschiedenen Stellungen nach einander zu sehen, so stellten sie sich uns ein oder zweymal auf eine solche Art dar, vermittelst welcher wir gar deutlich sehen konnten, daß Wurzeln zur Unterhaltung der Rinde in das Wasser hinab giengen. Diese kleinen Schwämme sind in diesem Stücke von den Seepflanzen unterschieden, die sich

 alle

alle von einer flachen Rinde erheben, die auf einem Steine, oder einem andern dichten Körper verbreitet ist, ohne daß sich die geringsten Wurzeln dabey zeigen, die sie mit Nahrung versorgen könnten. Bey den Seepflanzen wird die Nahrung durch die kleinen Löchergen eingenommen, die in allen Theilen ihrer Oberfläche offen sind; hier aber wird die Rinde durch ordentliche Wurzeln, wie die gemeinen Pflanzen, oder um noch eine genauere Vergleichung zu machen, wie die Wasserlinsen, die kleinen Nymphae, der Wassersoldate, oder die andern Pflanzen ernähret, die häufig oben auf dem Wasser schwimmen, und wiewohl sie durch die Wurzeln ernähret werden, so lassen sie doch diese Wurzeln nicht in den Schlamm hinab, sondern sie empfangen ihre Nahrung unmittelbar von dem Wasser. Da wir Gelegenheit hatten, dieses zufälliger und unvollkommener Weise zu sehen, so machte uns solches eifrig, die ganze Sache, so genau, als möglich, zu entdecken. Es kostete uns einige Mühe, ehe wir Gelegenheit bekamen, unsern Endzweck nach Wunsch zu erreichen; doch vermittelst eines Pferdehaares, davon wir das eine Ende an der Seite des hohlen Glases fest klebten, das andere aber an eine der Pflanzen befestigten, fanden wir ein Mittel, sie in eine solche Stellung zu bringen, in welcher wir die Einrichtung der untersten Theile vollkommen betrachten konnten. Die äußerste Fläche des Untertheiles war viel glätter, als die Oberfläche, und war einigermaßen der äußersten Fläche eines dicken Pergaments ähnlich. Aus verschiedenen Theilen derselben giengen in kleinen Entfernungen die Wurzeln heraus. Es waren solches weiße, schöne

und durchsichtige Fäsergen. Sie waren sehr kurz und zart, doch an den äußersten Enden mit einer Art von Futteralen versehen, in welche sie, wie Degen in die Scheide, gestecket wurden. Es kamen allezeit ihrer drey von einem Flecke heraus, und giengen nicht perpendiculär ins Wasser hinab, sondern wurden von dem Mittelpuncte bis zu den äußersten Enden verbreitet.

Wir hatten während dieser Betrachtung, wie denn solches denenjenigen, die die Einrichtung der Dinge in der Welt bemerken, niemals fehlen kann, eine vortreffliche Gelegenheit, die Vorsorge der Natur für alle ihre Werke zu bewundern. Wir hatten von Zeit zu Zeit Mengen von den thierischen Einwohnern des Wassers, so wie wir es damals einsahen, um die Pflanze, die wir betrachteten, herum spielen sehen, wodurch uns denn öfters das Gesicht war benommen worden. Wir hatten bemerket, daß dem Getümmel dieser Creaturen um sie herum die Bewegung zuzuschreiben wäre, die sie langsam nach verschiedenen Theilen des Wassers herumtrieb. Kaum hatten wir aber diese Pflanzen in so weit kennen gelernet, als ihr gegenwärtiger unvollkommener Zustand es uns erlaubete, so entdeckten wir, bey Untersuchung der lebendigen Einwohner des Wassers, daß dasjenige, was wir für einen Zeitvertreib und ein Spiel gehalten hatten, eine weit wichtigere Beschäfftigung gewesen war, indem diese Thierchen auf die gedachte Art von den Pflänzchen ihre Nahrung suchten. Wir sahen nunmehro, daß sie Stücken von allen Seiten der Pflanzen abrissen, und sie mit eben der Begierde verzehrten, die wir an ihnen bemerket

hatten,

hatten, als ſie die Stücken von dem Saamen verzehreten, von welchem ſie ihren Urſprung zu haben ſchienen. Es iſt eine Sache, die ſich noch nicht beſtimmen läßt, wie dieſe Thiere oder dieſe Pflanzen, die ihnen Nahrung verſchaffen, in das Waſſer kommen. Wir ſehen, daß die eine Art in gleicher Anzahl ſo wohl in dem vermachten, als in dem offen ſtehenden, die andern aber allein in dem vermachten Waſſer hervorkommen, daß alſo ihr Urſprung von Eyern oder Saamen, deren erſtere von alten Thieren hinein geleget worden, der andere aber in der Luft geſchwommen, auf keine Weiſe anzunehmen iſt. Sie mögen indeſſen hinein kommen, wie ſie wollen, ſo ſehen wir doch, daß die Natur dafür ſorget, daß ſie von ſolchen Arten ſeyn mögen, die einander nutzen können, indem die Pflanzen ſehr geſchwinde hervorkommen, und die Thiere mit Nahrung verſorgen.

Die Natur brachte die Theile dieſer Rinden zum wenigſten eben ſo geſchwinde wieder hervor, als die zahlreichen, wiewohl nur kleinen Verderber, ſie verzehren konnten; und da die allgemeine wachſendmachende Kraft beſtändig fortwährte, ſo nahmen ſie von Stunde zu Stunde an Größe zu, bis ſie den beſtimmten Grad derſelben erreichet hatten, und ſo groß, als der Kopf einer mittelmäßigen Nadel waren. Dieſe ganze Zeit zeigte ſich nichts, ſo zum Zubehör des Fruchttragens dienen konnte, als die Stengel, worauf ſolches ſtehen ſollte. Dieſe fiengen wir nunmehro an, mit einer ſorgfältigen Aufmerkſamkeit zu betrachten, und funden, daß ſie allmählig größer wurden. Als ſie ihre beſtimmte Höhe erreichet hat-

hatten, und nicht eher, konnten wir die erste Erscheinung der runden Köpfe bemerken, die in den reifern Pflanzen zuerst unsre Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten. Es war leicht zu sehen, daß sie keine dichte Körper, und auch nicht vollkommen glatt auf der äußersten Fläche waren. Sie schienen schwammigt und rauh, und wir sahen mit der äußersten Verwunderung, daß sie von dem Augenblicke an, da sie zuerst erschienen, in einer kurzen Zeit mehr, als dreymal so groß wurden, als sie zuerst gewesen waren. Nun konnten wir deutlich sehen, daß sie aus einer Menge dünner Körper zusammengesetzt waren, die wie Strahlen aus einem Mittelpuncte herausschossen, in einer ziemlichen Entfernung von einander stunden, und weil sie alle von einer Länge waren, die Figur rund machten.

Das gedoppelte Microscopium war nicht so bequem zu dieser Untersuchung, als ein stark vergrößerndes einfaches Glas. Wir brachten an dem zur Untersuchung undurchsichtiger Körper gewöhnlichen Zubehör ein sehr starkes Vergrößerungsglas an, und einen noch unreifen Kopf dieser Pflanze in den Focum desselben. Der Stengel, worauf derselbe stund, war ein schöner glänzender klebrichter Cylinder, hohl und vollkommen durchsichtig. Die Farbe desselben war bläulichtweiß, und seine äußere Fläche vollkommen eben. Der Kopf sahe nicht anders aus, als eine große Kugel von der schönen, weißen, durchsichtigen und klebrichten Materie, die, wiewohl in nicht so großer Menge, die Seiten des Stengels bedeckte, so daß wir nur einige sehr kleine runde Erhebungen an einigen Theilen davon, wie kleine Klumpen entdecken konn-

konnten. Während der Zeit, daß wir unsre Augen darauf gerichtet hatten, konnten wir diese Klumpen oder Pückelchen sich auf der kleinen Kugel immer höher erheben sehen, und es folgten denselben immer andere kugelförmigte Körperchen. Als nun dieselben an Höhe zunahmen, so schien die ganze äußere Fläche der Kugeln, als wenn sie mit Spitzen besetzt wäre, und so, wie ihre Länge wuchs, so nahm die ursprüngliche Kugel an Größe ab, bis endlich keine Spur mehr davon übrig blieb, und die ganze Figur des vollkommenen Kopfes bestand nunmehro aus einer großen Menge dünner Fäserchen, die alle aus dem obersten Theile des Stengels hervor giengen, und in so verschiedenen Richtungen stunden, daß sie die kugelförmichte Figur ausmachten, die mit dem bloßen Auge war zu sehen gewesen, recht auf die Art, wie die pflaumfederhafte Materie an der Spitze des Stengels des gemeinen so genannten Pfaffenblatts oder Mönchskopfs, wenn es in der Saat stehet, anzusehen ist, welche eine vollkommen runde Figur annimmt, ohngeachtet sie aus den von einander abstehenden pflaumfederichten Strahlen der Saat zusammengesetzt ist. Man kann nicht leicht etwas ähnlicheres finden, wodurch diese ganze Pflanze so wie sie sich durch das Vergrößerungsglas zeiget, besser könnte beschrieben werden, als das Pfaffenblatt in diesem Zustande. Ihre Blätter verbreiten sich gemeiniglich an allen Seiten herum in eine runde Figur, an den Ecken sind sie eingezacket, und gleichen der Rinde des Bodens oder Grundes, bloß daß das Kügelchen auf dem Kopfe des Schwammes nicht so

dicht

dicht ist, und daß die Strahlen desselben an den Spitzen viel weiter auseinander stehen.

Bey genauer Untersuchung funden wir, daß eine jede derselben ohngefähr vierzig runde Kügelchen ausmachte, die alle von derselben Größe, von derselben blassen, bläulichtweißen Farbe, und mit der klebrichten Materie, die den Körper der Kugel ausmachte, bedecket, und durch nichts anders als durch ihre Klebrigkeit verknüpft waren. Der Strahlen waren ungefähr 26 an der Zahl; an ihrem Grunde stunden sie etwas näher bey einander, doch nicht so, daß sie sich einander berührten, an den äußersten Enden aber waren sie sehr weit von einander entfernet.

Oben an dem Stengel zwischen diesem und rund herum auf ihrem Grunde stand auch eine große Anzahl kurzer und sehr kleiner Stengel, die gleichfalls mit einem Kopfe gekrönet waren. Diese Stengel stiegen nicht höher, als die zwey untersten Glieder der größern Strahlen, und ihre Köpfe waren von einer länglichten, eckigten Figur und stunden aufgerichtet. Die Stengel waren eben so bläulicht weiß, als der allgemeine Stengel, und mit derselben durchsichtigen klebrichten Materie bedecket; die Köpfe aber waren blaßgelbe und trocken. Wie wir unsere Beobachtung fortsetzten, borst einer von diesen Köpfen mit Gewalt auf. Der ganze Umfang des Kopfes ward nunmehro von einer Wolke eines aufsteigenden Staubes von derselben gelbichten Farbe bedecket, so daß er nicht deutlich konnte gesehen werden. Indem wir dieses bewunderten, folgte noch ein anderes Bersten von derselben Art, wobey eine frische Quantität

Staub

Staub erfolgte. Darauf kam noch ein anderes, und das gieng so weiter fort, so daß es in einer Zeit von zwo Minuten, oder länger, nicht möglich war, etwas von dem Kopfe zu erkennen, und man konnte weiter nichts sehen, denn daß er in einer Wolke von so feinem Staube eingewickelt war, der eher einem Rauche, als einer Materie, die aus dichten Theilchen bestünde, ähnlich sahe.

Als diese Verwirrung vorbey war, konnten wir sehen, daß alle länglichte, winklichte Köpfe, die an den kürzern Stengeln saßen, nach einander, so wie der erste, geborsten waren, und daß ein jeder derselben beym Bersten eine Quantität feines Staubes von sich gegeben hätte. Der Staub selbst war nunmehro theils herab gefallen, theils aber lag er auf den Kugeln, die an den Strahlen des Kopfes waren. Diese waren nunmehro, an statt, daß sie vorhin eine glatte Oberfläche zeigeten, über und über mit diesem Staube bedeckt, und die klebrichte Materie, womit sie befeuchtet waren, machte, daß der Staub an allen Theilen ihrer Oberfläche fest sitzen blieb. Diese Kügelchen sahen nunmehro auch gelb aus. Die kleinen winklichten Körper an den kurzen Stengeln hatten nunmehro ihre Gestalt gänzlich verändert. Sie waren bis an den Grund an den Fugen ihrer verschiedenen Ecken geborsten, und machten nunmehro ein jeder die Figur eines regelmäßigen Sternes von acht Spitzen aus.

Aus diesem Berichte erhellet deutlich, daß dieser kleine Schwamm zu der Anzahl derer Pflanzen gehöre, die männliche und weibliche Werkzeuge des Fruchttragens, oder wie man gemeiniglich zu reden pflegt, männ-

männliche und weibliche Blumen haben, die an dieser einzelnen Pflanze ganz unterschiedlich zu bemerken sind. Die Köpfe, welche auf den kurzen Stengeln stunden, waren augenscheinlich die Antherae, oder Apices, und die Stengel die Stamina. Diese machten also die ganze männliche Blume aus; denn hier ist kein Kelch, noch Krone, oder des etwas zu sehen. Als diese nun aufbrachen, ward ihr fruchtbar machendes Mehl, in der Gestalt des feinen Staubes, der einer Wolke von Rauch ähnlich war, herausgelassen, und hatte sich auf die Kügelchen der längern Strahlen festgesetzt, um das Werk der Schwängerung dadurch zu vollziehen. In so fern kam alles mit der Natur und dem Endzwecke des Mehles in den größern Pflanzen überein, allein daß die Antherae in eine so regelmäßige Figur eines Sternes mit acht Ecken aufbrachen, war eine sonderbare Schönheit, die sich bey keiner Art der größern Pflanzen findet. Denn in den schönsten Blumen brechen die Antherae auf eine unbestimmte Weise, und geben ihr Mehl in einem eben so wölkichten Staube von sich, sie nehmen aber nachgehends keine besondere Figur an. Diese aber werden, wenn sie das gethan haben, wozu sie bestimmet sind, die schönsten und ansehnlichsten Theile der Pflanze, und ein jeder, der sie in ihrer ersten Gestalt nicht gesehen hätte, würde sie natürlicher Weise für ordentliche Blumen gehalten haben, die aus acht gelblichten Blättern bestünden.

Die männlichen Fortpflanzungstheile dieser kleinen Pflanze waren nunmehro zur Genüge betrachtet worden, und es blieb noch übrig, auch die Beschaffenheit der weiblichen zu untersuchen. Diese behielten noch

immer ihre ursprüngliche kugelförmige Gestalt, sie wurden aber durch den Staub, der aus den männlichen Blumen auf sie gefallen war, und sie über und über bedeckte, ganz rauh. Wir brachten das allerstärkste Vergrößerungsglas dabey an, und zwar ein weit stärkeres, als gemeiniglich bey diesem Vergrößerungsgeräthe verkauft wird. Es war in der That von der ersten Größe der wilsonischen Gläser, und kurz, das stärkste einfache Vergrößerungswerkzeug, das die menschliche Kunst nur fähig gewesen ist, zuwege zu bringen. Die Area, die dieses Glas einnimmt, ist so klein, und die gehörige Entfernung seines Foci ist so schwer zu treffen, daß es sich eben nicht mit großer Bequemlichkeit gebrauchen läßt; doch einer accuraten und geübten Hand fällt nichts so schwer, oder so unmöglich, als einer solchen, die in dergleichen Dingen nicht so geübt ist; und wiewohl das Gesicht dadurch ziemlich beschwerlich ist; so ersetzet doch die Stärke und Deutlichkeit alle Beschwerlichkeiten. Es vergrößert ganz erstaunlich, und zeiget alles mit einer solchen Richtigkeit, als wir noch niemals unter dem gedoppelten Vergrößerungsglase angetroffen haben, wo das Bild durch drey Gläser gehen muß, ehe es zu dem Auge gelanget, und folglich niemals so accurat oder rein ist, weil es durch die Unvollkommenheit aller dieser Gläser nicht gänzlich richtig vorgestellet wird.

So viel habe ich für nöthig gehalten, von dem Nutzen der einfachen starken Vergrößerungsgläser bey den allergenauesten Untersuchungen zu sagen; denn ich weiß, daß die Beschwerlichkeit, die mit dem Gebrauche derselben verknüpfet ist, verursachet hat, daß sie unverdienter Weise in eine schlechte Achtung gerathen

sind,

sind, welche Hintansetzung aber allen künftigen Untersuchungen sehr nachtheilig seyn wird. Das Leeuwenhoekische Microscopium, und die Microscopia aller andern Autoren, die die kleinsten Dinge der Natur so erstaunlich genau gesehen, und der Welt eine Begierde zur Untersuchung derselben eingeflößet haben, sind, wie wir vernommen, einfache Gläser von dieser Art gewesen. Fast alle große Entdeckungen, dadurch dieses Instrument berühmt geworden, sind vermittelst einfacher Gläser gemacht. Diese sind die einzigen, durch deren Hülfe man den genauen Wegen der Natur in ihren kleinsten Werken nachspüren kann. Es müssen sich auch diejenigen, denen bloß der Gebrauch des Spielzeuges des gedoppelten Microscopii bekannt ist, nicht wundern, daß sie den Entdeckungen solcher Männer nicht folgen können, die sich der einfachen Gläser bedienet haben; auch müssen sie Leute keines Betrugs oder einer Ausschweifung der Einbildungskraft beschuldigen, die bey ihren Untersuchungen ein Werkzeug gebrauchet, welches dasjenige, wodurch sie sich vergeblicher Weise bemühen, ihren Fußstapfen zu folgen, am wirklichen Werthe so sehr übertrifft. Das doppelte Microscopium ist ein Instrument für diejenigen, die sich an den Vergrößerungskräften belustigen wollen; dieses aber müssen diejenigen kennen und gebrauchen, die wirkliche Entdeckungen zu machen willens sind. Die Verschiedenheit des Lichts, so bey dem Gebrauche der gedoppelten Vergrößerungsgläser auf die Objecte fällt, giebt den Dingen oft ein so verschiedenes Ansehen, daß dasselbe Ding kaum dasselbe zu seyn scheint. Bey dem einfachen Vergrößerungsglase ist das Gesicht zwar dunkel, doch

gewiß; es ist allezeit dasselbe, und wiewohl ein Auge, das nicht dazu gewöhnet ist, kaum weiß, was es aus einem Objecte machen soll, so fehlet es doch einem geübten Bemerker niemals, alles mit einer zureichenden Deutlichkeit, und so richtig und accurat zu sehen, daß es ihn vergnügen muß. Ich hoffe, die Bemerkungen, die in diesen verschiedenen Versuchen bekannt gemacht sind, werden von vielen wiederholet werden. Ich selbst habe sie so oft wiederholet, daß ich fest überzeuget bin, daß ein jeder Theil derselben ganz genau und richtig sey; und ich wollte gern ein Werkzeug anpreisen, welches itzo zwar wenig gebrauchet wird, das doch aber, weil ich so vieles damit entdecket habe, muß gebrauchet werden, wenn man mir mit einiger Hoffnung eines glücklichen Ausganges folgen will.

Die Wahrheit dieser Anmerkung von dem verschiedenen Nutzen des einfachen und gedoppelten Vergrößerungsglases kann sich nicht deutlicher zeigen, als bey der gegenwärtigen Untersuchung. Als das gedoppelte Vergrößerungsglas mit allen seinen Vortheilen und mit allen seinen Kräften gebrauchet ward, konnte es doch von den weiblichen Fortpflanzungswerkzeugen dieses kleinen Schwammes nichts mehr zeigen, als daß die verschiedenen Strahlen Reihen von Kügelchen wären, die durch keinen Stengel, oder durch keine Haut mit einander verknüpft wurden, sondern bloß vermittelst einer klebrichten Materie, womit sie bedeckt waren, an einander hiengen. Bey der genauesten Betrachtung, die vermittelst dieses Instruments geschah, zeigete sich auf ihrer Oberfläche, so lange sie bloß war, weiter nichts, als eine einförmige Bedeckung von einer gelblicht scheinenden Materie, und

und als sie mit dem Staube des Mehles bedeckt war, sah man nichts mehr, als eine unbeschreibliche Menge ovaler Körper, oder Körngen dieses Mehles, die eine solche Figur haben, welche über jeden Theil der Oberfläche ohne Ordnung ausgestreuet waren.

Als hingegen ein Kügelchen von einem der Strahlen eines andern Kopfes durch das einfache Vergrößerungsglas betrachtet ward, so entdeckte sich ein neuer Schauplatz der Verwunderung. Dieses Kügelchen war von einer der Pflanzen genommen, deren Antherae noch nicht geborsten waren, und es war folglich noch in seinem ursprünglichen Zustande, und mit dem Staube dieser Körperchen noch nicht bedecket. Die Oberfläche, die bey allen vorigen Bemerkungen glatt und einförmig geschienen hatte, zeigete nunmehro eine große Anzahl unordentlicher Erhöhungen. Als diese genau untersuchet wurden, so schien eine jede davon von einer dreywinklichten Figur zu seyn. Sie waren nur sehr wenig über die Oberfläche erhaben, und waren von der klebrichten Materie, die die ganze Fläche umgab, auf eine solche Art bedecket, daß es unmöglich war, wenn sie nicht so genau, als von uns geschah, beobachtet wurden, gewahr zu werden, daß sie über die übrige Fläche hervorrageten.

In der Mitte einer jeden von diesen winklichten Erhöhungen stund ein Körper, der die Figur eines Segments von einer Kugel hatte, und wovon ich bemerken konnte, daß in der äußern Fläche desselben eine große Menge Löcher waren. Dieß war alles, was sich in dem gegenwärtigen Zustande des Objects zeigete. Da wir aber gewiß überzeugt waren, daß diese Kügelchen der weibliche Fortpflanzungstheil dieses Ge-

Gewächses waren; so war es gar nicht schwer, zu entdecken, daß diese Oeffnungen zu den Zellen des Körpers leiteten, worinn der Saamen seinen Aufenthalt hatte, und daß diese kleinen dreyeckichten Erhöhungen, nebst den Körpern, die sie in ihren Höhlungen enthielten, eben das wären, was die Stigmata in den vollkommenern Pflanzen.

Als wir eines von diesen Kügelchen so, wie es vor der Schwängerung beschaffen war, zur Genüge untersuchet hatten, so wähleten wir ein sehr schönes von denen, die mit dem Mehle von den geborstenen Antheris eines andern Kopfes bedeckt war. Bey der Betrachtung desselben durch unser Vergrößerungsglas fanden wir, daß das Mehl, so klein die Theilchen desselben auch waren, aus kleinen Körnchen bestund, die eine vollkommene ovale Figur hatten. Ihre Farbe war braun, und fiel einigermaßen ins Gelbe, und die Oberfläche derselben war runzlicht, oder gewissermaßen netzförmig. Wiewohl diese Körnchen über jeden Theil der Oberfläche des Kügelchens zerstreuet lagen, so konnten wir doch sehen, daß sie an einigen Oertern dicker waren, als an andern. An einigen Stellen lagen sie in der That wie eine Art von kleinen Hügeln, und als wir es genauer untersuchten, so fanden wir, daß solches allezeit über einer von diesen dreyeckichten Erhöhungen war, oder um mich anders auszudrücken, daß die Stigmata der Frucht allezeit unter einem Haufen von diesem Mehle verborgen lagen.

Was für einer Kraft es zuzuschreiben war, daß die Kügelchen von dieser feinen Materie sich eben an der Stelle so sehr gehäufet hatten, die für ihre Wirkung eigentlich bestimmt war, solches scheint eben nicht

so

so leicht zu bestimmen zu seyn; die Sache selbst aber zeigte sich ganz deutlich, und der Endzweck war eben so augenscheinlich. Die Absicht der Natur war, daß diese schwängernde Materie, oder vielleicht eine noch feinere Substanz, die aus diesen berstenden Kügelchen herausgieng, einen Weg zu den Höhlungen finden sollte, wo der Saame lag, und diese Kügelchen waren in großer Menge über den Oeffnungen gehäufet, die dahin führeten.

Die Imprägnation der ersten Anfänge des Embryo in den weiblichen Geschöpfen, beydes unter den Thieren und Pflanzen, scheint zu der Zahl derjenigen Geheimnisse der Natur zu gehören, die uns ganz unerforschlich sind, und durch Substanzen ausgerichtet zu werden, die gar zu fein sind, und sich unserer Nachforschung gänzlich entziehen. Es hat sehr lange gewähret, ehe die Welt die Theile der Blumen, die zu diesem Endzwecke dienen, hat kennen gelernet. Das Pistillum, welches das weibliche, und die Stamina und Antherae, so die männlichen Werkzeuge sind, welche beyde sich an den meisten Blumen ganz deutlich zeigen, wurden für bloße Ueberflüßigkeiten der Natur, und für Auswachsungen gehalten, die keinen andern Nutzen hätten, als die überflüßige Nahrung zu empfangen, die zu der Blume hinangeht. Man hat nur erst vor wenig Jahren ausfündig gemacht, daß dieses die verschiedenen Werkzeuge der Fortpflanzung sind, und daß die ganze Blume, nebst allen ihren bunten Blättern und Farben, bloß zu einer Unterstützung und Vertheidigung derselben bestimmt sey.

Es war nicht so bald entdecket, daß diese verschiedenen Theile mit den Zeugungswerkzeugen der Thiere übereinstimmten: so ward auch schon, (wie denn Leute von einer lebhaften Einbildungskraft bey dem ersten Anfange einer Entdeckung schon etwas ganz vollkommenes zu haben glauben,) behauptet, daß die vorhin beschriebenen Löcherchen bestimmet wären, die kleinen Kügelchen des Mehls einzunehmen, und daß diese Kügelchen die eigentliche schwängernde Materie wären, welche zu dem inwendigen Saamen gebracht würde. Die Entdeckung, daß die Antherae hohle Körper waren, und daß sie zu gehörigen Zeiten aufbrachen und dieses Mehl heraus ließen, ward für einen hinlänglichen Beweis davon gehalten. Allein die Freude über diese Entdeckung schien vergeblich zu seyn; denn so subtil auch die Theilchen des Mehls selbst von den größten Pflanzen dem bloßen Auge zu seyn scheinen, so zeiget sich doch, wenn sie durch das Vergrößerungsglas untersuchet, und mit den Löcherchen, wodurch sie gehen sollen, verglichen werden, daß sie viel zu groß für dieselben sind, wie denn auch die Oeffnungen einiger dieser weiblichen Werkzeuge nicht anders, als durch das Vergrößerungsglas können gesehen werden.

Man hat gefunden, daß eben diese Theilchen des Mehls, so klein als sie auch scheinen, nichts anders als Capseln sind, die eine noch unendlich feinere Materie enthalten, so in Gestalt eines Dampfes aus den Oeffnungen derselben heraus geht, wenn sie ins Wasser geleget werden, als worinn sie bersten. Die Materie, die aus diesen Theilchen einiger und wahrscheinlicher Weise aller Pflanzen herausgeht, ist so

sehr

sehr fein, daß keine Gläser stark genug gewesen sind, die besondern Theilchen, woraus sie bestehen, zu entdecken. Diese Materie kann nun freylich fein genug seyn, in die kleinsten Oeffnungen zu dringen, die eben so unmerklich sind, als die subtilen Theilchen dieser Materie selbst, und solchergestalt den inwendigen Saamen schwängern. Dieß scheint ein vernünftiges System der Schwängerung zu seyn, so weit als es geht, und nach demselben kann die dichtscheinende Beschaffenheit der Stigmatum einiger Pflanzen keinesweges zum Einwurfe dienen.

In dem gegenwärtigen Falle waren die Oeffnungen, ob sie gleich durch die starken Vergrößerungsgläser zu sehen waren, doch kaum den vierzigsten Theil so groß, als die Kügelchen des Mehls, die in Haufen darüber lagen. Es ist äußerst ungereimt, anzunehmen, daß eine Saugungskraft, wovon man hat vorgeben wollen, daß dadurch diese Sache ausgerichtet würde, oder daß eine andere mechanische wirkende Ursache die Kraft haben sollte, zu machen, daß so große Körper in so kleine Höhlungen hinein kommen könnten. Nimmt man aber an, daß die Kügelchen, wovon hier die Rede ist, mit den Kügelchen des Mehls der größern Pflanzen einerley Beschaffenheit haben, und daß sie selbst nur bloße Behältnisse einer subtilen Materie sind, so ist der Proceß in so fern deutlich, daß, da sie haufenweise über die Stigmata der weiblichen Werkzeuge, und alle um die Oeffnungen derselben herum liegen, die subtile Materie, womit sie angefüllet sind, wenn sie bersten und dieselbe heraus lassen, in die Oeffnungen fallen müsse, die dazu dienen, diese Materie zu dem noch unbeschwängerten

Saamen zu führen, da sie denn ohne wunderthätige Kraft zu dem Orte hingebracht werden, wo sie dasjenige ausrichten, wozu sie bestimmt sind.

So stelle ich mir überhaupt den Lauf der Natur bey der Fruchtbarmachung dieser kleinen Pflanze vor. Die Frucht, oder die Capsel, welche den Saamen enthält, steht nur in einer kleinen Entfernung von den Antheris oder Capseln, welche das schwängernde Mehl enthalten. Es finden sich Oeffnungen, welche die inwendigen Theilchen der Mehlkügelchen zu dem noch ungeschwängerten Saamen hinab führen, und die klebrichte Materie, welche einen jeden Theil des weiblichen Kügelchens, insonderheit aber die Stigmata bedecket, dienet die Mehlkügelchen, die, wenn die Antherae bersten, heraus kommen, so lange fest zu halten, bis sie selbst gleichfalls bersten, und ihre innerlichen Theilchen recht über die Mündungen ausschütten, welche die Theilchen zu dem inwendigen Saamen zu führen bestimmet sind.

Hier findet sich ein eben so vollkommenes und zierliches Zubehör, als irgend in einer größern Pflanze, und wir haben nur Werkzeuge nöthig, es zu sehen, um Ehrerbiethung dafür zu haben, und es zu bewundern. Das Vergrößerungsglas thut in der That in Ansehung unserer Begriffe nichts geringers, denn daß es neue Welten hervorbringt, und unserer Betrachtung neue Reihen von Wesen darleget.

Als wir in so ferne der Natur in Ansehung der Einrichtung der Theile dieser Pflanze und des Gebrauches derselben zu ihrer Fortpflanzung nachgespühret hatten, so widmeten wir der Betrachtung der

Wir-

Wirkung alles dieses schönen und ordentlichen Zubehörs auch noch einige Stunden. Zu diesem Endzwecke bedienten wir uns des Vergrößerungsglases, an welchem ein bewegliches Gelenk angebracht war, durch dessen Hülfe wir die Pflanze zuerst betrachtet hatten, und wodurch wir nunmehro vermittelst eines stärkeren Vergrößerungsglases der Frucht von der Schwängerung an bis zur Hervorbringung der neuen Pflanze nachzuspüren entschlossen waren. Ein solches Unternehmen würde bey der gemeinen Art von Pflanzen, deren Wachsthum viel langsamer von statten geht, und deren erstes Hervorbrechen unter der Erde geschieht, so wohl schwer, als auch höchst langweilig gewesen seyn; hier aber hatten wir Gelegenheit, solches an einer Pflanze zu thun, deren ganze Zeit ihres Daseyns von dem Embryone in dem Saamen an, bis zu der abfallenden Pflanze, die ihre Wirkung gethan hatte, nur einige wenige Stunden währete, und deren erstes Hervorschießen in freyer Luft, und auf der Fläche einer flüßigen Materie geschahe.

Die letzte Untersuchung, die wir mit einem einzelnen Kügelchen oder einer Capsel vornahmen, die von einem der reifenden Strahlen genommen war, zeigte uns, daß die Stigmata derselben vier und zwanzig an der Zahl waren, und in gleichen Entfernungen von einander stunden; ingleichen, daß die Capsel, da sie gebrochen war, eben so viele Behältnisse oder besondere Zellen für den Saamen hätte, wiewohl sich dieses kaum mit einigem Grade der Gewißheit bestimmen ließ. Von dieser letzten abgesonderten Bemerkung wandten wir unsere Untersuchung auf eine sehr

gut blühende Pflanze in ihrem vollkommenen Zustande auf der Oberfläche des Wassers. Ihre Antherae waren bereits eine Zeitlang geborsten gewesen, und die Kügelchen, woraus die verschiedenen Strahlen bestunden, waren folglich mit dem Pulver bedecket, so aus diesen Körpern herausgelassen war. Es währete nicht lange, so sahen wir das äußerste Kügelchen eines der Strahlen, ohne einige äußerliche Gewalt, oder andere sichtbare Veranlassung abfallen, und auf der Oberfläche des Wassers schwimmen. Das äußerste Kügelchen eines andern Strahls fiel auch gar bald ab, wie der erste, und da auch die übrigen diesem Exempel folgten, so ward der ganze Kopf ordentlicher Weise in einen kleinern Umfang eingeschränket. Nach einigen Augenblicken, worinn fast nichts weiter vorgieng, fiel eine andere Reihe von Kügelchen, eben so, wie die erste ab, und endlich fielen sie alle auf dieselbe regelmäßige Weise, nach einigen Zwischenzeiten ab, der Kopf ward also je länger, je kleiner, bis endlich nichts mehr an demselben übrig blieb, als die geöffneten Antherae, ohne ihrem Mehle an der Spitze des Stengels.

Da indessen die Pflanze in diesem Zustande für eine ganz verschiedene Art hätte mögen angesehen werden, schwommen die Kügelchen, die allmählich von den Strahlen des Haupts abgefallen waren, in Menge auf der Fläche des Wassers. Der größte Theil derselben fügte sich zu den Seiten der Rinde, oder des Kuchens von Pflanzen von derselben Art. Einige von den andern borsten vor unsern Augen, und gaben ihren Saamen hervor. Die trübe Beschaffenheit des darunter befindlichen Wassers hin-

derte

derte uns, die Wirkung der Natur so genau zu sehen, als wir es wünschten, wir nahmen unsere Zuflucht daher wiederum zu dem gedoppelten Microscopio und dem concaven Glase, worinn wir vorhin die wachsende Pflanze gesehen hatten.

Dieses fülleten wir mit dem klaresten Wasser, und schüttelten eine Quantität reifer Köpfe der Pflanzen aus unserm Topfe darüber, da wir denn die Oberfläche des Wassers mit Kügelchen bedeckt funden. Wir hielten beständig die Augen darüber, bis sie anfiengen zu bersten. Hier funden wir, daß die gar zu gehäufte Anzahl nur Verwirrung verursachen würde, wir sonderten daher den größten Theil davon ab, thaten wieder frisches Wasser hinzu, und behielten zuletzt einige wenige in einem guten Zustande, die von andern nicht gehindert wurden, und mit Bequemlichkeit konnten bemerket werden. Hier gelangten wir zu derjenigen Entdeckung, die uns den ganzen Fortgang der Vegetation vollkommen deutlich machte. Wir hatten derselben von ihrer ersten Erscheinung in der Gestalt einer schlechten Rinde, bis zu dem Reifwerden des Saamens nachgespühret. Es blieb also nur noch übrig, die Lücke zwischen dem Zustande des reifen Saamens und der Erscheinung dieser Rinde auszufüllen, und dieses zu thun hatten wir nunmehro erwünschte und vollkommene Gelegenheit.

Es borst gar bald ein Kügelchen vor unsern Augen, und wir sahen einige wenige Saamenkörner aus demselben heraus kommen. Nach einigen Augenblicken fielen immer mehr und mehr heraus, bis in kurzer Zeit die ganze Fläche des Wassers damit be-

decket war. Sie waren vollkommen rund, und von einer weißen Farbe. Die Anzahl derselben war so groß, daß es unbegreiflich schien, warum sich diese Pflanze nicht auf eine erstaunliche Weise vermehrete. So kam es uns zwar vor, die wir diese Kügelchen in dem Zustande, worinn wir sie gesetzet hatten, und in welchen sie sich außerhalb des gewöhnlichen Weges der Natur befunden, betrachteten; allein da diese vorsichtige Haushälterinn für alle ihre Werke auf das beste, bequemste und vollkommenste sorget, so ist kein Zweifel, daß nicht auch dieser sehr große Ueberfluß von Saamen in ihrer allgemeinen Haushaltung seinen Nutzen haben müsse; und da sie das Wasser schon vorher mit Millionen gefräßiger Thiere bevölkert hat, so ist es wahrscheinlich, daß dieser Saamen denselben zur Nahrung bestimmt sey. In diesem unnatürlichen Zustande war die Oberfläche eines in Vergleichung mit der Frucht ziemlich geräumen Umfanges von Wasser von diesem einzigen Kügelchen dermaßen mit Saamenkörnern bedecket, daß wir uns genöthiget sahen, uns zu desto besserer Betrachtung mehreren Platz zu machen. Wir gossen etwas von dem Wasser weg, und thaten frisches an dessen Stelle, bis von der ursprünglichen Zahl der Saamenkörner nicht mehr denn ungefähr zwölf übrig blieben.

Wir brachten wohl eine Stunde mit der Betrachtung dieser Körner zu, allein es fiel während dieser Zeit nichts veränderliches damit vor. Sie schwommen in dem Wasser so aufs gerathe wohl herum, oder setzten sich an die Seiten des Glases. Wir wurden durch einen Zufall etwa eine Stunde lang

von-

von unsrer Betrachtung abgehalten, als wir aber nach Verlauf derselben wieder kamen, funden wir eine sehr merkwürdige Veränderung. Zwey oder drey von den Körnchen hatten angefangen zu schies-sen, und die übrigen, die vorhin keine Veränderung gelitten hatten, waren nunmehro zweymal so groß aufgeschwollen, als sie vorhin gewesen. Es währe-te nicht lange, so sahen wir das Hervorschießen an verschiedenen von ihnen wiederholen, es geschahe sol-ches auf eine simple und bey allen auf eine vollkom-men gleiche Weise.

Das Saamenkorn brach an einer Seite, in einer mit der Oberfläche des Wassers gleichen Höhe auf, allwo sich eine länglichte Erhöhung zeigte. Diese verbreitete sich, ohne ihre Gestalt zu verändern, bis sie ungefähr viermal so groß war, als das Saamen-korn, und da fieng sie allmählich an, sich vollends zu verbreiten und zu entwickeln. Dieses Hervorgeschos-sene nahm nunmehro einen solchen Raum ein, daß der Körper des Saamenkorns dagegen ganz geringe war, und weil die Verbreitung in einer zirkelförmi-gen Figur geschahe, so ward das Saamenkorn da-durch ganz eingeschlossen, und dem Gesichte entzogen, wiewohl es endlich gar genau den Mittelpunct des ganzen Körpers muß eingenommen haben.

Wir sahen verschiedene andere von den Saamen-körnern auf gleiche Weise hervorschießen, und sich in eine eben so runde Figur verbreiten. Solchergestalt ward die flache Rinde gebildet, die wir zuerst bey der Grundlage der Pflanze auf der Fläche der ursprüng-

lichen

lichen Flüßigkeit bemerket hatten, und solchergestalt hatten wir der Vegetation durch ihren ganzen Lauf nachgespühret. Es ist sonderbar, daß die Grundlage der Stengel, welche die Köpfe in dem vollkommenen Zustande der Pflanze tragen, schon in der Plantula seminali da zu seyn scheint, und so gar, wenn sie noch in dem Körper des Saamenkörnchens ist. Wir spürten denenselben, so weit als möglich, nach, und es fehlte uns niemals, sie ganz deutlich, und zwar in einiger Erhöhung über die Oberfläche, selbst bey der ersten Entwickelung des Hervorschießens, zu sehen.

Solchergestalt findet sich und lebet eine Pflanze, die, so viel wir noch wissen, bloß auf der Oberfläche einer besondern Flüßigkeit hervorgebracht wird, welche letztere aus einer künstlichen Infusion des Saamens einer Pflanze entstanden ist. Sie wandert also, gleich dem **Ephemeron**, unter den Thieren, den ganzen Lauf ihres Lebens in einem Tage herdurch, und bringt junge Pflanzen hervor, die ihr selbst ähnlich sind, und die zum Theil einem Insekte zur Nahrung dienen, das, wenn es auch noch viele hundertmale größer wäre, als es wirklich ist, dennoch von dem bloßen Auge nicht würde können gesehen werden. Und solchergestalt zeiget das Microscopium in dieser Pflanze eine solche Ordnung der Werkzeuge, welche der Ordnung der allervollkommensten Pflanzen, wie wir sie nennen, völlig gleich, und in den kleinen Thierchen einen solchen Gliederbau und solche Werkzeuge zur Bewegung und zur Genießung der Nahrung, dergleichen unter allen größern Werken der Natur kaum zu finden ist.

Der

Der achte Versuch.

Von einem Insekte, das auf den vom Mehlthau beschädigten Zweigen von Fruchtbäumen gefunden worden.

Die Gesundheit einer mir sehr werthen Person nöthigte mich, viele Jahre nach einander, mich in dem angehenden Frühlinge außerhalb des Dampfes von London aufzuhalten. Ich wohnte bey dieser Gelegenheit in einem Theile von Chelsea, wo ein kleiner Garten hinter dem Hause war, in welchem viele Bäume stunden, die aber selten Frucht brachten. Die allgemeine Krankheit dieser Bäume war das, was man Mehlthau nennet, und dieser Strich entgieng der gedachten Beschwerung nur sehr selten. Wenn andere Gegenden nur einigermaßen litten, so waren diese Bäume ganz und gar unfruchtbar, und bey vortheilhafterern Jahreszeiten trugen sie doch nur sehr wenig.

Die Gelegenheit, die ich allhier hatte, tägliche Bemerkungen anzustellen, bewegte mich, der Beschaffenheit dieser Baumkrankheit nachzuforschen, und die Bemerkungen, welche ich über die Bäume in dem Striche, wo ich mich eigentlich aufhielt, anstellete, leitete mich auch zur Untersuchung derer, die in glücklichern Gegenden lagen. Ich bin durch die Folge dieser Bemerkungen dahin gebracht worden, von dieser Sache ganz anders zu denken, als sonst gemeiniglich geschieht; meine besondere Meynung hat aber nicht bloß meine Bemerkung, sondern die Vernunft selbst zur Unterstützung. Die fast durchgehends an-

genommene Meynung von diesem Unglücke ist, daß sie von gewissen Insekten herrühre, wovon man glaubet, daß sie durch besondere Winde zu den Bäumen gebracht werden; allein dieß ist nicht nur eine unnatürliche Bestimmung, die von Bemerkungen und Versuchen nicht unterstützet wird, sondern wir werden auch von einer Untersuchung dadurch abgehalten, die die ganze Sache nach dem System einer weit bessern Philosophie, und durch die Unterstützung einer Aehnlichkeit mit allem übrigen gewöhnlichen Verfahren der Natur hätte erklären können.

Es ist gar wohl bekannt, daß sowohl thierische Substanzen, als auch Pflanzen, wenn sie sich ihrem Verfalle nähern, auf einmal ein Nest und eine Vorrathskammer für Insekten mancherley Art werden, die, da sie noch in ihrem gesunden Zustande waren, weder Wohnung noch Unterhalt in ihnen finden konnten. Wir sehen auch, daß keine von diesen, so frey sie auch während ihres gesunden Zustandes von Insekten seyn mögen, niemals, weder zufälliger Weise, noch auch durch unsere eigene Beförderung in den Zustand gerathen, der zur Unterhaltung solcher Insekten geschickt ist; sondern die Natur selbst bevölkert sie augenblicklich mit Tausenden derselben, wiewohl es uns unmöglich ist, zu vermuthen, woher sie kommen. Man lege nur ein Stücklein einer thierischen Substanz der Luft bloß, man zerstoße nur einen Theil von einer Pflanze, oder lasse solchen auf andere Weise in Fäulung gerathen, man tauche nur ein Saamenkorn in Wasser, oder lege ein Blatt dem Thaue bloß, so verschaffet der veränderte Zustand dieser Dinge einer oder der andern Art von kleinern Thieren sogleich

Nah-

Nahrung; auch sind sie nicht so bald in einen solchen Zustand gelanget, da sich schon Thiere in Menge darauf finden, die nur bloß davon ihren Unterhalt haben können. So lange das Fleisch noch auf dem Körper des Thieres geblieben war, so lange das Blatt, der Stengel oder der Saame noch mit der Pflanze verknüpft war, und entweder Nahrung von der Wurzel oder dem Umlaufe der Säfte erhielt, konnte keine Creatur von einer solchen schmarotzerischen Art Zutritt zu ihnen bekommen.

Wir können aber die Aehnlichkeit fortsetzen; denn es ist keine bessere Art zu urtheilen, wenn die unmittelbaren Ursachen und Mittel vor uns verborgen sind; gleichwie sich in dem Fleische eines Thieres, so noch mit demselben vereiniget, das aber durch einen Zufall in Fäulung gerathen ist, eben so gewiß Insekten finden werden, als wenn es von dem Thiere abgesondert wäre, eben so haben wir auch keine Ursache zu zweifeln, daß nicht ein veränderter Zustand der Flüßigkeiten, entweder eine Fäulung, oder etwas so der Fäulung nahe kömmt, eines Zweiges, der an einem Baume bleibt, eben so wohl Insekten zu einem Aufenthalte und zur Nahrung dienen könne, als eines solchen Zweiges, der von dem Baume abgesondert ist.

Dieses sind die Grundsätze, worauf ich das neue System von dem, was wir den Mehlthau an unsern Fruchtbäumen nennen, zu gründen willens bin. Ich halte dafür, daß man die Ursache davon übersehen, und die Wirkung mit derselben vermischet, oder für dieselbe angenommen habe. Die Menge der Insekten, die auf den Blättern und Zweigen der von Mehlthau beschädigten Bäume gefunden werden, hält man gemeiniglich für die

Ursache, daß die Zweige zu gewissen Zeiten in Verfall gerathen, und daß die Früchte verderben. Ich bin hingegen durch wiederholte Versuche überzeuget, daß die Erscheinung dieser Insekten auf die Beschädigung der Bäume erst erfolge.

Ich habe bemerket, daß die Säfte der Thiere und Pflanzen, so lange sie in ihrem gesunden Zustande sind, und in ihren gehörigen Canälen herumlaufen, für eine Menge Insekten keinesweges zur Nahrung dienlich sind, denen sie doch, so bald sich ihr Zustand verändert, höchstangenehm geworden, ungeachtet sie dieselben vorhin niemals gesuchet. Eine Stockung, beydes in den thierischen und Pflanzenfeuchtigkeiten, ist der erste Grad zur Fäulung, und dasjenige, was die erste verursachet, führet die Gefahr der andern mit sich. Ich habe gleichfalls bemerket, daß nicht schlechterdings eine Fäulung erforderlich sey, diese Säfte zu einer Nahrung für Insekten zu machen; eine Näherung zur Fäulung, das ist, eine Stockung kann solches schon ausrichten. Es wird nicht mehr als eine zufällige Ursache, sie mag natürlich oder künstlich seyn, erfordert, eine Stockung in den Säften eines ganzen Baumes oder in einem besondern Zweige desselben zu verursachen, und alsdenn kann man sehen, daß er im Stande sey, eine Menge von Thieren zu nähren, die ihren Unterhalt vorhin nicht auf demselben finden konnten. Und wir haben vorhin an zahlreichen Exempeln gesehen, daß ein Baum nicht so bald in den Zustand gesetzt sey, diese Creaturen solchergestalt zu unterhalten, da sich schon Tausende auf demselben zeigen, ob wir gleich nicht wissen, wie, warum und woher?

Daß

Daß viele, sowohl natürliche als künstliche Zufälle sind, welche dem ordentlichen und freyen Flusse der Säfte in den Pflanzen Einhalt thun können, ist augenscheinlich; und eben so augenscheinlich ist es, daß dasjenige, was nur in gewissen Theilen und zu gewisser Zeit eine Stockung von dieser Art verursachet, die Säfte in einen Zustand setzt, worinn sie besondern Insekten zur Nahrung dienen können. Wir finden, daß die schwächsten Bäume, und die, so an keinen vortheilhaften Oertern stehen, dem Mehlthaue am häufigsten unterworfen sind. Es kömmt auch gar nicht von Insekten her, die ein Ostwind herzu weher, daß Bäume, die in einer solchen Gegend stehen, vom Mehlthaue angegriffen werden, oder die Beschwerde desselben am ersten fühlen, wenn das Unglück allgemein ist; sondern daher, weil ihre Lage am nachtheiligsten ist, und weil diese Bäume, die in andern Stücken mit den übrigen Bäumen in gleichen Umständen stehen, die schwächlichsten darunter sind.

Ein Winter, der härter als gewöhnlich ist, wird allemal viele von unsern Fruchtbäumen tödten, und diejenigen, die darunter leiden, sind allezeit die schwächsten. Wenn an einem Baume einige Zweige schwächer sind, als die übrigen, so leiden diese, da indessen die andern davon kommen. Was ein ganzer Winter an vielen oder an ganzen Bäumen thut, das kann ein wenig unzeitiger Frost an wenigen Bäumen, oder an den schwächern Theilen derselben thun. Die Art, wodurch ein Frost einen Baum verletzet, besteht darinn, daß er seine Säfte stockend macht; und es ist daher kein Wunder, daß ein nicht gar zu starker Frost einen solchen Schaden im Frühlinge zu einer Zeit er-

regen kann, wenn die Säfte flüßig sind, welches doch im Winter nicht geschehen kann, da der Umlauf matter, und die Säfte weder so häufig, noch auch an und für sich so flüchtig gewesen.

Dieses sind die Anmerkungen und Gründe, vermittelst deren wir hoffen können, zu einer wahren Erkenntniß dieses Phaenomeni zu gelangen, welches die Neubegierigen so lange in Verwirrung gesetzt und verleitet hat. Ein Frost, der sich zu einer Zeit zuträgt, wenn die Säfte im Flusse sind, wird eine Stockung derselben verursachen, die sich entweder durchgängig, oder nur an gewissen Theilen äußert, die entweder beständig, oder auch nur eine Zeitlang währet. Ist der Frost nicht sonderlich stark, so überwindet die Kraft des Baumes denselben unter dem Einflusse des ersten Sonnenscheins. Ist er heftiger, so schadet er mehr oder weniger, nachdem der Baum stark oder schwach ist. Ist der Baum schwächlich, so kann er ganz und gar vergehen, oder wenigstens in so ferne durch und durch beschädiget werden, daß er in dem Jahre gar keine Frucht trägt. Ist er nur zum Theile schwächlich, so wird der Zufall solchen schwachen Theil rühren. Wo eine Verletzung geschieht, da findet sich eine fortgesetzte Stockung der Säfte, das ist, da findet sich eine Näherung zu ihrer Fäulung, und sie werden durch diese Veränderung in einen Zustand gebracht, in welchem sie Thieren Nahrung geben können, denen es sonst unmöglich würde gewesen seyn, auf ihnen zu leben. Die Natur bringt in ihrem gewöhnlichen unveränderten Laufe die Thiere zu dem Baume, die dazu gebildet sind, von dessen veränderten Säften zu essen. Der verletzte oder kranke Zustand

des Baumes, und die Insekten, die sich dessen zu Nutze machen, werden zugleich entdecket, und Leute, die nicht weiter zurück denken, halten die Creaturen, die durch ein solches Unglück genähret werden, für die Ursache desselben.

Wenn diese Insekten, die allezeit auf solchen beschädigten Bäumen gefunden werden, die wirkliche Ursache des Mehlthaues wären, so würde es den Menschen unmöglich seyn, solchen durch die Kunst hervorzubringen. So aber ist es möglich, einen solchen Mehlthau, wenn man will, zu verursachen, dadurch, daß man den Bäumen, oder einigen Theilen derselben, entweder ihre gehörige Verpflegung entzieht, oder sie auch sonsten verletzet, zumal wenn die Jahreszeit dazu beförderlich ist. Die gedachten Insekten werden sich auf den durch die Kunst verletzten Bäumen eben so häufig, als auf denen einfinden, die zufälliger Weise sind verletzet worden. Ich habe durch wiederholte Versuche gefunden, daß, gleichwie von zween Bäumen, wovon der eine stark, der andere aber schwach von Natur ist, der schwache vom Mehlthaue beschädiget wird, wenn der starke davon kömmt; also auch von zween Bäumen, deren einer mit Fleiß schwach gemacht, der andere aber in seinem natürlichen bessern Zustande gelassen worden, der schwache beschädiget werde, wenn der andere gut bleibt, und daß sich Tausende von Insekten auf dem einen finden, da sich auf dem andern nicht ein einziges zeiget. Wenn ein großer Theil der Erde von der Wurzel eines Baumes, der in einer ganzen Reihe anderer steht, weggenommen wird, und die übrigen in ihrem natürlichen Zustande bleiben, so wird dieser eine, wenn die Wit-

terung nur etwas unfreundlich ist, verletzet werden, da hingegen alle andere frey durchgehen. Auch habe ich es möglich gefunden, eben dasselbe durch Binden an einem einzigen Zweige eines Baumes zu thun, der sonst gesund war. Auf diese Art habe ich Millionen von diesen Insekten auf einen einzigen Zweig eines Apricosenbaumes zu Chelsea gebracht, da hingegen alle übrigen Zweige davon befreyet waren. Ich habe dieses vor den Augen verschiedener sehr geschickter Leute gethan, die ich ersuchte, Zeugen eines jeden Theils der Operation zu seyn.

Es erhellet also aus allem diesem, daß die Wirkung des Frostes dahin gehe, die Säfte in den Fruchtbäumen stockend zu machen, und den Umlauf derselben zu hindern; daß diese Wirkung nach der Stärke und Schwäche des Baumes, gleichfalls stärker oder schwächer sey; und daß ein Baum, der durch die Kunst geschwächet worden, oder ein Theil eines Baumes, der durch Binden verletzet ist, dadurch beschädiget wird, wenn ein starker Baum oder die unverletzt gelassenen Theile eines Baums nichts leiden. Es erhellet gleichfalls, daß der Schaden, den der Baum leidet, in der Hemmung des Umlaufs seiner Säfte bestehe, so daß dieselben erstarren, oder gerinnen; daß diese Gerinnung und Hemmung der Bewegung ihn in einen Zustand setze, der der Fäulung nahe kömmt, und daß er in diesem Zustande Insekten Nahrung geben könne, die niemals ermangeln, gegenwärtig zu seyn, wenn sich eine solche Nahrung für sie findet. Solchergestalt zeiget sichs, daß diese Insekten den Mehlthau nicht verursachen, ob sie sich dessen gleich zu Nutze machen, und daß man

ihnen

ihnen eben so wenig die Ursache der Fäulung der Säfte in diesem Falle, als bey andern Thieren und Pflanzen, in deren Fäulung sie oder andere gefunden werden, beymessen könne.

Nachdem ich in so ferne dem ungebähnten Wege dieser Untersuchung nachgegangen bin, und mich bemühet habe, durch Schlüsse, die durch Erfahrungen bestärket worden, zu beweisen, was die Verletzung an Fruchtbäumen, so ein Mehlthau genennet wird, nicht sey, und was sie wirklich sey; so werde ich zu dem unmittelbaren Endzwecke dieses Versuchs, nämlich dem Insekte geführet, welches auf Bäumen, die solchergestalt verletzet worden, gefunden und der Verursachung des Schadens beschuldiget wird. Die verschiedenen Bäume, die in verschiedenen Jahren verletzt werden, und selbst die verschiedenen Bäume desselben Jahres, und dieselben Bäume in verschiedenen Jahren zeigen besondere Arten von Insekten. Diesem zu Folge sollte es das Ansehen haben, als wenn verschiedene Insekten von der Natur fähig gemacht wären, einen Mehlthau zu verursachen, oder daß fast alle Insekten in gehöriger Anzahl eine solche Fähigkeit hätten. Allein eine bessere und vernünftigere Auflösung dieser Erscheinung ist diese, daß, wenn die Säfte der Bäume durch diesen Zufall verletzet werden, oder durch einen Frost gerinnen, dessen Kraft zu schaden stärker ist, als die Kraft des Baumes den Schaden zu überwinden, sie alsdenn eine Nahrung verschiedener Insekten werden; und gleichwie die verschiedenen Arten von Bäumen und Pflanzen in ihrem natürlichen Zustande ihre eigene besondere Raupen, und zwar einige davon zwo oder drey Arten

nähren, so verschaffen sie auch, wenn sie solchergestalt durch einen Zufall verändert sind, einigen besondern kleinern Insekten, und einige davon verschiedenen Arten derselben Nahrung.

Wenn wir die Blätter verschiedener Pflanzen zerstoßen, und sie in ihren eigenen Säften, ohne einigen Zusatz, faulen lassen, so werden wir finden, daß die gährende Materie ganz lebendig wird, und daß sich Thierchen von allerley Art darinn zeigen, wenn sie nur bloß im Sommer in die freye Luft gestellet wird. Der Solanum bringet in diesem Falle einen haarigten Wurm, der Hünerdarm einen glatten, der Hollunder eine große und das Johanniskraut eine kleine Art hervor. Diese können nun freylich von Fliegeneyern verschiedener Arten entstehen, die so gar vor unsern Augen dahin geleget werden, und wenn wir die Insekten die gehörige Zeit über behalten, so können wir dem ganzen Fortgange derselben, bis sie wieder zu Fliegen werden, nachspühren. Auf gleiche Weise sehen wir, wiewohl die Mittel nicht so sehr in die Augen fallen, wenn die verschiedenen Bäume in einem Obstgarten vom Mehlthaue gerührt gefunden werden, das ist, wenn die Säfte zum Stocken und wenigstens der Fäulung nahe gebracht sind, daß sie eben so, wie die vorhin gedachte zerstoßene Materie, mit lebendigen Creaturen bedeckt sind, und wir entdecken auf dem Apfelbaum ein Insekt, auf dem Kirschbaum ein anderes, auf dem Pflaumenbaum ein drittes, und so weiter, wiewohl mit eben so wenig Regelmäßigkeit und Gewißheit, als in dem andern Falle, da sich zwar ein allgemeiner Unterschied an den Insekten in Ansehung der Materie zeiget, wobey aber doch die-

selbe

selbe Materie bisweilen zwo Arten, und zwo verschiedene so zerstoßene Pflanzen dieselbe Art hervorbringet.

Ich hatte unterschiedliche Arten in dem Umfange des Gartens, wo ich meinen Versuch anstellte, bemerket, allein die Creatur, welche die Materie zu diesem Versuch abgegeben hat, und eine von den sonderbarsten und schönsten derselben ist, war auf einem Zweige eines Baums hervorgebracht, wovon der übrige Theil in einem blühenden Zustande war, die Verlezung dieses Theils aber von dem künstlichen Mittel des Bindens herrührte, wozu noch ein mäßiger Frost gekommen war. Der Zweig, welchen ich mir ausgesuchet hatte, war einer von den schönsten und stärksten an dem Baume. Die jungen Sprossen desselben waren das vorige Jahr ziemlich dicht abgeschnitten. Er war voll von dem, was die Gärtner Tragehol; nenneten, und versprach eine ziemliche Menge von Früchten. Als ich den Zweig an zu binden fieng, und über dieses noch allerley andere Mittel, die mir einfielen, um die gerinnende Wirkung des Frostes zu befördern, anwendete, so schrumpften die Blätter zusammen, und der ganze Zweig gewann ganz ordentlich und natürlich das Ansehen eines solchen, der von dem, was man Mehlthau nennet, beschädiget worden, da indessen alle andere Theile des Baumes vollkommen gesund waren. Die Wirkung dieses Mittels zeigte sich erst nach zween oder drey Tagen. Anfänglich schien es, als wenn es dem Zweige vortheilhaft wäre, und er schien viel stärker zu werden, als alle andere Theile des Baumes; allein den vierten Morgen senkten sich die Blätter, von der Zeit

an

an wurden sie je länger je welker, und der Zweig bekam immer ein kränklicheres Ansehen. Am Morgen des sechsten Tages, nämlich zween Tage nach dem ersten kränklichen Ansehen des Zweiges, entdeckte ich Insekten darauf, ein sehr deutlicher Beweis, daß die Insekten eine solche Krankheit nicht verursachen. Es zeigten sich jedoch an diesem Morgen nicht etwa einige wenige hie und da, sondern der ganze Zweig war mit ihnen bedecket. Sie krochen allenthalben auf der Rinde, häuften sich um die Knospen, und die Blätter waren damit bedecket, kurz, ein solches Heer von Verderbern kann man sich nicht leicht vorstellen. Es war keine junge Brut, die aus Eyern hervorgekommen, oder von Würmern herrührte, die aus Eyern ihrer Alten gehecket worden, so dieselben an diesem Theile der Pflanze hingeleget hatten. Es ist unmöglich, daß die allgemeine Ordnung der Natur allen Insekten eben einen Zweig hätte anweisen sollen, welchen nicht natürliche Ursachen, sondern bloß mein Versuch zu ihrer Nahrung tüchtig gemacht hatte. Sie waren in ihrem völligen Wachsthume, als sie sich zu erst zeigten, daß sie also nicht erst damals aus Eyern konnten hervorgekommen seyn; und wenn sie auch, nach der gewöhnlichen Art der Veränderung der fliegenden Insekten, von Würmern entstanden waren, so konnte solches doch nicht auf dem Flecke geschehen seyn, weil zu dem Fortgange einer solchen stufenweise geschehenden Veränderung keine Zeit gewesen war; auch waren die Würmer vorhin gar nicht auf dem Zweige gesehen worden, welches doch nothwendig hätte geschehen müssen, da ihrer eine so große Menge war.

Woher

Woher sie gekommen, das scheint sehr schwer zu sagen; dieses wird aber die Art, wie sie gekommen, einigermaßen begreiflich machen, daß sie nämlich alle geflügelt waren, wiewohl ich niemals nachher gesehen habe, daß sie sich ihrer Flügel bedienet; auch konnte ich bey der genauesten Durchsuchung aller Bäume in den benachbarten Gärten und Feldern nirgends etwas entdecken, das ihnen ähnlich gewesen wäre. Es wäre natürlich genug gewesen, zu vermuthen, daß sie gleichsam als eine Colonie von irgend einer größern Gemeinschaft hergeschickt worden, allein das Mittel, welches sie zu diesem einzigen Zweige geführet, war nicht die einzige Schwierigkeit bey dieser Meynung, indem nirgends eine solche Gemeinschaft von ihnen zu finden war.

Ob gleich diese Creaturen dem klaren Augenscheine nach, nicht die Ursache der Beschädigung waren, so hatten sie doch, wie ich nunmehro fand, an dem Ansehen, welches der beschädigte Zweig nachgehends annahm, einen beträchtlichen Antheil. Die Rinde, die anfänglich nur los zu seyn schien, ward nunmehro voller Runzeln, und die Blätter, die anfänglich nur gehangen, und matt und welk zu seyn geschienen hatten, waren nunmehro um die Körper der Creaturen herum aufgewickelt. Man konnte gar leicht sehen, daß dieses von den Wunden herrührte, so die Insekten ihnen durch ihr Fressen verursachten. Und in so ferne, allein nicht weiter, verursachen die Einwohner der vom Mehlthaue beschädigten Zweige oder Bäume, dasjenige, was wir auf ihnen sehen. Die besondere Gestalt der Blätter und der Oberfläche der

Zweige

Zweige rühret von dem durch die Verwundung veränderten Laufe der Säfte her, allein die Kränkung dieser Säfte selbst hat ganz andere Ursachen.

Es war an den Bewegungen dieser Creaturen leicht zu sehen, womit sie sich beschäfftigten, und sie waren so zahlreich, daß es eben so leicht war, Gelegenheit zu finden, alle ihre Verrichtungen auf einem oder dem andern Theile des Zweiges zu gleicher Zeit zu sehen. An einigen Stellen sahe man Haufen von ihnen gleichsam spielend hinter einander anlaufen; an einer andern waren sie so gehäufet, daß sie einander auf den Rücken kletterten; an einer dritten schwungen sie ihre Flügel, und an den meisten Stellen waren sie ganz stille, hatten nicht den geringsten Schein von Bewegung, oder gar vom Leben, und fraßen, wiewohl die Art ihres Fressens bey einer so allgemeinen Beschauung nicht so leicht zu sehen war.

Ich nahm verschiedene von ihnen einzeln von dem Zweige herab, und als ich eines davon ausgesucht hatte, das groß, gesund und ganz war, so stellte ich es vor einem kleinen Vergrößerungsglase, in einem solchen Gestelle, das gemeiniglich zur Untersuchung undurchsichtiger Körper gebraucht wird. Ehe ich etwas davon erwähne, was es durch dieses Glas für ein Ansehen gehabt, wird nicht undienlich seyn zu sagen, daß es dem bloßen Auge so groß, als ein kleiner Floh zu seyn, und eine dunkle schwarzgrüne Farbe zu haben schien. Außer den Flügeln konnte man gar leicht sechs Beine, und eine geschlanke Maschine entdecken, die von dem Vordertheile des Kopfs in Gestalt eines Beines, das aber kürzer, als die andern war, herab gieng. Dieß ist alles, was das bloße

Auge

Auge an einem Insekte entdecken konnte, welches vielleicht in der That eines von den schönsten Geschöpfen ist.

Die allgemeine Gestalt, die es durch die Hülfe des Vergrößerungsglases zu haben schien, war die Gestalt eines länglichten Thieres, das am Kopfe nur schmal gegen das entgegen gesetzte Ende des Körpers aber immer stärker ward. Der Leib war dick, geründet, und schien aufgeblasen zu seyn, und die übrigen Glieder waren nach der Größe desselben sehr dünne.

Der Kopf ist geründet, und die Augen sind nur klein, aber sehr schön. Sie sind ganz tief, schwarz, aber sehr hell und glänzend, und stehen an den Seiten des Kopfes ziemlich weit von einander, der vördere Theil endiget sich, anstatt sich in der Gestalt eines Mundes zu öffnen, in eine länglichtrunde dünne Maschine, die dicker als die Beine ist, und beydes in der allgemeinen Figur, und gewissermaßen im Gebrauche mit dem Elephantenrüssel übereinstimmet. Der Unterschied zwischen beyden ist, daß diese Maschine am Ende spitzig, und das einzige Werkzeug ist, wodurch die Nahrung in den Leib des Thieres gebracht wird. Diese Maschine ist sehr schön eingerichtet; da wo sie am Kopfe fest sitzet, ist sie am weitesten, und wird von da bis zu der Spitze allmählig enger. Ihre Farbe ist ein helles und glänzendes Grün, und ziemlichermaßen durchsichtig. Sie bestehet aus nicht weniger, denn acht Gelenken, welche wie die Gelenke unserer neuern Ferngläser in einander laufen, und kann folglich durch die Kraft, die das Thier hat, sie nach Gefallen hervor zu stoßen und zurück

rück zu ziehen, nachdem es die Gelegenheit erfordert, verlängert und verkürzet werden. Ihre Spitze ist hart und sehr scharf. Nicht weit von dem äußersten Ende hat sie zwo länglichte Oeffnungen, an jeder Seite eine. Auch zeiget sich eine zirkelförmige Mündung; um die Säfte der Pflanze in diese Maschine hinein zu bringen, welche Mündung aus dem äußersten Ende des untersten Gelenkes hervorgestoßen wird, und die vielmehr ein Anhang dieser Maschine, als ein Theil derselben zu seyn scheint. Dieses äußerste Ende des Rüssels kömmt nicht anders zu sehen, als wenn diese Creatur gezwungen wird, es hervor zu stoßen, wenn der obere Theil derselben zwischen die Zange geklemmet wird, die einen Theil des Vergrösserungszubehörs ausmachet. Wenn es solchergestalt hervorgestoßen ist, so zeiget es sich deutlich, auf was für Art die Creatur frißt. Diese Spitze findet ihren Weg in die Rinde des Zweiges, oder in das Blatt, und führet das erste Glied des Rüssels mit sich hinein. Die Wunde, die es machet, bringt einige von den Säften aus ihren Gefäßen heraus, und die saugende Kraft, welche alle Rüssel der Insekten zu haben scheinen, zieht mehr davon heraus, welches alles in die Oeffnungen an den Seiten dieser Spitze eingenommen wird, die allenthalben hohl zu seyn scheint, außer unmittelbar an dem äußersten Ende, und an der zirkelförmigen Oeffnung zwischen dem Umfange des Theiles, wo der Rüssel befestiget ist, und dem Ringe, den das Ende des Rüssels machet. Alle Säfte werden durch die saugende Kraft längst der ganzen Höhlung des Rüssels zu dem Körper des Thieres hinauf geführet, und daselbst in einen Magen gebracht,

bracht, der gegen die durchgängige Größe der Creatur für sehr groß zu halten ist, und der die ungemeine Ausdehnung des Körpers verursachet.

Recht an der Stirne des Kopfes, zwischen den Augen, aber etwas höher hinauf, stehen ein Paar Antennae oder Hörner, wie sie gemeiniglich genennet werden. Diese sind von einer besondern Einrichtung und von höchster Schönheit. Sie sind dünner, als der feinste Faden, und etwas länger, als der ganze Körper. Sie kommen dem bloßen Auge als schlechte Fäserchen von einer schwärzlichten Farbe vor; bey einer genauern Betrachtung aber zeiget sichs, daß sie von einer sehr künstlichen Einrichtung sind. Eine jede ist aus ungefähr 14 Gelenken zusammengesetzt, und diese alle haben dieselbe regelmäßige kugelförmige Figur, sie sind aber eins ums andere von einer tiefen Purpur- und einer glänzenden schwarzen Farbe. Die Gelenke sind unten am größten, und werden bis zur Spitze allmählich kleiner, wo sie unbeschreiblich klein sind. Unten sind sie an einem länglichten oder elliptischen Körper befestiget, der nicht sowohl eines von den Gelenken, als vielmehr eine Art von Unterstützung des Ganzen ist. Dieser ist in dem Kopfe befestiget, und machet bey der Zusammenfügung mit dem eigentlichen untersten Gelenke der Antenna eine Art von Krümmung oder eines Knies. Die abwechselnde purpurrothe und schwarze Farbe der Gelenke sind beyde sehr glänzend und schön. Die Gelenke selbst sind vollkommen rund, so daß sie sich nur in einem so kleinen Puncte berühren, daß man sich wundern muß, wie sie an einander befestiget seyn können; und überhaupt haben sie vollkommen das Ansehen einer

Halsschnur, auf welche eins ums andere schwarze und purpurfarbene Knöpfe gezogen sind. Der Bau der Hörner dieses Insekts ist nicht alles, was merkwürdig an demselben ist; sie werden auch in einer ganz andern Richtung, als bey den meisten andern Creaturen, die dergleichen haben, getragen; denn gleichwie solche gemeiniglich entweder rückwärts gebogen sind, oder mehrentheils aufgerichtet stehen, so werden diese unmittelbar vorwärts gestoßen.

Der Kopf zeigt weiter nichts merkwürdiges, außer daß der hintere Theil desselben, zumal gegen die Zusammenfügung mit der Brust zu, eine so glatt polirte Oberfläche hat, die dem hellesten Glanze ausgearbeiteter Edelgesteine den Vorzug streitig machet.

Der ganze Körper ist von einer dunkelgrünen Farbe, die etwas metallähnliches an sich hat. Die Brust ist kurz und dick, oben aber flach. Sie hat ein tieferes Grün, als der Kopf, und in der That einen Ansatz vom Schwarzen, und der gelblichte oder metallähnliche Glanz, der gewissermaßen an dem Kopfe wahrgenommen wird, ist an diesem Theile kaum zu spüren. Die ganze Oberfläche ist vollkommen glatt und glänzend, sie hat aber an jeder Seite ungefähr in der Mitte zwischen den Ecken und dem Mittelpuncte einen schönen Zierrath. Dieß ist eine breite gerade Linie von einer tiefen und schönen Purpurfarbe, von eben der Art, wie die purpurfarbenen Glieder der Hörner, nur daß sie noch schöner und glühender ist.

Der Leib ist von einer mehrentheils ovalen Figur, und so dick, daß er aufgeblasen zu seyn scheint. Seine Farbe ist ein schönes Dunkelgrün, mit einigem Ansatze

vom

vom Schwärzlichen, hat aber auch einen schönen Glanz von einem metallähnlichen Gelben. Längst den beyden Seiten laufen zwo Reihen Flecken von eben derselben schönen Purpurfarbe, als die Linien auf der Brust. Sie machen an jeder Seite des Leibes zwo Linien aus, die mit der einzelnen Linie an jeder Seite übereinstimmen. Diese Purpurfarbe wird von dem bloßen Auge gar nicht gesehen, und es ist ganz sonderbar, daß wir keine einzige von den wirklichen und ächten Farben des Insekts, weder die Purpurfarbe, noch das Grüne, noch das Gelbe, noch das Schwarze, sondern eine vermischte Farbe sehen, die eher einem bräunlichen Schwarz, oder einem dunkeln Eisengrau, mit einer Mischung von Braunem, als irgend einer andern Farbe gleich sieht.

Die ganze Oberfläche des Leibes ist eben so zierlich poliret, als der Hintertheil des Kopfes und die Brust. An dem hintersten Theile stehen gleichsam ein Paar Hörner, die gewissermaßen den Antennis des Kopfes ähnlich scheinen, wenn sie mit dem bloßen Auge gesehen werden; sieht man sie aber durch das Vergrößerungsglas, so befindet man sie ganz anders. Sie sind nicht halb so lang als die Antennae, sie sind nur schlechtweg eingerichtet, unten weit, und laufen gegen die Höhe immer spitziger zu. Sie haben keine Gelenke, auch keine so schöne Abwechselung von Farben, sondern sind bleichgrün. Sie erheben sich von den beyden Seiten des Hintertheils des Leibes, nicht weit von dem äußersten Ende desselben, und ihre Richtung geht rückwärts, so wie die Antennae gerade vorwärts gerichtet sind. Der Gebrauch dieser Hörner läßt sich

mit keiner Gewißheit zeigen, sie geben indessen der Creatur ein sehr seltsames Ansehen.

Dieß Thierchen hat sechs Füße, die alle durchgehends von einer schönen bleichgrünen Farbe sind, ausgenommen an den Gelenken, wo sich eine braune Farbe zeiget, und wenn sie in ihrer gewöhnlichen Stellung im Stande der Ruhe sind, so steht das Knie, wo das mittelste Gelenke so mag genennet werden, höher, als der Rücken. Sie sind schlechtweg eingerichtet, ausgenommen an dem letzten oder untersten Gelenke, wo sie verschiedene Einschnitte oder queerdurchgehende Linien haben, welche diesem Gelenke das Ansehen geben, als wenn es aus verschiedenen andern Gelenken zusammengesetzt wäre. An dem äußersten Ende dieses Gelenkes, und zwar an jedem Beine, stehen drey scharfe Klauen oder Zehen, von einer knochenhaften Substanz und schwarzen Farbe, welche bestimmt zu seyn scheinen, etwas recht fest zu halten, und womit sie sich selbst auch fest setzen können.

Sie haben vier Flügel; diese sind, gegen das ganze Thier zu rechnen, von mittelmäßiger Größe. Die beyden äußersten sind größer und von einer viel stärkern Beschaffenheit, als das innere Paar; sie werden aber alle viere gemeiniglich aufgerichtet getragen. Ihre Hauptfarbe ist ein blasses Braun, mit einem Ansatze von einer hellen Silberfarbe. Das äußerste Paar ist dunkler, und hat am wenigsten von der letzten Farbe, das innere ist blasser, und die unterste Fläche insonderheit ist am silberfarbigsten. Der auswendige Rand eines jeden Flügels des obersten Paares ist mit einer Art von breitem Bande, oder mit einer Rippe eingefaßt, so viel dicker ist, als der übrige Theil

des Flügels, und eine tiefe Chocoladenfarbe hat. Der innwendige Rand hat eine sehr schmale und dünne Einfassung von derselben Farbe, wiewohl etwas blasser, und es laufen zwischen diesen Einfassungen drey Reihen Flecken von derselben tiefen Farbe, die äußerste Reihe davon ist die größte, die innerste aber ist nur sehr klein.

Die untern Flügel haben gar keine Einfassung, die durch eine besondere Farbe unterschieden wäre, auch keine ordentliche Reihen oder Linien von Flecken, sondern wenn sie genau untersuchet werden, so findet man, daß sie über und über mit kleinen Flecken von derselben Art besprenget sind.

So wunderbar ist der Bau dieses so wenig geachteten und so unbeträchtlichen Thieres, das durch die Unwissenheit derer, die es zu sehen bekommen, mit einer Menge von andern Thierchen vermischt wird, die doch gar sehr davon unterschieden sind, und das selbst unter diesem Haufen bloß als der Urheber eines Schadens bekannt ist, dessen es sich zwar zu Nutze machet, aber doch in der That kein Vermögen hat, denselben zu verursachen.



* *

II.

Joh. Gottfr. Zinns,

außerordentlichen Mitgliedes der königl. Gesellsch. der Wissenschaften zu Göttingen,

Beobachtungen an kranken Körpern.

Aus dem II B. der Comment. Soc. R. Sc. Gotting. 364 S.

I. Beobachtung.

Eine wäßrichte Geschwulst (Oedema) am Fuße, welche von einer Pressung der Schenkelblutader entstanden.

Bey einer Wöchnerinn, von bey nahe dreyßig Jahren, kam nach einem sehr schweren Gebähren, weil sie wenig für ihren Körper besorgt war, die Geburtsreinigung (Lochia) gänzlich ins Stocken. Kurze Zeit darauf entstund an dem ganzen rechten Fuße, von der Weiche an bis an die Ferse, eine ödematische Geschwulst, welche die rechte Schamlefze mit einnahm, und wobey die Frau zugleich den Appetit verlor. Diese Geschwulst nun zu vertreiben, wurden alle Hülfsmittel, die nur die Arztneykunst gewähren kann, wiewohl ohne Erfolg, gebraucht. Es wollten weder diaphoretische noch

harntreibende, noch purgierende Mittel helfen; und der Dunst geistiger Sachen, und das Reiben, machte der Patientinn sehr große Schmerzen. Man machte eine Incision in die Haut des Schenkels, um das Wasser durch ein Fontanell auszuleeren; allein es flossen nur wenige Tropfen heraus: denn das Serum war in dem zellichten Gewebe, nachdem es allen flüßigen Theil in sich gezogen, fast zu einer zitternden Gallerte geworden. In einem halben Jahre endlich starb diese Frau in einer Engbrüstigkeit. Bey angestellter Section fand man, daß gewisse um die Schenkelader herum liegende Weichdrüsen, welche verhärtet und sehr vergrößert waren, die innere Weite der Ader sehr vermindert hatten.

II. Beobachtung.

Ein an der Gebährmutter hangendes Fleischgewächs.

Eine Frau von sechzig Jahren kam in das Krankenhaus, um sich die eine Brust, welche mit dem von einer innern Ursache entstandenen offenen Krebse behaftet war, ablösen zu lassen. Außerdem aber klagte sie über Schmerzen in der Gegend des Heiligbeins, oder, wie man gemeiniglich zu sagen pflegt, im Kreuze. Die Brust wurde von dem sehr erfahrnen Wundarzte, Herrn Pallas, abgesetzt: und die Frau war hierbey überaus standhaft, obgleich die verhärtete Geschwulst mit einem Theile an dem Brustmuskel hieng. Als nach einigen Tagen ein wenig weiter unten sich einige Härte zeigte, wurde diese auch ausgeschnit-

geschnitten, und die Wunde ließ sich so an, daß man sich die stärkste Hoffnung auf eine gute Heilung machen konnte. Bey diesem allen aber höreten zwar die Schmerzen im Kreuze auf; allein die arme Frau fieng sich zu brechen an. Dieses Brechen konnte durch keine Kunst gestillet werden, und es wurde sogleich alles unverdauet, auch so gar die stillenden Arztneyen selbst, wieder weggebrochen: wodurch die Frau nach und nach so geschwächt wurde, daß man einige Tage vor ihrem Tode kaum den Puls fühlen konnte. Das Brechen hörte zwar von sich selbst auf; es folgte aber so gleich darauf ein Zerfließungsdurchfall, (Diarrhoea colliquativa) der ihr in zweenen Tagen das Garaus machte. Als man den Leichnam öffnete, fand man in dem Unterleibe alles gesund, außer daß die Gallenblase, wegen des langen Fastens, auf eine wunderbare Art ausgedehnt, und der Magen so zusammen gezogen war, daß er fast nicht weiter als der Darm war. In dem Becken aber fand man eine erstaunliche Geschwulst, welche dasselbe bey nahe ganz ausfüllte, und fast zwo Fäuste groß war: ihre Substanz war härtlicht, faséricht, zähe, so, daß sie den Namen eines Fleischgewächses zu verdienen schien. Diese fleischichte Masse kam aus dem Halse der Gebährmutter heraus, an welchem sie so angewachsen war, daß sie nicht abgesondert werden konnte, und lag zwischen der Gebährmutter und der Blase. Indessen habe ich nicht gehöret, daß sie jemals über eine Beschwerlichkeit bey Lassung des Urins geklaget.

Kamen nicht die Schmerzen im Kreuze aus einer Pressung der benachbarten Theile her? Was war aber die Ursache des stetswährenden Brechens? Scheint es

nicht,

nicht, der Geschwulst zugeschrieben werden zu können? Warum wurde die Patientinn aber nicht vor der Operation mit Brechen beschweret, da doch die Geschwulst schon da war?

III. Beobachtung.

Nähte der Hirnschalenknochen, welche bey einem Mägdchen von eilf Jahren meistens verwachsen gewesen.

Ein Mägdchen von eilf Jahren verlor durch eine allgemeine Lähmung fast alle Bewegung solcher Gestalt, daß außer den Bewegungen, welche nicht von dem Willen abhängen, den Bewegungen der Gesichtsmuskeln, und derer, die zur Stimme und zum Schlucken dienen, in allen übrigen Theilen, die Bewegung und Empfindung unterdrückt war. An den Verrichtungen der Seele aber und den sinnlichen Werkzeugen mangelte nichts. Als nach ihrem Tode der Kopf geöffnet wurde, fand man die Knochen der Hirnschale so mit einander verbunden, daß sich weder einige Spur von der Kranznaht, noch von der Pfeilnaht zeigte. Die Schlafknochen waren mit den Knochen des Hinterhaupts, wie auch die Knochen des Keilbeins mit den Schlafknochen, an vielen Orten zusammen geflossen. Kann man die Ursache der Lähmung nicht von der Zusammenwachsung der Hirnschalenknochen herleiten? Ich habe dieses Geripps selbst gesehen.

IV. Beobachtung.

Eine Portion der zottichten Haut (Membrana villosa) des Mastdarmes, welche durch den Stuhl weggegangen.

Von einem Manne von ungefähr funfzig Jahren, welcher außer einer convulsivischen Engbrüstigkeit mit den schleimigten Hämorrhoiden behaftet war, gieng, als er zu Stuhle saß, eine weiche schwammichte, dicke, ausgehöhlte Haut durch den Hintern; sie war sehr stinkend und fast wie eine halbe Hand groß. Hierauf wurde viele Tage lang eine eiterichte Materie häufig ausgeführet. Als er lange Zeit darauf wegen der convulsivischen Engbrüstigkeit wenige Grane Meerzwiebel (Squilla) einnahm, klagte er so gleich über Schmerzen in dem Mastdarme. Itzo aber befindet er sich sehr wohl.

V. Beobachtung.

Einer ledigen Weibesperson von dreyßig Jahren, welche schwere Arbeiten zu thun pflegte, übrigens sehr gesund war, wurde die eine mit dem offenen Krebse behaftete Brust abgesetzt. Sie hatte dieses Uebel von einer Pressung der Brustdrüse (glandula mammaria) bekommen, weil sie sich täglich stark mit der Brust auf den Hebel legte, vermittelst dessen die Walker den Balken, worunter die Presse liegt, herum drehen. Als sie in das Krankenhaus kam, waren schon einige Drüsen unter der Achsel (Glandulae subaxillares) scirrhös und verhärtet: die dadurch entstandene Geschwulst

schwulst aber verlor sich von der Vereiterung der daran befindlichen Wunde so, daß man nachmals nicht einmal den Ort, wo sie gewesen, finden konnte. Die ziemlich große Wunde aber wurde, ohne den geringsten schlimmen Zufall, sehr gut geheilet. Fürchten sich nicht fast alle für dem Absetzen einer Brust, wenn die Achseldrüsen schon verstopft sind?

* *

III.

Johann Lorenz Withofs,

eines Sohnes

von Joh. Hildebr.

Doctors der Arztneykunst, und der Facultät derselben auf der Universität zu Duisburg vormaligen Assessors, nunmehrigen Professors zu Hamm,

Anatomie des menschlichen Haares.

Aus dem II B. der Comment. Gotting. 368 Seite.

Daß man bisher noch keine vollständige Historie des menschlichen Haares gehabt, scheinen vornehmlich folgende zwo Ursachen verhindert zu haben: erstlich, weil die zur Physiologie des Menschen angewandte Erfahrungen bloß an den Haaren der Thiere angestellt worden; welchen man doch

doch keinen andern Nutzen zugestehen konnte, als daß sie den durch das menschliche Haar ermüdeten Beobachter durch eine angenehme Leichtigkeit erquickten. Andern Theils, weil man nicht aus etlichen tausenden, sondern aus wenigen Haaren, Schlüsse hergeleitet. Hieraus ist man alsdenn in Irrthümer und unvermeidliche Widersprüche gefallen. Denn diese Werkzeuge sitzen in der Haut an Zusammenflüssen stockender und öfters unreiner Säfte, die die reichsten Quellen nicht einerley, sondern vieler und mannigfaltiger Krankheiten sind. Diese Veränderungen aber von der natürlichen Beschaffenheit unterscheiden zu können, muß man nicht etliche hundert Haare, auch nicht von einem Menschen allein, vor das Microscop bringen. Da ich nun diese Gelegenheiten zu Irrthümern vermieden zu haben glaube, so will ich eine Beschreibung des Haares, die, ob sie gleich nicht vortrefflich, doch wenigstens gewiß ist, indessen durch diese kurze Abhandlung mittheilen: bis einmal ein größer Werkchen, dessen ersten Theil ich vorm Jahre heraus zu geben angefangen, völlig ans Licht tritt. Man findet also hier nur den Kern der ganzen Frucht.

Die Oerter, wo die Haare eine sonderliche Dicke, Länge und Dichtigkeit bekommen, sind die ganze obere und hintere Gegend des Hirnschädels; ferner der Nacken, die Schläfe, der Eingang des Gehörganges, auch die Augenbraunen, die beyden Augenlieder; bey den Mannspersonen die obere und untere Lippe, und das Kinn, weswegen auch das ganze Gesicht, indem sie bis an die Stirn hinauf steigen, mit einem haarigten Kreise umgeben ist. Weiter der Umfang um die Warzen

der Brüste, die männliche Brust, die Achselhöhle, die Schaam, wo sie nach dem Nabel herauf eine pyramidalische Figur machen; der Hodensack, die Gesäßnaht, (perinaeum) der Hintere, die äußere Seite fast des ganzen Arms, der Handwurzel, (Carpus) der Mittelhand (Metacarpus) und die erste Gliederreihe der Finger; das ganze inwendige und auswendige Dickbein, die kahle Fläche zu oberst und äußerlich, welche eine Hand groß ist, ausgenommen; das ganze Schienbein allenthalben; endlich die obere Gegend des Mittelfußes und der ersten Gliederreihe der Zähen.

Die Haare, welche außer diesen Oertern auf der Haut wachsen, sind seltener, weicher und kürzer; auch nicht bey allen beständig an einerley Oertern. Zuweilen sind auch, vornehmlich bey haarichten Mannspersonen, öfters die Thränendrüschen (caruncula lacrymales) mit einigen Haaren besetzt. Daß in der flachen Hand und auf den Fußsohlen kleine Haare gefunden werden, hat, meines Wissens, einzig und allein Prater angeführet, welches aber wider den Augenschein ist. Es sind auch widernatürlicher Weise in inwendigen Oertern mehr als einmal Büschel Haare, die jedoch nicht allezeit, in einer fetten Materie verwickelt gewesen, in der großen Thränendrüse, (glandula lacrymalis) über dem Ohre, in den Halsmuskeln der Ochsen, im Herzen, im Netze, in den Gedärmen, in den Harnwegen, im Eyerstocke, in der Gebährmutter, in den Hoden. Daß dergleichen in dem Magen gefunden werden, ist gewiß: daß sie aber darinn gezeugt werden, hieran habe ich noch Ursache, zu zweifeln. Von einer haarichten Zunge hat

hat Zacutus Lusitanus, welchem man aber öfters nicht viel glauben darf. Daß übrigens nicht alle nur von der Gattung der äußerlichen Haare sind, auch nicht von ungefähr auf solche Art entstehen, wie Morand meynte, machen auch diejenigen Haare genugsam glaublich, welche der Herr von Haller, wie in den englischen Transactionen, und alsdenn in dem hamburgischen Magazin, nachmals auch in der hamburgischen Bibliothek beschrieben worden, in dem weiblichen Eyerstocke gefunden hat.

Allenthalben aber, wo die Haare entweder der Natur gemäß äußerlich auf dem Körper, oder widernatürlicherweise in den innern Theilen wachsen, befindet sich eine für sie sehr geschickte ölichte Mutter, und zähe Materie. Daher sind an keinem Orte mehrere und längere Haare, als auf dem Kopfe, in der Achselhöhle, an der Schaam und Oeffnung des Mastdarms: denn diese Gegenden sind mit den meisten Fetthöhlchen versehen. Wo hingegen diese Höhlchen (folliculi) nicht vorhanden sind, da sind auch keine Haare. Daher entspringen die meisten Haare aus dem Fette; die kleine Wolle aber aus dem Körper der Haut selbst. Die Nervenwärzchen würden den dritten Siß derselben ausmachen, wo nicht der hochverdiente Ruysch erstere Hauthöhlchen einmal für Wärzchen gehalten. Daß aber die Haare tief und fest in dem Knochen der Hirnschale gesteckt haben, wie vom Rommel, einem Arzte zu Ulm, erzählet wird, kann, wenn es ja wahr ist, nicht anders als widernatürlicher Weise gewesen seyn.

Auch das bloße Auge unterscheidet schon an jedwedem Haare, das nicht verstümmelt ist, 1) einen langen

gen und dünnen Faden, und 2) ein meistens dickeres, allezeit aber durchsichtigeres Knötchen: jenes wird der Körper der Haare, dieses die Wurzel oder der Knollen derselben genennet. Die größern Haare auf dem Kopfe, Barte, Schaamgegend u. s. f. haben ihre ganze Wurzel und auch einen Theil ihres Körpers in einem gewissen besondern Bläschen, welches das Höhlchen der Haare ist, stecken. Die kleinen Wollhärchen stecken ohne diesen Behälter, wenigstens ist er nicht sichtbar, unmittelbar in der Haut selbst.

Das ausdehnbare Höhlchen oder Säckchen wird von einem zarten und in eine kugelförmige Gestalt laufenden Häutchen gemacht. Die Länge übertrifft die Dicke um etwas, und der Grund desselben ist allezeit kolbichter, als das obere in eine engere Röhre zulaufende Ende. Die Größe richtet sich nach der verschiedenen Größe der Wurzeln; jedoch ist es viel größer als die Wurzel, welche in diesem überleyen und ziemlich beträchtlichen Zwischenraume sehr locker steckt. Die Farbe desselben ist nicht allezeit einerley; sie ist gelb, weißgelblicht, weiß, und fällt zuweilen aus dem Himmelblauen ins bleyfarbene (liuidus). Die Farbe der Säckchen läßt sich auch nicht aus der dunkeln Farbe der Haare erklären: denn es ist öfters weiß, und umgiebt gleichwohl ein schwarzes Haar. Die Quelle der Farben ist also nicht hier in dem Körper der Haare, wie Fourneau meynte, sondern anders wo zu suchen. Außer den Nerven durchlaufen dasselbe überall Blut- und Pulsadern, welche zwar überaus zart sind, bey dem allen aber das eingesprützte Wachs begierig genug in sich schlucken. Hieraus

nun

nun dunstet ein gewisser zarter Liquor, der sich aber doch etwas in Fäden ziehen läßt, in den überleyen Raum; und wird sichtbar, wenn man das Säckchen mit einer Nadel, die vorher mit einem seidenen Läppchen sorgfältig abgewischt worden, hinein sticht, und es drücket: denn es schwitzt alsdenn eine Feuchtigkeit heraus, die meistens weißgelblicht ist. Die Kraft der Nerven aber wird durch die Entzündung sichtbar gemacht, welche, wenn man ein einzelnes Haar allein ausraufet, und dadurch die Haut reizet, so gleich darauf entsteht: desgleichen erhellet solche auch aus der Wirkung, die das Auszupfen der Haare τιλμοιτριχων, welches auch vom Aretäus von Cappadocien angepriesen wird, bey sinnlosen Leuten hat, da dieselben dadurch wieder zu sich selbst gebracht werden.

In diesem Säckchen nun ist die Wurzel der Haare als in einer schlaffen Kapsel eingeschlossen, und steigt fast von unten an in demselben herauf. Diese erkennet man bey Haaren, die noch im besten Wachsthume sind, an der Farbe und an dem ziemlich starken Zurückstreben. Sie ist einigermaßen weichlicht; äußert bey dem allen aber, wenn sie leicht gepreßt wird, einige Elasticität: braucht man aber stärkere Gewalt, so wird der ganze Knollen leicht zusammengedrückt und platt. Jedoch ist er allezeit härter, als die flüssige Gallerte, aus welcher Fourneau ihre Wurzeln, ich weiß nicht auf was Art und Weise, zusammengesetzt findet. Man wird nicht leicht zwo Wurzeln finden, die in Ansehung der Figur nicht sehr von einander unterschieden wären. Indessen scheinen diese Gesetze der Natur aus dem ungeheuren Haufen Beobachtun-

achtungen einigermaßen klar zu seyn. Die Knollen der längsten Haare, die auf dem Kopfe, dem Kinne, der Achselhöhle, der Schaam und den daran liegenden Oertern wachsen, sind entweder eyförmig oder eckicht. Die Haare der Augenlieder und Augenbraunen sind mit Wurzeln versehen, die mehr höckericht und rund oder kugelförmig sind. Die kleinern Haare auf dem Dickbeine, Schienbeine, Arme und übrigen Körper, welche man die Wolle nennt, haben mehr länglichte, dünnere, die nicht so deutlich von dem übrigen Körper der Haare unterschieden sind. Von den Nasenhaaren sind gar zu wenig Erfahrungen vorhanden, als daß man eine allgemeine Wahrheit daraus ziehen könnte. Die Wurzeln aber werden an dem Ausgange der Haare fast alle etwas dünner; einige viel, andere wenig. Sie sind auch in Ansehung der Figur und Größe überaus mannigfaltig: vergleicht man aber die Größe derselben mit der Länge, oder Höhe und Dicke, so ist sie fast allezeit der Größe der Haare selbst proportionirt. Jedoch haben die Haare, welche durch die Länge der Zeit grau geworden, meistens die kleinsten Wurzeln, ob es gleich die längsten sind.

Wenn das Licht zwischen die Knollen und das Vergrößerungsglas fällt, so sieht alles weiß und glänzend, wie ein gereinigter Salpeter: dieser Glanz aber verschwindet geschwind, wenn der Knollen mit einem seidenen Läppchen gelind abgewischt wird. Wird aber der Knollen so zwischen das Licht und das Miscrocop gestellt, daß das erstere durchfällt, so wird ein darhinter ausgespannter kupferner D · a h ziemlich deutlich durchzusehen seyn. Daß aber nicht der ganze Knollen gleich

durchsichtig ist, machen die unzähligen sehr kleinen und allenthalben befindlichen Winden, (spirulae) welche dunkeler als die andere Substanz sind.

Der Knollen besteht aus einer zweyfachen Substanz; einer äußern und einer innern. Die äußere ist ein aus vielen Plättchen, die sich durch Schaben leicht von einander sondern lassen, bestehendes Häutchen. Die von einander gesonderten Plättchen sind fast durchsichtig, außer daß viele ganz weiße Puncte darinnen sind, die ganz und gar kein Licht durch sich lassen. Bey einem frischen Haare springen diese Plättchen, wenn sie gespannt werden, geschwind wieder zurück; bey einem alten und welken aber geschieht solches nicht. Es laufen sehr viele Aeste von Nerven, Puls- und Blutadern hinein, und verbreiten sich allenthalben darinnen. Vielleicht entstehen die ganz weißen Puncte durch das Zerschneiden. Die Fäserchen aber, welche nach dem Chirac, bey den Thieren aus der Haut entspringen und unten in den Knollen hinein gehen, sind bey dem Menschen nicht vorhanden. Dieses Häutchen macht das Bläschen der Wurzel. Schneidet man dieses auf, so kömmt die zwote Substanz zum Vorscheine, welches ein Saft ist, der zum Theil zähe, und öfters mit flüßigen und luftigen Tröpfchen vermischt ist; theils auch aus Fasern besteht, die sich, wenn der Knollen zerschnitten wird, zusammen krausen. Einige von diesen Fasern gehen bis an die obere Gegend des Knollens, woselbst sie augenscheinlich enger zusammen gehen. Jtzt besagter Saft befindet sich in den Zwischenräumen ihres Gewebes, indem sie auf mancherley Art durch einander gewirkt sind. Beyderley Substanz der

Wurzel

Wurzel ist ein Mark, welches der vortreffliche Herr von Haller nach der gewöhnlichen Analogie ein zellichtes Gewebe nennt. Liegt übrigens gedachter Saft etwas lange an der Luft, so entstehen darinnen glänzende Höhlchen und lichte Hügelchen. Vermuthlich hat dieser wegdunstende Saft dem Chirac, als er solches gesehen, Gelegenheit gegeben, hier ein gewisses drüsenhaftes Häutchen zu behaupten. Eben dieser Saft macht es auch, daß der gepreßte Knollen platt bleibt, und sich nicht wieder in seine erstere Erhöhung begiebt.

Auswendig sind an dem obern und untern Theile der Wurzel fünf, sehr selten sechs Anhänge, die in Ansehung des Knollens, sehr zart, durchsichtig, weiß, sehr zähe, und öfters noch einmal so lang als der Knollen sind. Die kleinsten derselben sind gerade, die längern aber auf mancherley Art geschlängelt: und diese haben sehr oft an dem äußern Ende, welches nicht an dem Knollen hängt, ein dichtes Kügelchen, das fest angewachsen, durchsichtig und ebenfalls weiß ist; es zerschmelzt auch nicht, wenn man es nahe an eine Flamme bringt. Außer diesen Anhängen giebt es noch andere kleine Hocker in großer Menge: welche aber nach Art der Zähigkeiten bey der Wärme leicht zerfließen, und wenn man nur mit dem Griffel darauf kömmt, sich leicht wegstreichen lassen.

Aus dem untersten Grunde der Wurzel entsteht der Körper der Haare mit einem rundlichten und sehr weichen Köpfchen, welches ich bey fünf Haaren durchbohrt gesehen habe. Aber auch der ganze Körper der Haare selbst ist, so weit als er sich unter dem

Oberhäutchen (Epidermis) befindet, allezeit weicher, als der übrige über das Oberhäutchen hervor ragende Theil der Haare. In dem Körper der Haare aber selbst kömmt, was die Structur anbetrifft, folgendes dreyes zu bemerken vor: 1) der äußerliche Ueberzug; 2) die innere Röhre; 3) das innerste Mark. Und nunmehro soll von jedweden besonders gehandelt werden.

Die Haare ist, gleich wo sie aus dem Knollen heraus kömmt, mit dem Häutchen des Knollens, welches hier meistens ein sehr kurzes Röhrchen macht, genau umgeben. Mit dieser Röhre ist sie ungefähr eine Linie lang offenbar umgeben, und durchbohrt bey weiterm Fortgange entweder bloß die Haut, oder ein Nervenwärzchen, oder aber ein Schleimdrüschen, (vesicula sebacea) oder endlich bloß das Oberhäutchen. Das von dem vortrefflichen **Boerhaave** so genannte Scheidchen, welches von der Haut hinzu kömmt, zeigt sich nicht. Daß sie aber von dem Oberhäutchen ein Futteral bekömmt, ist augenscheinlich; jedoch ist es nicht über zwo Linien lang, und macht die bey ihrem ersten Anfange weichere Haare fest durch seine Trockenheit. Die übrige Schale des ganzen Stammes ist von ihrer Art, durchsichtig, am meisten in der Spitze, denn anderwärts sind unglaublich kleine und dunklere Winden: ferner scheint auch ein sehr schöner Gang durch, wovon hernach geredet werden soll. Die grauen Haare, welche jedoch aber nicht fleckicht oder gelb sind, werden, wenn man sie in Wasser einweicht, so durchsichtig als die hellen Haare, welche fast alle Kinder haben. Bey Haaren von Kindern ist die Schale weich; bey er-

wachsenen Leuten hingegen so hart, daß es recht schnappt, wenn man sie zerschneidet. Sie ist sehr elastisch, und wenn sie abgeschabt wird, so rollen sich nicht nur die Stücken derselben sehr geschwind zusammen; sondern sie löset sich auch, wenn eine Haare quer durchgeschnitten wird, von der neuern Substanz etwas ab, und zieht sich zurück, so, daß diese Substanz hervorragt. Bey den längern Haaren aus der Nase ist die Härte und Elasticität am größten; nach diesen kommen die Haare an der Scham; hierauf die Haare im Barte, die Haare unter den Achseln, die Kopfhaare u. s. f. Diese fast hornichte Schale bleibet, auch unter freyem Himmel, über hundert Jahre ganz. Ja bey demjenigen Körper, der im sechszehenten Jahrhunderte auf der appischen Straße ausgegraben worden, sind die Haare über tausend fünfhundert Jahre unverdorben geblieben: entweder dieses sind die Ueberbleibsel des Leichnames der Tulliola des Cicero Tochter, oder der Priscilla, deren Statius mit Lobe gedacht, gewesen. Die Schweißlöcherchen aber, welche, wie Pozzio von den Sauborsten saget, diese Schale wie ein Sieb machen, parallel laufen, und sich mit der Höhe vermindern, sind bey der menschlichen Haare nicht vorhanden. Es ist auch kein faserichtes Gewebe da, welches die Schale umgäbe, und dessen Löcherchen genau auf besagte Schweißlöcherchen träfe, wie Pozzio von den Sauborsten rühmet. Denn die an der menschlichen Haare, vornehmlich von dem Kopfe, sich zeigenden eingedrückten Linien, oder Furchen, welche der Herr Baron von Wolf gesehen, sind nur leichte Eindrücke, die von den dünnern Haaren, wenn

sie auf den größern gelegen, in die Feuchtigkeit, womit die Schale überschmiert wird, gemacht worden. Die Löcherchen aber, welche man öfters sieht, werden offenbar von diesem ausdünstenden Safte, wovon auch zuweilen leere Gruben entstehen, gemacht. Daher werden auch die ästichten Fäserchen, welche, wie Verheyen, Blancard und andere anführen, wie Bäumchen durch die Schale laufen, vergebens gesuchet. Die Farbe der Schale selbst ist weiß; auch so gar bey dunkelbraunen Haaren: Bey sehr schwarzen Haaren sieht man darinnen schwarze Streifen. Also steckt die eigentliche Farbe der Haare nicht in dieser Schale.

Zunächst unter der Schale laufen nach der ganzen Länge der Haare hin sehr zarte und elastische Röhrchen, die nicht so durchsichtig als die Schale sind. Sie sind an Farbe ein wenig dunkler als die Farbe der ganzen Haare ist; jedoch etwas heller, als die Farbe der innern Substanz. Sie zeigen sich, wenn man die Haare zerschneidet, niemals hohl, sondern allezeit dicht und ausgefüllt. Sie sind, so viel als die abnehmende Dicke der Haare erlaubt, parallel an einander gefügt. Zuweilen habe ich bey einer Kopfhaare sechse, bey einer Haare aber von der Schaam, und bey einer von den großen Nasenhaaren fünfe zählen können. Allein außer dem Raume, welcher zum Marke gehört, ist noch einer übrig, darinnen sich nicht alles völlig unterscheiden läßt: und man kann ohne Furcht einen Irrthum zu begehen, sagen, daß die ganze Haare aus zehn Röhrchen bestehe. Ob diese Röhrchen aber in einem einzigen Kreise, oder in zweenen concentrischen Kreisen herumstehen, läßt sich,

da

da man nicht alle zugleich und auf einmal übersehen kann, nicht gewiß sagen.

Diese Röhrchen sind unter sich, und mit der Schale, die sie gemeinschaftlich umgiebt, durch sehr viele überaus zarte Querfäden verbunden, die elastisch, dunkel, einigermaßen durchsichtig sind, und nicht immer in gleicher Weite von einander abstehen. Wenn die Spitze der Haare gespalten ist, so sind diese Fäden zerrissen. Von dem Ursprunge derselben soll gleich hernach geredet werden.

Die obgedachten Röhren, welche vermittelst dieser Fäden mit einander verbunden sind, formiren in der Mitte, längst der ganzen Haare hin, die Spitze ausgenommen, einen ausgehöhlten Gang. Diesen Gang kann man nicht bey allen Haaren in einem Stücke sehen, sondern er wird in vielen Haaren durch öfters darzwischen kommende Knoten oftmals unterbrochen, und so verdunkelt, daß man ihn von dem übrigen Körper der Haare nicht unterscheiden kann. Bey krausen und gedreheten Haaren macht er bald die mittelste Achse der Haare aus, bald berühret er, indem er zu wiederholten malen von der Mittellinie abweichet, die Schale. Der Durchschnitt desselben ist viel kleiner, als der Durchschnitt der ganzen Haare. Der erstere ist allezeit zum wenigsten achtmal kleiner, als der letztere.

Uebrigens ist er ganz voll: folglich sind die Haare zwar hohl, aber nicht leer. Er ist aber mit zweyerley Materie erfüllet; mit einer flüßigen, und mit einer festen, welche zusammen das Mark ausmachen.

Die erste flüßige Materie ist etwas zähe, und läßt sich oftmals zu Fäden ziehen; jedoch sind viele kleine

Kügelchen, oder luftige und glänzende Tröpfchen, die meistens, nachdem man sie zu Gesichte bekommen, zerspringen, damit vermischt. Dieses ist der wahre Sitz der Farbe in der Haare. In schwarzen Haaren ist sie sehr schwarz, und in helle schwarzen nicht so schwarz. Die andere feste Substanz ist ein Gewebe von sehr subtilen und glänzenden Fäserchen, die aus dem Körper des Knollens selbst entspringen. Sie laufen kreuzweis über einander hin, und formiren ein Netz: daher macht das feuchte Tröpfchen, welches zuweilen in einem solchen Löchelchen hängt, eine Art eines Plättchens oder Häutchens. Uebrigens werden die horizontalen Plättchen, welche die Haare eines Igels erfüllen, bey dem Menschen nicht gefunden. Beyderley Substanz füllet eigentlich den mittelsten Gang aus: jedoch nicht einzig und allein; sondern sie wird vielmehr von den Röhren selbst unterbrochen, und formiret die Fäden, wodurch die Röhren mit einander verbunden sind. Wenn also diese Substanz vertrocknet, so spaltet die Spitze auf: daher sperret sich dieselbe bey der Wolle, bey den Augenliedern, Augenbraunen und Nasenhaaren sehr selten, bey den Haaren auf der Schaam und unter den Achseln nicht so selten, oft aber bey den Haupthaaren, welches die längsten sind, von einander.

Da also das Mark von Natur feuchte ist, da es weicher als die Haare ist, und den unter dem Oberhäutchen hervorbrechenden saftigen Theil enthält; da endlich sich dasselbe schon in dem Knollen zeiget: so hielt Leeuwenhoek fälschlich dafür, daß es nur eine Art von Marke sey, und von der Vertrocknung entstehe.

Die

Die äußere Fläche der meisten Haare wird durch viele überragende Theilchen, deren zuweilen bey einer Portion von einer Haare, die nicht über zwo und eine rheinländische Linie lang ist, acht und zwanzig gezählet werden, uneben gemacht. Ein Theil derselben, der mancherley Figur hat, ist so helle wie ein Glas, und bleibt von dem mehlichten Staube in den Hauptharen zurück. Den von den kleinen Schuppen des Oberhäutchens übrig gebliebenen Theil, bekömmt man öfters bey der Wolle zu sehen. Die dritte Gattung ist zähe und kugelförmig, zerfließt bey den Kopfhaaren, wenn man sie an die Flamme eines Lichtes bringt, und scheint bey den Haaren unter den Achseln sehr dicke. Die vierte Gattung begreift verschiedene ungleichartige Unreinigkeiten, Fasern, Plättchen, Flecken, die aus der Luft drauf gefallen sind, unter sich.

Wenn man dieses alles abwischt, so ist die Oberfläche der Haare glatt und rund: außer daß bey den Haaren unter den Achseln und auf der Schaam viele derselben auf mancherley Weise gekrümmet und gedrehet sind, bald Hohlkehlen, bald Schneiden haben, und folglich gestreift oder eckicht aussehen. So sind ohne Zweifel diejenigen gewesen, welche Bartholin, Spiegel und Barbette viereckicht genennet haben. Sie laufen bey der Spitze so dünne zu, daß die kleinern an den Augenbraunen, in der Nase, u. s. f. fast kegelförmig sind. Zuweilen befinden sich bey einer gespaltenen Haare, außer vorbesagten Unreinigkeiten, einige abgerissene Stücke, welche von denen, die nicht aufmerksam genug gewesen, für eine Art von Aesten gehalten worden: bringt man aber mehrere derselben vermittelst einer Zange zuwege, so verschwinden so-

gleich die Einbildungen von den Aesten. Unter vielen tausend Haaren, die ich vor das Microscop gebracht, habe ich nur viere, wo ich mich recht erinnere, so sind es gewiß nicht mehr gewesen, knoticht gesehen. Die Knoten sind also nicht unter die natürlichen Beschaffenheiten der Haare zu rechnen; sondern wie unser berühmter Herr von Haller ganz recht gesagt hat, entweder Fehler des Beobachters, oder Krankheiten.

Die Kräuselung der Haare ist dreyerley: entweder sie laufen in einen Ring zusammen, oder aber sie machen Schneckenlinien, oder aber sie sind geschlängelt. Die Haare unter den Achseln und auf der Schaam sind auch bey denen, welche kein krauses Haar auf dem Kopfe haben, meistens lockicht. Die größern Haupthaare sind nur zuweilen am Ende kraus, weil die Länge und Schwere derselben der Beugung widersteht. Die kleinste Wolle aber bewahret die Kraft, welche die Säfte nach geraden Linien treibt, und in einer geringen Länge nicht viel gebrochen wird, vor der Zusammenkrümmung. Die vornehmsten natürlichen Ursachen der starken Kräuselung sind die Wärme, das Temperament, und eine Hinderniß, die der Haare, welche aus der Haut heraus gehen will, entgegen steht. Die Kräuselung nimmt nach Proportion ab oder zu, als die Haare naß oder trocken werden: die Haare sind also gewisse natürliche Instrumente, welche die Feuchtigkeit der Luft anzeigen, und sind auch zu Hygrometern nicht ungeschickt. Spiegel hat beobachtet, daß die Haare der Schaam bey den Weibern krauser, als bey den Jungfern sind: und wenn dieses gewiß ist, so scheint

solches

solches von dem Alter der meisten verheiratheten Weibespersonen, und von dergleichen das Temperament ändernden Ursachen, herzuleiten zu seyn.

Mit der Länge der Haare verhält sichs in diesen und den benachbarten Ländern nach folgender Ordnung: die ersten sind die Haupthaare, hierauf folgen der Bart, die Schaam mit den daran liegenden Theilen, die Haare unter den Achseln, die Haare um die Warzen der Brüste herum und auf der Brust der Mannspersonen, an den Füßen, an den Armen; hierauf die Augenbraunen, der Augenlieder, die Haare in der Nase; alsdenn die übrige Wolle. Das Haupthaar, welches bey den Weibespersonen länger, als bey den Mannspersonen, ist in diesen Ländern selten über eine Elle lang. Denn das Haar, welches ein gewisser Mann von adelichem Stande und Amte in dem Fürstenthume Minden hatte, und welches zwo Brabanter Ellen lang war, ist etwas sehr sonderbares und außerordentliches. Die Haupthaare wachsen jährlich ungefähr auf vier rheinländische Zoll. Das größte Gewicht derselben beläuft sich, wenn sie nicht mit Pomade eingeschmieret worden, auf ungefähr zehn gemeine Unzen: ein ganzes Pfund aber hat Herr Wideburg. Die größte Länge des Bartes ist eine und ein Viertheil Brabanter Elle. Die größte Länge der Haare an der Schaam einer Weibesperson war so groß, daß ihr dieselben bis unter die Knie herunter hiengen. Die Haare unter den Achseln waren bey einem Bauer aus dem Bißthume Münster drey rheinländische Zolle lang.

Die Menge der Haare ist in verschiedenen Theilen auch sehr mancherley. Ich habe daher so viel gezäh-

gezählet, als auf einem Raume der Haut stunden, welcher ein Viertheil eines rheinländischen Zolles war, und die verschiedenheit der Zahl verhält sich, wie folgende Tabelle anzeigt. Auf

der Scheitel	—	—	293
dem Hinterhaupte	—	—	225
dem Vorderhaupte		—	211
dem Kinne	—	—	39
der Schaam	—	—	34
dem Vorderarme		—	23
dem Knochen der Wurzel des kleinen Fingers	—	—	19
der vordern Fläche des Dickbeins			13

Die größte Menge der Haare war also bey diesem erwachsenen Menschen, der nur mittelmäßig haaricht war, auf der Scheitel. Nimmt man nun die kleinste Zahl, welche 211 ist, in die Rechnung, so kann man, wenn man die mit Haaren bewachsene Fläche des Kopfes ausmißt, ungefähr wissen, wie viel Haare auf der ganzen hintern und obern Gegend des Kopfes zum wenigsten seyn müssen. Viel zahlreicher aber muß nothwendig das Haar gewesen seyn, womit ein gewisser Tartarus so bewaffnet war, daß er sich nicht nur vor aller üblen Witterung; sondern auch vor den Pfeilen beschützen können, wie Busbec, ein Mann, dessen Andenken zu verehren ist, glaublich macht. So wie aber ihre Länge nicht einerley ist, so ist auch die Menge derselben nicht allezeit gleich, sondern wird durch mancherley Zufälle bald vermehrt, bald vermindert: denn man sieht nicht selten Weibespersonen, bey welchen der unter-

drückte

drückte Monatsfluß durch keine andern Ausführungen ersetzt wird, mit Bärten; wovon schon Hippokrates Exempel an der Phetusa, des Pytheus Gemahlinn, und der Namysia, des Gorgippus Frau, anführet.

Der Durchschnitt der Haare ist nach der Verschiedenheit des Ortes und der Farbe auch verschieden. Auf einer Fläche, die ich den vierten Theil eines Zolles gleich machte, zählte ich Haare, die neben einander stunden, und fand

von den ganz schwarzen		—	147
von den braunen	—	—	162
von den weißgelben	—		182

folglich ist diesen Erfahrungen der Durchschnitt der Kopfhaare nicht größer als $\frac{1}{147}$ des vierten Theils eines rheinländischen Zolls. Der Durchschnitt desjenigen Ganges, welcher mitten durch die Haare nach der Länge hinläuft, ist zum wenigsten achtmal kleiner als der Durchschnitt der ganzen Haare: folglich hat der Durchschnitt dieses Ganges höchstens $\frac{1}{1176}$ des vierten Theils eines Zolles zu seinem Maaße. Uebrigens ist auch der Durchmesser der Haare nach der Verschiedenheit des Ortes, worauf sie sich befinden, verschieden. Die dickſten sind auf der Schaam, alsdenn kommen der Bart und die Haare unter den Achseln; hierauf die längern Haare in der Nase und die Kopfhaare; nachgehends die Augenlieder und Augenbraunen bey erwachsenen Personen. Allein bey diesen habe ich mich des erstern Maaßes nicht bedienet. Endlich so hat auch jedwede Haare nicht allenthalben gleiche Dicke.

Von

Von der Härte ist schon etwas gesagt worden. Sie rührt hauptsächlich von der Schale her, und ist in verschiedenen Orten auch mancherley. Die längern Nasenhaare sind unter allen am härtesten; die schwarzen sind härter als die lichten; eine größere Härte ist bey den Haaren erwachsener Personen, als bey den Haaren der Kinder; bey Männern ist sie größer als bey Weibespersonen. Jedoch habe ich Kopfhaare von einem Bauermägdchen gesehen, welche schon vor einigen Monaten vom Kopfe abgeschnitten waren, und bey dem allen, als man sie in Bündelchen zusammen gebunden, wenn man damit rieb, wie Schweinsborsten rauscheten. Die Alten hielten diejenigen, welche ein hartes Haar haben, für grausam.

> Hispida membra quidem et durae per brachia Setae
> Promittunt atrocem animum; sed etc.
>
> *Iuuenal.*

Die Stärke und Festigkeit der Haare, oder das Zusammenhängen ihrer Theilchen zeigen folgende an den Kopfhaaren angestellte Versuche in etwas an. Das hierbey angezeigte Gewichte sind gemeine Lothe.

Eine Kopfhaare von 5 Zoll in der Länge zog, ehe sie zerriß, — — 5 $\frac{5}{16}$ Loth.

—	8	—	4 $\frac{9}{16}$
—	11	—	4 $\frac{3}{4}$
—	12	—	4 $\frac{1}{4}$
—	14	—	4 $\frac{1}{4}$

folg-

folglich kann jedwede Haare leicht vier Loth tragen. Wenn man sich nun die Anzahl der Haare auf dem Kopfe vorstellt, so wird man sich in der That über die erstaunliche Stärke der Kopfhaare eines Menschen, dessen Bartholin gedenket, und welcher einen eisernen Ambos von vier hundert Pfunden mit den Haaren seines Hinterhaupts fort bewegte, nicht so gar sehr verwundern. Daher haben die Alten die Kopfhaare der Weiber zuweilen anstatt der Seile zu den Steinschleudern und andern dergleichen Kriegsinstrumenten, zuweilen auch eine Flöße damit fortzuziehen, gebraucht.

In der Kindheit ist die Farbe der Haare lichte und glänzend; in dem männlichen Alter wird sie dunkler; im hohen Alter verschwindet sie gänzlich, und es bleibt der festen Substanz die Weiße des Schnees übrig. Die zarte Wolle wird langsamer als die übrigen Haare, die Haare der Schaam aber geschwinder als die Kopfhaare dunkel. Die Bewohner kalter Himmelsstriche bekommen lichte, die aber unter warmen Himmelsstrichen wohnen, bekommen schwarze Kopfhaare. Die abgerissenen Stücken der Schale von einer ganz schwarzen Haare zeigen sich offenbar mit schwarzen Streifen: woraus abermals erhellet, daß der Saft des Markes bis zur Schale gelange. Lionel Wafer hat an den Haaren der Einwohner des americanischen Meerbusens eine Milchfarbe an den Haaren bemerket. Grüne Haare, welche, außer bey denen, die in Kupfer arbeiten, rar sind, haben Borell, Bartholin und Hanneus gesehen. Ich habe

einen

einen jungen Menschen gesehen, dessen Kopfhaare am rechten Schläfe gelb, am linken grau, und an den übrigen Oertern des Kopfs dunkelbraun waren: er hatte dergleichen Haare schon von seinem neunten Jahre an gehabt. Daß die Haare, vornehmlich die Kopfhaare, öfters in wenig Stunden sich aus einer jeden andern Farbe ins Graue verändern, lehren Exempel. Ordentlicherweise kömmt das Graue meistens an den Schläfen, alsdenn an dem übrigen Kopfhaare, nachmals an den Augenbraunen, weiter bey den Augenliedern und Nasenhaaren, zum Vorscheine; und zuletzt kömmt es an den Bart, die Schaam und an die Haare unter die Achseln. Krause Kopfhaare werden später grau als die geraden. Bey jungen Leuten sind zwar oftmals Büschelchen Haare, vornehmlich auf dem Kopfe grau; ein völlig graues Haar aber ist bey ihnen sehr rar: jedoch wird es zuweilen gefunden. Ein Exempel hiervon ist Ludewig der neunte König in Ungarn, welcher achtzehn Jahre alt gewesen, da er ein ganz graues Haar gehabt: es ist aber bey ihm auch alles frühzeitiger, auch der Tod selbst, denn er ist nicht alt geworden, gekommen. Es ist nicht nicht alles Graue so fest, daß es nicht wieder abgienge; denn außer dem, daß viele Thiere im Winter grau werden, ihre natürliche Farbe aber den Sommer über wieder bekommen, so gedenkt auch Donat eines gewissen Rathsverwandten, dessen Haar vom Alter grau geworden, jedoch zuletzt eine grüngelblichte Farbe von sich selbst wieder an sich genommen. Eines andern Mannes von fünf und funfzig Jahren, der den Krebs gehabt, und dessen graues Haar, nachdem der Krebs ausgeschnitten und wohl

gehei-

geheilet worden, wiederum schwarz geworden, führt der Herr Graf von Garaye an.

Einige Haare werden, weil sie der Mensch mit auf die Welt bringt, *συγγενεις* genennet, und sind die Kopfhaare, die Augenbraunen, die Augenlieder und viele allenthalben befindliche sehr zarte Wolle, die nachmals ausfällt, aber zur Zeit der Mannbarkeit wieder wächst; jedoch wegen dieses Ausfallens vom **Verheyen** mit Unrecht für unvollkommen gehalten wird: weil sie gleichwohl in Ansehung ihres Baues von andern nicht unterschieden ist. Andere, die erst nach der Geburt bey dem Menschen wachsen, werden *ὑστερογενεις* genennet, und sind die Haare in der Nase, im Gesichte, in den Ohren, unter den Achseln, auf der Brust, um die Warzen der Brüste herum, auf der Schaam, auf der Gesäßnaht dem Hodensacke, dem Hintern, dem Dickbein, dem Schienbeine, den Zehen, der Schulter, dem Ellenbogen, den Fingern und vielen andern Theilen. **Manget** schilt mit Unrechte auf diese Unterscheidung.

Es ist nichts seltenes, daß zwo Haare in einem Schweißloche stecken; von dreyen aber sieht man es fast niemals, wo es nicht auf dem Kopfe ist. Jedoch stecken, wie der Herr von Haller ganz recht erinnert, die meisten einzeln in einem eigenen Loche. Die Haare haben bey ihrem Ausgange aus dem Oberhäutchen nicht nur alle eine schräge Richtung, sondern sind auch an verschiedenen Oertern, nachdem es ein gewisser Endzweck erfordert, bald nach dieser, bald nach einer andern Gegend gerichtet.

Dieses ist nun die anatomische Historie der Haare; jedoch ist es nur eigentlich der Kern davon; und hierauf habe ich, nachdem ich sie endlich durch viele Geduld zur Gewißheit gebracht, eine Physiologie der Haare gebauet, welche bereits seit einiger Zeit zum Drucke fertig ist. Allein ich lege sie hier nicht vor, weil sie sich schwerlich in einen engern Raum bringen läßt. Was aber die Ursache ist, daß bey dem männlichen Geschlechte der Bart und bey beyderley Geschlechte die Haare unter den Achseln und auf der Schaam erstlich zur Zeit der Mannbarkeit hervorkommen, habe ich in der Abhandlung von den Verschnittenen, die nunmehro dem Drucke übergeben werden soll, bereits aus hierzu nöthigen Gründen zu beweisen und ins Licht zu setzen gesucht.



* *

IV.

Johann Gottfried Zinns Beobachtungen von Verhärtungen des kleinen und großen Gehirnes.

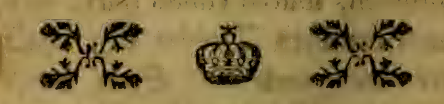
Aus dem II B. der Comment. Gotting. 431 S.

Ich habe nunmehro zum andernmale eine Verhärtung des kleinen Gehirns bey Kindern, bey denen die kugelförmigen Drüsen (glandulae conglobatae) verstopft gewesen, gesehen. Die erste habe ich vor drey Jahren bey einem solchen Kinde von der Größe einer Haselnuß gesehen: hiervon aber ist keine genaue Beschreibung vorhanden. Die andere Beobachtung ist diese.

Auf der linken Seite war eine Portion des kleinen Gehirns, die zum wenigsten zwo Unzen schwer gewesen, zu fünf verhärteten Geschwülsten von verschiedener Größe geworden. Diese Geschwülste hiengen unter sich zusammen, waren etwas hart, gelb, und verhärteten kugelförmigen Drüsen sehr ähnlich. In einigen Orten war noch eine Spur von den Zirkelkreisen der äußern Substanz des Gehirns übrig, die an andern Orten gänzlich verschwunden waren, so daß die Masse einförmig und nicht mehr organisch

war. Das dünne Hirnhäutchen, welches von der verhärtetei. Substanz sehr leicht abgelöst worden, schwimmt in der Flüßigkeit, worinnen es aufbehalten wird, frey; in der Mitte aber hieng eine sehr dicke Verhärtung solchergestalt an der harten Hirnhaut, daß sie kaum ohne eine Zerreißung weggenommen werden konnte. Die daran liegenden Gefäße des dünnen Hirnhäutchens waren stark mit Blute erfüllet. Alle zusammen gesetzte Drüsen des Körpers waren, so viel ich mich gewiß erinnern kann, sehr gesund.

Diesen waren andere drey Verhärtungen nicht unähnlich, die ich bey einer erwachsenen Weibesperson in der äußern Substanz des Gehirns unter dem einen Seitenknochen (Os bregmatis) beobachtet habe, und deren jede fast die Größe einer Muscatennuß hatte. Die verhärteten Theile waren mit der harten Hirnhaut, die daselbst viel dicker war, so zusammen gewachsen, daß sie nicht davon abgesondert werden konnten. Der Seitenknochen war an diesem Orte so dünne, wie ein Papier geworden, und so nach ihrer Form ausgehöhlt, daß sie darinnen als in einer Grube (Sinus) lagen.



V. Fort=

* *

V.

Fortsetzung der Abhandlung von den isländischen Eisbergen.

§. 4.

Wir wollen denn zuvörderst die Art und Weise betrachten, wie sich das Eis durch die Kunst hervorbringen lasse; um zu sehen, ob wir dadurch nicht etwan auf die Spuren geleitet werden, die uns zeigen müssen, wie die Natur selbst hierinne zu Werke gehe: da diese sich nicht selten einerley Mittel zu bedienen pflegt, um einerley Absichten zu erreichen. Es ist bekannt, daß der unermüdete Fleiß der Naturforscher unter einander entdecket hat, daß das Wasser in einem Glase, wenn es gleich in einer warmen Stube ist, durch Schnee, Salpeter und gemeines Küchensalz könne in Eis verwandelt werden. Wir wollen die Worte des Latinus Tancredus von dieser Erfahrung selbst anführen *: „Wenn „man Salpeter und Schnee mit einander vermischet,

 „und

* Lib. 3. de fam. et fit. Quaest. 27. At vero si nitrum niuemque vna miscueris, mox phialam cum sale nitro et niue permixtis agitaueris: iam aqua in phiala contenta non solum frigidissima euadet, sed etiam dura glacies fiet.

„und schüttelt darnach das Glas mit dem Schnee und „dem Salze; so wird das Wasser im Glase nicht nur „sehr kalt, sondern gar zu hartem Eise werden.„ Wolfgang Hildebrand Lib. 4. Magiae Nat. bedient sich bey diesem Versuche eines Stück Eises, welches auf der einen Seite dergestalt glatt gemacht ist, daß es bequem auf einen Tisch gelegt werden kann, auf welchem er zuvor ein wenig Salz gestreuet; und alsdenn versichert er, daß solches Stück Eis dergestalt fest an den Tisch friere, daß es sich kaum mit großer Mühe wieder davon wegreissen lasse. Ich will nur noch anstatt aller überflüßigen Beweise den Ausspruch eines Thomas Bartholin hier anführen: „Wenn man „den auf dem Tische zerschmolzenen Schnee mit ge„meinem Küchensalze vermischet, so wird er so fest „an den Tisch frieren, daß er nicht ohne große Mü„he davon weggebracht, oder wieder aufgelöst wer„den kann „ *. Eben dieser berühmte Mann erzählet, daß der Herzog von Mantua vor einigen Jahren ein geheimes Pulver, welches das Wasser auch mitten im Sommer in sehr kurzer Zeit in Eis verwandelt, besessen habe; und er glaubet, daß dasselbe aus Salz und Salpeter müsse gemacht gewesen seyn. Einen gleichen Versuch sieht man auch bey dem Cabeus, Lib. 1. S. 46. 2. 3. welchen Bartholin auch ohne alle Beweise für glaubwürdig hält. Und also haben wir gesehen, wie dieser Versuch von den gelehrtesten Männern angestellt worden.

Hier

* De vſu Niuis cap. 6. Niuem in menſa diſſolutam ſi ſali communi iunxeris, tam arcte inter ſe et menſam compingitur, vt ſine ingenti conatu haud ſeparari poſſit aut inde diſſolui.

Hier kömmt aber nun die Frage, wie das Salz und der Schnee durch den Körper des Glases, dessen sich doch die Chymisten bey dem Distilliren der subtilesten Spiritus vornehmlich bedienen, in das darinne enthaltene Wasser wirken könne? doch dieses wird sich leicht beantworten lassen, wenn wir ein wenig auf die Natur des Glases Achtung geben. Ein engländischer Schriftsteller hat in seinen Anmerkungen über des Anton Neri Artem vitriariam, oder Kunst Glas zu machen, wo er der Möglichkeit das Glas biegsam zu machen widerspricht, unter andern folgende Stelle: „Die Theile derer Metalle, die „sich mit dem Hammer ziehen lassen, müssen überaus „dichte und fest an einander hangen, und dabey sehr „leicht ihre Gestalt bis auf die allerkleinsten Theil„chen verändern können. Keines von beyden aber „findet man bey dem Glase. Denn der Sand und „die Salze, als die Materien, daraus das Glas ge„macht wird, haben keine solche Figur, die ihren „Theilchen erlauben, einander so dichte zu berühren. „Alle Salze überhaupt geben zu erkennen, daß sie beson„dere Figuren haben müssen, welche sie auch in dem „gewaltigsten Feuer nicht fahren lassen: wie dieses „durch mehr als einen Versuch leicht zu erweisen ist. „Diese Figuren sind unterschiedlich, nach der unter„schiedlichen Beschaffenheit der Salze. Der Sal„peter und alle alkalische Salze haben etwas scharfes „und beißendes bey sich; und wegen dieser Kraft zu „beißen und gleichsam zu brennen, scheinen sie aus ei„ner unendlichen Menge spitziger Theilchen zusam„men gesetzt zu seyn. Was den Sand anbetrifft, so „ist seine Gestalt eben so sehr, ja unendlich unterschie-

 „den

„den, welches die Vergrößerungsgläser erweisen. „Wer sollte sich nun vorstellen, daß diese Verschie- „denheit der Figuren des Sandes dergestalt mit den „besondern und bestimmten Figuren der Salze ver- „einiget werden können, daß auch die kleinsten Theil- „chen derselben einander genau berühren, welches „doch bey allen Metallen, die man mit dem Ham- „mer ziehen kann, unumgänglich nöthig ist? Dar- „aus denn klärlich erhellet, wie verschiedene Gestal- „ten die Theile des Glases haben, wie wenig diesel- „ben einander auf das genaueste berühren, und wie „leicht also noch immer kleine Zwischenräume übrig „bleiben können, die von der Materie des Glases „nicht ausgefüllt worden.„ Von dem gemeinen Glase gesteht Borrichius, daß es solche unmerkliche Zwischenräumchen habe: weil selbst eine zwey oder dreytägige Flamme nicht im Stande sey, den Thei- len des Sandes und des Salzes alle ihre Winkel, Ecken und Spitzen zu benehmen. Eben dieses be- kräftiget D. Hiddens, welcher überaus dünne und zarte Glaskugeln, die aber doch ganz waren, gebla- sen; und als er dieselben mit gemeinem Wasser an- gefüllet, wahrgenommen hat, daß das Wasser in sehr kleinen Tröpfchen durch das Glas gedrungen, und dieses also nach und nach ausgeleeret worden: weil die Zwischenräumchen, welche gerade durch das zarte Glas gegangen, nicht vermögend gewesen wären, das Wasser aufzuhalten. Auch erzählet Borrichius, daß Gläser, die nur wenig gebrannt worden, und viel Salz in sich haben, vor einfallendem Regenwetter gleich- sam einen salzichten Schweiß von sich geben. Also hat denn das Glas einen Ueberfluß an solchen

Schweiß-

Schweißlöchern, dadurch die feinen und spitzigen Theilchen, die der oben angeführte engländische Schriftsteller dem Salpeter und andern Salzen zueignet, in Menge dringen können.

§. 5.

Nunmehr kommen wir auf die Wirkungen der Salze, davon Bartholin in dem oft angeführten Buche, de vsu niuis Cap. 2. spricht, es sey wahrscheinlich, daß der Schnee durch das Salz, das er in sich hat, und durch den noch dazu kommenden Frost dichter gemacht werde. Denn wenn dasjenige Salz, welches der Schnee aus der bloßen Luft und ihren Ausdünstungen bekömmt, den Schnee schon zusammen hält: wie vielmehr muß denn nicht die weit größere Menge der in der Erde befindlichen Salze, wann sie noch von dem Froste unterstützet wird, darzu beytragen können? Von der Kraft der Salze, die Körper derb zu machen, redet Kircher in Mundo subterraneo folgendergestalt: In centro salis latet formale quoddam coagulatiuum, spiritus nempe salis inuisibilis, qui rebus omnibus consistentiam virtute sua fixatiua confert. Huius virtute metalla et mineralia suam acquirunt corpulentiam. In salis intimo throno et centro est aliquid immutabile et omnia coagulans. Terra pura nihil aliud est, quam sal coagulatum, in cuius centro ille spiritus delitescit, qui virtute sua omnia figit, densat, animat. Virtutes omnes in hoc terreno globo a sale dependent: reliqua terra non nisi excrementum est. Wer sollte nun nicht begreifen können, wann die spitzigen Theilchen der Salze einmal durch die unzähligen Zwischenräumchen des Glases zu dringen

fähig sind, daß es ihnen dann auch leicht fallen werde, das Wasser in Eis zu verwandeln, so bald die Kälte des Schnees dazu kömmt, welcher selbst, nach Bartholins Meynung, voller Salz ist, und da dieses nach der Aussage und den Erfahrungen der Chymisten der erste Urheber aller Concretion in den Körpern ist. Doch wenn es noch nicht zur Gnüge bewiesen ist, daß der Schnee Salze in sich habe, so wird solches, wie wir hoffen, durch folgende Stelle des gelehrten Lucas Debes, Faeroae reseratae pag. 108. außer allen Zweifel gesetzt werden: „Die „Ursache, spricht dieser, warum die Chymisten den „Salpeter einen Monarchen von Norden nennen, „ist diese, weil in dem Schnee aus Norden oder „Nordost ordentlicher Salpeter ist. Daher brau„chet man, wann man zur Zubereitung des Salpe„ters oder andern dergleichen chymischen Sachen kei„ne bequemere flüßige Materien haben kann, an de„ren Stelle nur solchen Regen oder Schnee, der aus „dem Norden oder Nordost gekommen.„ Und was sind die Irrwische, welche sich so oft bey dem Schnee sehen lassen, wohl anders, als solche Ausdünstungen, die vom Salpeter herkommen? Denn daß der Salpeter solche Ausdünstungen von sich gebe, zeiget die Nachricht, welche man bey dem Borrichius de ortu et progressu Chemiae p. 108. findet: daß nämlich in der Werkstätte eines Chymisten aus dem Salpeter ein Körper gefahren, welcher wie ein Carbunkel im Finstern geleuchtet habe. Sollte man nicht hierinne die Ursache suchen können, warum der vornehmste Eingang des Tempels des Vulcanus in Memphis gegen Norden gewesen, wie dieses Diodo-

rus

rus Lib. 2. cap. 11. und Herodotus erzählen? Diesen Unterschied der Weltgegenden hat auch schon Petrus Lotherus wahrgenommen, welcher schreibt, daß eine Unze durch die Retorte getriebener Schwefel in Zeit von einem Monate, wenn das Wetter darnach ist, noch eine Unze geben könne. Denn wann das Wetter aus dem Mittage komme, und naß sey, gebe es mehr; wann es aber trocken sey, und komme aus Mitternacht, pflege es weniger Schwefel zu geben. Also sieht man, daß die südlichen Winde mehr Schwefel, die nordlichen aber mehr Salpeter bey sich führen. Doch wir wollen wieder zu unserer Hauptsache kommen.

§. 6.

Da es nunmehr dargethan worden, daß Salz oder Salpeter und Schnee, insonderheit wann die Kälte noch dazu kömmt, das Wasser in ein solches Eis verwandeln können, das sich sehr schwerlich auflösen läßt: so glauben wir mit gutem Grunde hieraus zu schließen, daß es auf eben diese Weise bey dem Ursprunge unserer Eisberge zugegangen. Daß diese viel Salpeter in sich haben müssen, ist daher wahrscheinlich, weil die umher liegenden Weiden von denen Ausdünstungen der Eisberge, die sie beständig befeuchten, fetter und fruchtbarer als andere Wiesen werden. Diese Kraft aber fruchtbar zu machen, ist dem Salpeter eigen: da im Gegentheil andere allzu scharfe und beißende Salze, wie diejenigen, die in den Ausdünstungen des grönländischen Eises herrschen, welches manchmal von der See auf unsere Küsten getrieben wird, die Unfruchtbarkeit mit sich bringen. Daher hat auch Abimelech die von

ihm

ihm dem Erdboden gleich gemachte Stadt mit Salze bestreuet. Einen noch stärkern Beweis hiervon giebt die große Menge von Mineralien, die man in diesen Bergen antrifft, und die mehrentheils Salze zu ihren Gefährten zu haben pflegen. Man findet daselbst viele bald ganze, bald wie in dünne Täfelchen zerschnittene oder zerspaltene Steine, welche inwendig bunt sehen, und bald wie mit schönen Pünctchen besprengt sind, bald mit noch schönern Adern prangen, die wie Gold, Silber oder Meßing glänzen: und ich will es denen, die sich auf Bergwerkssachen verstehen, zu prüfen überlassen, ob solche Metalle nicht wirklich darinne stecken *. Auch die Flüsse, die von diesen Bergen herunter fallen, geben die deutlichsten Spuren solcher Mineralien zu erkennen, und wann sie groß werden, führen sie oft ganze Stücken davon mit sich fort, dergleichen mir vielmals von denen in der Nachbarschaft wohnenden Leuten gezeiget worden.

Ist also in diesen Bergen Salpeter genug vorhanden, so kann derselbe hier desto stärker wirken, da er sich

* Dieses ist vor wenigen Jahren versucht worden, da der Herr Horrebow, den Ihro königliche Majestät von Dänemark dahin geschickt hatten, einige solche Steine an die königliche Gesellschaft der Wissenschaften in Copenhagen überschickt hat: welche so reich an Golde, Silber, und andern Metallen befunden worden, als die aus irgend einem Bergwerke in der Welt: ungeachtet man solches, wegen des kalten Landes, darinne sie erzeuget waren, gar nicht vermuthet hatte. Daher würde man es wohl der Mühe werth gehalten haben, Bergwerke in Island zu bauen, wenn es diesem Lande nur nicht am Holze mangelte, welches zu kostbar seyn würde, von andern Ländern zu bringen.

sich nicht erst durch einen andern Körper, wie bey den angeführten Versuchen durch das Glas, zu dringen brauchte. Es wirket gerade in das Wasser, das es verwandeln soll: und Frost und Schnee lassen es an ihrem Beystande gar nicht fehlen. Die Sonne läßt ihnen auch Zeit genug, das, was sie ihnen etwan im Sommer nehmen möchte, wohl dreyfach wieder zu erstatten und einzubringen, indem sie ihnen nicht mehr als ungefähr drey Monate mit allzu warmen Strahlen beschwerlich fällt. Das Wasser, daraus dieses Eis entsteht, kömmt vermuthlich, wie andere Quellen, aus unterirdischen Höhlen hervor, darein sich Wasser aus dem Meere durch verborgene Canäle ergießt, dessen Ausdünstungen darnach durch die innerliche Wärme des Erdbodens in die Höhe steigen, und wenn sie nicht weiter kommen können, sich wie die Regentropfen in den Wolken versammlen und zu Wasser werden, und alsdann weiter durch die Erde ihren Ausgang suchen: wie dieses von dem Cartesius und von den geschicktesten Naturkündigern dargethan worden. So bald es aber hervor kömmt, oder nur unten bis an das Eis gelanget, wird es durch die Gewalt der obengedachten Materien demselben gleich gemacht. Und auf solche Weise hat die Erde, mit Beystande des Wassers, der Luft, und ihrer eigenen Mineralien, nach unserer Meynung, diese ungeheure Frucht hervorgebracht: welches selbst durch den göttlichen Ausspruch: Aus wessen Leibe ist das Eis gegangen? bey dem Hiob im 38 Cap. 29 V. bestätiget zu werden scheint.

Wollte uns jemand den Einwurf machen, daß das Meer in den Gränzen des Nordpols schon längst

ganz zu Eise geworden seyn müßte, wenn das Salz eine so große Kraft hätte, als wir ihm zugeschrieben haben: so ist es ja bekannt, daß an den Küsten von Grönland, und weiter hin gegen Norden, eine unglaubliche Menge Eis ist, welches in großen Stücken wie ganze Berge auf der See schwimmt. Daß aber diese nicht ganz zusammenfrieren können, macht die beständige Bewegung des Meeres und der Wellen, welche diesen Lasten niemals Zeit lassen, sich mit einander zu vereinigen, sondern machen, daß sie oft mit einer entsetzlichen Gewalt an einander stoßen, und wenn Schiffe darunter kommen, so thun sie ihnen einen eben so großen Schaden, als die Klippen, ja wohl noch mehr, weil sie weit aus der See hervorragen *.

§. 7.

* Pitton de Tournefort erzählet in seiner Relation d'un Voyage du Levant, Tome troisieme, lettre 18. daß er selbst in dem nordlichen Theile von Persien und Armenien, die zwischen dem vierzigsten und zwey und vierzigsten Grade der Breite nach Norden liegen, wie auch in der chinesischen Provinz Leaotung und in der chinesischen Tartarey, so kalte Nächte mitten im Julio und Augustmonate gehabt habe, daß sogar das Wasser zugefroren; und schreibt diese Kälte dem vielen Salpeter zu, welches diese Länder im größten Ueberflusse in sich haben. So berichten auch Bisselius im Argonautico Americano lib. 14. cap. 2, und Frezier in s. americanischen Reise, daß auf den Bergen in dem südlichen und nordlichen America, unter dem drey und zwanzigsten Grade der Breite, von dem daselbst in großer Menge befindlichen Salpeter Winde entstehen, die einen so scharfen und empfindlichen Frost bey sich führen, daß sie dadurch oft Menschen und Vieh ums Leben bringen. Wenn nun der Salpeter in Ländern, die der Mittagslinie weit näher liegen, und also weit wärmer seyn

§. 7.

Etwas merkwürdiges ist es noch bey unsern Eisbergen, daß sie sich von einem Orte zum andern bewegen: und ich glaube, wenn sie den alten Griechen bekannt gewesen wären, so würden diese unfehlbar dafür gehalten haben, daß sie ein Leben oder gar eine Gottheit in sich hätten. Denn sie beobachten hierinne nicht einmal eine gewisse Zeit; sondern gehen bald im Sommer weiter hervor, im Winter aber zurück; bald ziehen sie sich im Winter hervor, und im Sommer wieder zurück. Man sieht aber, daß sie am meisten fortrücken, wenn sie die meisten Flammen und Wasser von sich geworfen haben. Das habe ich von denen in ihrer Nachbarschaft wohnenden Leuten selbst erfahren; welche fest darauf bestanden sind, ungeachtet ich mit Fleiß das Gegentheil behauptet. Und hieraus erhellet, daß das darinne eingeschlossene Wasser, von welchem einige glauben, daß sie so sehr aufschwellen und aufgeblehet werden, an dieser Bewegung keine Schuld habe. Sie rücken vor, aufs meiste ungefähr 200 Schritte, manchmal aber nur 100, 60, 20, und so weiter. Sie gehen aber weniger zurück, und brauchen mehr Zeit dazu. Doch findet man, daß sie oft über 100 Schritte zurückgehen; und daß ihre Theile oder Stücken alsdenn bald wie die steilesten Klippen, und als wenn sie abgebrochen wären, her-

vorra-

seyn müssen, als Island, eine so große Gewalt hat: warum sollte er denn nicht in diesen kalten nordlichen Gegenden noch vielmehr eben das im Großen thun können, was wir oben gesehen, daß er in den Versuchen im Kleinen gethan hat?

vorragen, und dazwischen unzählige tiefe Klüfte zeigen; bald aber sind sie niedrig und eben, und vertreten die Stelle einer Brücke, welcher sich die Reisenden sehr wohl bedienen können, wenn es sonst nicht möglich ist, über das auf beyden Seiten befindliche Wasser zu kommen.

Die Ursache dieser Bewegungen ist nicht schwer zu ergründen. Man vergleiche nur die Wirkungen der Kälte, die man sonst in andern Fällen spühret, mit denen, die in unsern Eisbergen vorkommen. Wann das Wasser zufriert, so nimmt es einen grössern Raum ein, als zuvor: vielleicht weil der Frost seinen Theilen eine andere Gestalt giebt, und denenselben nicht erlaubet, so nahe an einander zu kommen, als wann es flüßig ist. Daher muß das Gefäß, darinne das zugefrorne Wasser enthalten ist, nothwendig ausgedehnet werden, oder wie Glas, Töpfe und dergleichen, welche mehrentheils zugleich einigen Knall von sich geben, zerspringen. Eben dieses sieht man an kleinen Hügeln: wann die darinne verschlossene Feuchtigkeit dem Froste des Winters nicht mehr widerstehen kann, so springen sie nicht ohne Geräusche oft mitten von einander: wann aber der Sommer kömmt, wird dieser Schaden wider durch die Wärme geheilet. So ist es auch mit den Eisbergen. Ihre unzähligen Oeffnungen und Klüfte werden im Sommer mit dem Wasser von dem zerschmelzten Eise angefüllet. Im Winter friert dieses ganz und gar zu, und dehnet sich also mehr aus, als es seine Gefäße wohl zulassen. Daher brauchet es Gewalt, und zersprenget dieselben, und schiebet sie auf die Seite, bis es Platz hat. Eine zulängliche

Menge

Menge des Eises ist auch ohne Zweifel eben so wohl fähig, eine große Last zu bewegen und durch die Kräfte ihrer Elasticität von sich zu stoßen, als eine Menge Pulver, Klippen zu zersprengen. Man höret dabey in diesen Bergen, wann sie sich bewegen, ein so großes Knallen, als wenn Flinten oder Canonen darinne losgeschossen würden: und dieses kömmt davon, wenn ihre Stücken entweder aus einander fallen, oder auch an einander stoßen. Wann nun das Eis durch die Wärme des Sommers aufgethaut wird; so ist es natürlich, daß die Berge wiederum zusammen fallen. Das Wasser fließt dahin, wo es am ersten Platz findet, und läßt die Klippen und den Sand ganz entblößt zurücke, wie ein Gerippe, welches Fleisch und Haut verlassen haben: und wann diese Klippen wiederum in ihrem Grunde Eis haben, und dasselbe von der Wärme angegriffen wird, so fällt nothwendig die ganze Last über den Haufen, und wird dem übrigen gleich gemacht. Und auf diese Weise ziehen sich die Berge wieder zurück. Weil aber in Island die Kälte weit länger anhält, als die Wärme, insonderheit auf den Bergen, wo die Sonne niemals so stark, als in den Thälern wirket: so ist leicht zu errathen, warum diese Berge immer mehr zu- als abnehmen, und warum sie mehr vor- als rückwärts gehen: da die Sonne niemals so viel auflösen kann, als der Frost des Winters und der Salpeter zu Eise gemacht haben.

Was aber der Frost und das Eis hier für eine Kraft habe, kann man aus denen Steinen schließen, welche das Eis, das sich zurücke gezogen, hinter sich läßt, und die oft so mürbe geworden sind, daß man

sie mit der Hand reiben kann; manchmal sind sie auch wie ein Stück Brodt in kleine Scheibchen zerschnitten, doch so, daß diese Scheibchen im Grunde noch alle aneinander feste hangen: daß sie aber vorher sehr hart gewesen seyn müssen, zeigen diejenigen Theile zur Gnüge, die noch unversehrt geblieben. Sonst trifft man auch in den Spuren dieses Eises Sand und kleine Steine an, die das Auge mit ihren verschiedenen schönen und bunten Farben ergötzen. Wir wollen aber hier nicht weiter von denenselben reden: sondern da wir nunmehr, so viel es unsere Kräfte erlaubet, unser Versprechen erfüllet haben, hiermit unsere kleine Arbeit beschließen *.

* Wir haben ein Paar Zweifel, die uns bey einigen Stellen dieser Abhandlung vorgekommen sind, mit Fleiß bis zuletzt anzuführen gesparet, um zu versuchen, ob sie sich nicht alle auf einmal sollten auflösen lassen. Es fragt sich nämlich bey dem 6ten §. Ob denn die Ausdünstungen aus unterirdischen Höhlen zureichend sind, so viel Wasser zu geben, daß ganze Eisberge daraus entstehen können? und zum andern hat der Herr Verfasser eben daselbst zwar erwiesen, daß Wasser, Schnee, Salpeter und Frost die Ursachen dieses Eises seyn müßten; er hat aber nicht erkläret, auf was für Art und Weise dasselbe in die Höhe gestiegen und zu Bergen geworden.

Ehe wir aber weiter gehen, wollen wir ein Paar Bücher erwähnen, die uns zum Theil den Weg bahnen sollen. Das erste ist des berühmten venetianischen Abts Anton Lazaro Moro Untersuchung der Veränderungen des Erdbodens, darinn er sehr wahrscheinlich erwiesen hat, daß alle Inseln, alles festes Land, und alle Felsen und Berge, zwar nicht auf einmal, sondern nach und nach aus der See durch unterirdisches Feuer entstanden seyn müssen. Das andere Buch ist Egerh. Olauii

Enar-

Enarrationes historicae de natura et constitutione Islandiae formatae et transformatae per eruptiones ignis, ex antiquissimis Islandorum manuscriptis historiis annalibus relationibus conscriptae, Hafniae typ. Io. Hoepfneri, 1749. Dieses letztere ist in Copenhagen als eine akademische Streitschrift geschrieben und öffentlich vertheidiget worden, eben zu der Zeit, da man eine deutsche Uebersetzung des erstern in Leipzig zum Drucke beförderte: und der Verfasser dieser Streitschrift, welcher damals, wie mir dieses bekannt ist, noch kein Italienisch, als die Originalsprache des erstern Buches, verstund, und also vermuthlich von demselben noch nichts gewußt, oder es doch zum wenigsten noch nicht gelesen hatte, hat eben das von seinem Vaterlande ins besondere, theils aus den Geschichten desselben, theils aus den darinne überall vorkommenden deutlichen Merkmaalen vormaliger Feuersbrünste, auf eine geschickte Weise behauptet, was jener von dem ganzen bewohnten Erdboden erweislich gemacht hatte. Wir wollen den von diesen beyden ausgeführten willführlichen Satz, der, so viel uns bekannt ist, noch zur Zeit von niemanden ist widerleget worden, hier als eine Hypothese zum Grunde einiger von unsern Muthmassungen setzen, um zu sehen, wie weit er uns behülflich seyn könne, die vorgekommenen Schwierigkeiten zu heben.

Was die erste Frage anbelanget, so können wir dieselbe hier nicht gleich entscheiden, ungeachtet wir sie lieber mit Nein, als mit Ja, beantworten wollten. Wir wollen aber nur setzen, daß das aus unterirdischen Behältnissen hervorquellende Wasser nicht einen zulänglichen Stoff zu so vielem Eise geben könnte; so könnte doch wohl anderes Wasser eben dieses thun. Damit man die Möglichkeit hiervon einsehe, so wollen wir dem Verfasser im 3ten §. zugeben, daß das von den um diese Eisberge herumliegenden andern Bergen zerschmelzte Eis und Schnee in die benachbarte niedrige und sandichte Gegend, darinne diese Eisberge

nach dem Berichte unsers Verfassers im 2ten §. und des Eg. Olauii Enarr. Hist. de Isl. §. XXXIII. p.37. liegen, zerflossen sey; und darnach im Winter zu Eise geworden, dessen gänzliche Auflösung bey darauf folgender Wärme der Salpeter und die einmal erlangte Dicke, welche die Strahlen der Sonne nicht durchzudringen im Stande sind, verhindern. Ist es nun alle Jahre so fortgefahren, daß der Sommer jederzeit weniger aufgelöset, als der Winter dazugesetzt hat, so hat das Eis viele Lagen auf einander bekommen müssen, und diese hat es auch wirklich.

Doch, wie sind die großen Steine und Klippen §. 3. hineingekommen, die unten und oben mit dem Eise umgeben sind? Diese müssen entweder vorher im Sande gesteckt haben, oder sonst von einem andern Orte hergekommen seyn. Das Letzte könnte auf die Art geschehen seyn, wenn sie von den umliegenden und nicht gar weit entfernten Bergen, wie solches zum öftern geschieht, heruntergestürzt sind, und durch ihre eigene Schwere, durch die Höhe von der sie gefallen, und durch die Abhängigkeit (decliuitas) und Glätte des zugefrorenen Erdbodens und Eises, darauf sie gefallen, in diese niedrige und mit Sande und Eise angefüllete Gegend geworfen worden. Alsdann wären sie durch die Wärme des Sommers etwas ins Eis hineingesunken, und der Winter hätte sie darauf nicht nur einfrieren lassen, sondern wenn neues Wasser von dem zerschmelzten Schnee und Eise darauf gekommen wäre, wären solche Klippen durch eine neue Lage entweder ganz, oder doch halb bedeckt worden. Wenn nun auf diese Weise vielmals nach einander neues Eis und neue Felsen auf die alten gekommen sind, und immer neue Lagen gemacht haben: so haben diese Steine nothwendig sehr unordentlich, einige hoch, andere tief im Eise liegen, und noch andere daraus hervorragen müssen, nachdem, wie sie der blinde Zufall hineingeführet hat. Und dieses sieht man auch in der That. Daß aber solche Berge Sand und große Klippen, und zwar sehr weit

und

und bis ins Meer hinaus von sich werfen, zeiget Olavius in dem angeführten Buche §. CXXXX. p. 134. mit diesen Worten: Huius quadrantis (orientalis) litus in pluribus locis immutatum est Austuriöklorum (montium glacialium orientem versus iacentium) saeuitia, qui egestu saxorum cinerumque litus in mare vsque operuerunt. Eben dieser Olavius sagt, daß diese Gegend im Anfange niedrig aber fruchtbar gewesen, darauf aber sey sie vom Sande oder Schutte bedeckt worden, den die umliegenden Berge ausgeworfen haben. Er spricht §. XXXIII. p. 37. Pumicum cinerumque hic immensa adest copia, quorum magna pars postea eructata fertilissima submissae terrae spatia aperuit, quae hodie *Solheima-sandur*, *Lomagnups-sandur*, et *Breidamerkur-sandur*, appellantur. Und dieser letzte ist diejenige mit Sande und Eise angefüllete Gegend, davon unser gegenwärtiges Werk handelt. Allein unser Verfasser spricht im 3ten §. es sey nicht wahrscheinlich, daß das Eis die Klippen einen so weiten Weg auf dem flachen Lande (in plano) wie ein Keil getrieben habe, da es nicht durch die Enge des Raumes dazu genöthiget worden. Er sagt also, daß das Land daselbst flach und nicht abhängig sey; und er verdient hierinne um desto mehr Glauben, weil er es selbst gesehen hat. Doch der Widerspruch zwischen beyden hebt sich selbst dadurch auf, daß jener von dem ersten blühenden Zustande der Gegend, dieser aber von dem itzigen redet, da sie von Sand und Eise ist überschüttet und dem übrigen Erdboden gleich, ja weit höher gemacht worden. Gesetzt aber, daß sie niemals niedriger, als das umliegende Land gewesen wären, so könnten ja die Felsen durch Erdbeben, welches daselbst nichts seltenes ist, von den benachbarten Bergen darauf seyn geworfen worden: oder auch durch unterirdisches Feuer. Daß dieses in den meisten Eisbergen vorhanden sey, beweiset folgendes Zeugniß des Olavius, in seiner obengenannten Schrift §. XXXIII. p. 37. wo er selbst von denen in diesem östlichen Viertheil

Islands befindlichen Eisbergen redet: Nam e pluribus Iöklis siue niuosis montibus erupit ignis, quales sunt *Oeresa-iökull*, *Solheima-iökull*, *Knappafells-iökull* et *Mirdals-iökull*. Daß sie aber auch große Steine von sich werfen, erhellet aus dem X. §. p. 11. Saxa etiam vastissima, quae tam cito nequit ignis peruadere, illaesa eructat, perfusa interdum sulphuris fuligine. Doch dieses ist sonst bey den bekanntesten feuerspeyenden Bergen nichts ungewöhnliches. Und wenn die Gewalt des Feuers nicht stark genug gewesen ist, die Klippen so weit weg zu bringen, hat doch wohl solches durch Erdbeben, oder durch eben die Kraft geschehen können, durch welche diese Berge sich selbst bewegen.

Will man hingegen lieber sagen, daß die Klippen schon vorher im Sande gesteckt haben, und daß vielleicht beyde zugleich von dem Feuer der benachbarten Berge ausgespien worden; so wird die Möglichkeit dieser Meynung sich eben so leicht behaupten lassen: und wir wollen zugleich unsere Muthmaßung von dem Emporsteigen dieses Eises vorbringen. Wir wünschten aber nur, daß alle unsere Leser die beyden obenangeführten Bücher, des Herrn Abts Moro und des Herrn Olavius, zuvor selbst möchten gelesen haben, damit sie daraus überzeuget würden, daß wir dem unterirdischen Feuer hier keine größere Kraft beylegen, als diese beyden gelehrten Schriftsteller aus den glaubwürdigsten Nachrichten erwiesen haben, daß es in den bekanntesten Theilen des Erdbodens, und besonders in Island, selbst an den Tag geleget habe: denn hier würde es viel zu weitläuftig fallen, alles ausführlich zu beweisen. Wir setzen also vornehmlich die Hypothese des berühmten Abts Moro bey der unsrigen zum Grunde: und schließen daraus, daß, wenn alle Berge, sowohl diejenigen, die aus lauter fruchtbarer Erde, als die aus den rauhesten Klippen und Felsen bestehen, durch unterirdisches Feuer entstanden sind, welches erwähnter Abt aus den wichtigsten Gründen sehr wahr-

schein-

scheinlich dargethan hat: so können auch wohl unsere Eisberge durch eben dieses Feuer seyn in die Höhe getrieben worden. Die Menge des Schwefels und anderer Mineralien, die in der mit ihnen vermengten Materie und in ihrem sandichten Grunde stecken, könnte wohl zureichend seyn, sie zu entzünden und zu bewegen. Man findet in ihnen und um sie herum die deutlichsten Merkmaale vormaliger Feuersbrünste, als Asche, gebrannten Kalk, Bimsteine und andere verbrannte und schwarz angelaufene Steine, die an ihrer Oberfläche gleichsam Wellen haben, dadurch sie zeigen, daß sie ehemals fließende und brennende Materien gewesen seyn müssen, die darnach, als sie die Hitze verlassen hat, zu Steine geworden. Diese Zeichen des Feuers erzählet Olavius in seinem ganzen Werke. Er zählet aber mit unter dieselben die kleinen bunten, die zerspalteten und die mürbe gewordenen oder calcinirten Steine, derer unser Verfasser am Ende seiner Abhandlung erwähnet: und es scheint noch ungewiß zu seyn, ob sie diese Gestalten durch den übermäßigen Frost oder durch das Feuer bekommen haben. Endlich zeigen auch die ältesten und neuern Nachrichten, welche Olavius anführet, daß die meisten von solchen Eisbergen in Island ehemals zu einer oder der andern Zeit gebrannt haben. Selbst der berufene Hekla ist ein Eisberg.

Da nun dieses gewiß ist, und da das Eis nicht schwerer in die Höhe zu bringen und in Stücken zu brechen ist, als ganze große Klippen: warum sollte denn das Feuer nicht auf eben die Weise in jenes gewirket haben, als die Erfahrung gelehret hat, daß es in diese gewirket. Nun findet man bey dem Abt Moro die Nachricht, wie einige Inseln nicht vor langer Zeit entstanden sind; wie man anfangs im Meere eine große Bewegung und Kochen wahrgenommen; wie hernach aus demselben eine Klippe hervorgekommen und immer in die Höhe gestiegen; wie dieselbe endlich ange-

fangen hat Feuer zu speyen, und Asche, Steine, Mineralien und dergleichen auszuwerfen; und wie endlich alles dieses zu einer fruchtbaren Insel geworden, darauf die ersten Klippen und die umliegenden großen ausgeworfenen Haufen Erde die Berge ausgemacht haben. Könnten denn nicht auch hier die Klippen mit samt dem vorher nur flach gewesenen Eise seyn aufgebrochen und in die Höhe geworfen werden? Sie brauchten nur aufgebrochen zu werden, so daß die Stücken eine andere Lage kriegten, und entweder auf einer andern Seite, oder auf ihrem Rande gerade oder schief zu stehen kamen, wie Cartesius sich den Ursprung der Berge vorstellet; so würden sie schon weit höher seyn, als das flache Land. Und wenn man sonst auch nicht begreifen könnte, wie die Felsen höher als das Eis zu stehen gekommen, so wird solches hierdurch klar werden. Wenn nämlich ein solches ungeheures Stück eines Eisberges auf eine andere Seite geworfen worden, oder gar das Oberste unten gekehrt und die vorher im Grunde gewesenen Klippen mit sich losgerissen hat, welches desto leichter geschehen können, da sie in dem Sande nicht fest gestanden haben: so müssen ja die Klippen mit derjenigen Seite, welche das Eis bisher ihnen zugekehret hatte, und in welche sie eingefroren sind, einerley Schicksal haben. Kömmt diese oben zu liegen: so liegen sie auch oben; liegt sie auf der Seite, anstatt daß sie vorher auf der Erde lag: so müssen sie sich auch eben das gefallen lassen: und wenn die Sonne dazu kömmt und ihre Einfassung zerschmelzt, müssen sie gar herunter fallen. Bewegt sich aber ihre Wohnung: so werden sie mit beweget. Stößt ein anderes Stück Eis oder Felsen an diese Steine, oder wenn sie selbst herunter fallen: so müssen sie nothwendig ihre scharfen Ecken verlieren, wenn sie welche haben. Und also ist es kein Wunder, wenn ihre Gestalt mehrentheils etwas in die Runde fällt, §. 3. weil sie in den Eisbergen beständig von Frost und Hitze, Feuer und

Wasser,

Wasser, Erde und Luft, und selbst von einander so viel auszustehen haben.

Die entsetzlichen Klüfte, derer man bald mehr bald weniger in diesen Eisbergen antrifft, können auf verschiedene Weise entstehen. Ist das Eis von dem Feuer aufgebrochen worden: so müssen ja zwischen denen Stücken, die auf den Rand gerichtet stehen, so tiefe Klüfte kommen, als die Stücken und ganzen Theile der Berge groß sind. Friert das Wasser, mit welchem der Sommer die tiefen Oeffnungen der Berge angefüllet hat, ganz und gar zu: so erfordert es, wie der Verfasser im 7ten §. angemerkt hat, mehr Raum, und zerbricht sein Behältniß mit Gewalt: alsbald springt das Eis von einander, und zwischen den Stücken entsteht eine Kluft. Wird der Grund des flachen Eises entweder von der Sonne oder von dem unterirdischen Feuer an einem Orte mehr als an dem andern geschwächt und niedrig gemacht: so wird das Eis, dem der Grund entzogen worden, vermöge seiner Schwere, von dem andern abgebrochen, und durch eine Kluft geschieden. Uebrigens glauben wir, daß das Feuer in den Grund, der Frost aber und die Sonne in die Oberfläche dieser Eisberge am meisten wirke. Der Salpeter herrschet in beyden zugleich, und widersteht denen ohnedem schwachen und schiefen Strahlen, mit welchen die Sonne alle Jahre auf eine kurze Zeit sein frostiges Reich verheeret.

Diese Gedanken von dem Ursprunge und der Beschaffenheit unserer Eisberge, haben wir nicht umhin gekonnt, bey einer so erwünschten Gelegenheit gelehrtern Lesern zur Prüfung darzustellen. Wir können uns dabey ihrer Neuigkeit so wenig, als ihrer Gewißheit rühmen. Daß uns aber die angenommene Hypothese vor andern gefallen hat, hoffen wir dadurch wenigstens entschuldigen zu können, weil sie wahrscheinlich und vor andern geschickt zu seyn geschienen, die vor-

kommenden Knoten aufzulösen. Wenn wir uns nun irren, so haben wir doch den Grund, darauf wir gebauet haben, nicht zuerst gelegt, noch zuerst angenommen, noch als den einzigen, wahren und festen, jemanden aufzudringen gesucht. Wir geben vielmehr unsere Muthmaßungen nur für Muthmaßungen aus. Denn es ist nicht eines jeden Anfängers Werk, von den Geheimnissen der Natur etwas gewisses und zuverläßiges zu sagen; vielweniger aber ist es demselben anständig, etwas für ganz ausgemacht auszugeben, von dessen Wahrheit er nur durch den Beyfall gelehrter und scharfsichtiger Richter versichert werden kann. Wie glücklich werden wir uns also schätzen, wenn wir diesen erhalten!



VI. Aus=

* *

VI.

Auszug der neuesten physikalischen Merkwürdigkeiten.

Nachricht von einer Frau, deren Knochen weich und biegsam geworden *.

Es giebt eine seltene Krankheit der Menschen, die darinn besteht, daß ihnen die Knochen bey lebendigem Leibe weich und biegsam werden, so daß die Glieder von der geringsten Ursache eine andere Figur annehmen, als ihnen natürlich ist. Man hat von dieser Krankheit verschiedene gedruckte Beobachtungen, und kann darüber des Dr. Lamberts, zu Toulouse 1700 herausgekommene Beschreibung eines solchen Kranken, ferner die Acta Hafniensia, Obs. 24. Tom. 3; den Fernelium, de abditis rerum Causis, lib. 2. cap. 9; Hollier, Obs. 7; die Sylloge des Velchius; die Consultationes des Nicolaus Fontanus; die Bibliotheque Raisonnée Tom. 37. Part. II. p. 262. Tom. 36. P. II. p. 331; oder die Philosophicaltransactionen, wie auch Scharschmidts Sammlungen und viele andere

* Aus dem Journal des Sçavans 1752. Decembr. Art. III. von dem parisischen Arzte, Herrn D. Morand.

andere nachlesen. Erst kürzlich hat Herr Dr. Morand zu Paris eine gleiche Beobachtung unter folgendem Titel bekannt gemacht: Lettre adressée à Messieurs les Auteurs du Journal des Sçavans, au sujet d'une Observation communiquée à la Faculté de Médecine à l'Assemblée du prima Mensis de Septembre, 1752. Er beschreibt darinn den Zustand der Patientinn, wie er sie selber angetroffen, mit folgenden Worten: Der erste Anblick dieser Frau, die in einem Bette auf dem Rücken lag, worinn man, so zu sagen, nur die Hälfte eines Weibes antraf, war so beschaffen, daß er sich nicht allzuwohl beschreiben läßt. Inzwischen ist es doch möglich, sich einigen Begriff davon zu machen, wenn man sich ein Weib vorstellt, die weder Füsse, noch Schenkel, noch Hüften hat, die, dem Ansehen nach, alle diese Theile niemalen gehabt zu haben scheint, und deren ganze Taille sich bey der Schaam, oder dem untern Theile des Beckens endiget. Alle die Theile, welche die unteren Gliedmaßen ausmachen, sind von der Kraft der Muskeln, die sie bewegen, auf eine sonderbare Weise zurückgezogen worden; und weil die Knochen keine Festigkeit mehr besaßen, so konnten sie ihnen nicht den gehörigen Widerstand thun. Daher haben sich die Füße und Schenkel nach und nach gegen die Lenden und Seitentheile des Rumpfs hinauf gezogen, dergestalt, daß der linke Schenkel nicht anders aussieht, als wenn er sich unter den Rücken der Kranken schieben wollte, die also auf dieser Seite den Kopf mit leichter Mühe auf ihren Fuß stützen könnte. Die rechte unterste Extremität berühret

noch

noch nicht alle Seitentheile des Rumpfes, wie die linke: indessen nähert sie sich ihnen doch von Tage zu Tage mehr, gleichwie sich auch die Hüftbeine unnatürlich wenden und drehen, so daß sie den Raum des Beckens verändern müssen. Die Zehen sind niederwärts umgebogen. Ob nun gleich die Kranke sich weder bewegen, noch ihre Stellung verändern kann, so verrichtet sie doch die natürlichen Nothwendigkeiten ohne Mühe oder Beschwerniß, weil die dazu bestimmten Theile, wegen der gewaltsamen Verschiebung der Schenkel, ein wenig erhaben sind. An einigen Orten ist die Brust auf die Lunge niedergesunken, wovon die Kranke ein beschwerliches Athemholen und Blutauswerfen bekommen hat, das ihr den Garaus machen wird. Der obere und vördere Theil des Brustknochens scheint krummgebogen und aufgelaufen zu seyn; dahingegen der untere hineinwärts zu gehen scheint. Der Theil der Schlüsselbeine, der mit den Brustknochen zusammenhängt, steht unnatürlich weit heraus. Vermuthlich wird es mit dem Rückgrade nicht anders beschaffen seyn: doch hat man keine Untersuchung daselbst anstellen können. Die Arme und Hände stellen wieder eine ganz andre Aussicht dar. Sie liegen auf verschiedenen kleinen Polstern ausgestreckt, die man überall untergelegt hat, wo die Knochen sich gebogen haben, und die man auch beständig wieder anders legt, nachdem es nöthig scheint, diese oder jene Gegend zu unterstützen, damit der Schmerz, den sie von Zeit zu Zeit empfindet, dadurch gemäßiget werde. Das Achselbein (humerus) ist in der Mitte von

innen

innen nach außen gebogen, gleichwie der Cubitus und Radius links und rechts, dergestalt, daß der Ellenbogen, oder bey nahe die Mitte des rechten Arms, von dem Malleolo interno des Fusses, und der mittlere Theil des linken Arms von dem obern Theile des Schienbeins unter der Kniescheibe unterstützt wird. Indessen hat man doch, vermittelst eines dazwischen liegenden kleinen Polsters, verhindert, daß sich diese Theile einander nicht berühren. Alle diese verschiedene Beugungen des Arms und Ellenbogens geben ihnen das Ansehen, als ob sie zerbrochen wären. Die Kranke kann ihre Glieder ganz und gar nicht gebrauchen; außer daß sie den Arm im obersten Gelenke bewegen, und die Finger ein wenig aus einander beugen kann, ohne sie doch zu krümmen. Die ganze rechte Hand ist geschwunden. Das Gelenke der Hand ist an der Seite des Daumens wie zerknirscht; die Finger und das Gelenke selbst sind auswärts gebogen. Die linke Hand ist nicht geschwunden, sondern dick, und scheint übrigens nicht verändert zu seyn. Am Kopfe ist nichts außerordentliches zu sehen. Die Zähne sind schwarz, und das Zahnfleisch ist angelaufen und blutig. Das Gesicht ist nicht entstellt, und scheint einem gesunden Menschen zuzugehören. Bey dem allen befindet sich die Patientinn wohl, und alle natürliche Verrichtungen gehen gut bey ihr von statten. Auch ihre Reinigung kömmt zu gesetzter Zeit: nur daß sie ein langsames Fieber hat, welches sich durch eine starke Hitze verschlimmert, wenn ihr eins oder das andere Glied zu schmerzen anfängt. In solchem Zustande

sind

sind ihre Gliedmaßen so schmerzhaft, daß sie nur bloß mit ein paar Tüchern bedeckt werden darf; und dieser allgemeine Schmerz verhindert auch, daß man durchs Anfühlen nicht genau erforschen kann, wie weich ihre Knochen sind, und ob sie sich, wie in andern Beobachtungen gemeldet wird, wie ein Wachs hin und her beugen lassen. Dieses Beyspiel lehret, wie weit das Elend in unsern Körper einreißen, und wie entsetzlich er zugerichtet werden könne, ehe der Tod vom Schicksale hinzugelassen wird, eines solchen Jammers ein Ende zu machen.



Inhalt

Inhalt

des zweyten Stückes im dreyzehnten Bande.

Hamburgisches Magazin,

oder

gesammlete Schriften,

Aus der

Naturforschung und den angenehmen Wissenschaften überhaupt.



Des dreyzehnten Bandes drittes Stück.

Mit Königl. Pohln. und Churfürstl. Sächsischer Freyheit.

Hamburg und Leipzig,
bey Georg Christ. Grund und Adam Heinr. Holle.
1754.



I.

Albrecht von Haller,

von den

empfindlichen und reizbaren Theilen

des

menschlichen Körpers.

den 22 April 1752 in der Kön. Ges. der W. zu Göttingen vorgelesen.

Aus dem II Bande der Comm. Soc. Reg. Sc. Gotting. S. 114.

Vor einigen Monaten, hochgeehrteste Mitglieder, trat hier in Göttingen die Inauguraldisputation de Irritabilitate von meinem guten Freunde, ehemaligem Schüler und Hausgenossen, Herrn D. Johann George Zimmermannen, ans Licht. Die zu dieser Sache gehörige Versuche hat er theils in meiner Gegenwart selbst gemacht, und ich werde

 sie

sie auf eben diese Art anführen, wie ich sie mir aufgezeichnet habe, theils hat er andere eigene. Was ich hiervon nicht selbst gesehen, werde ich aus dessen Dissertation beybringen. Ich habe auch viele andere Versuche seit dem Jahre 1746 in Gegenwart dieses guten Freundes selbst angestellet, und vom Anfange des 1751 Jahres an, auf hundert und neunzig lebendige Thiere auf mancherley Weise untersucht. Ich habe in der That hierbey mir selbst verhaßte Grausamkeiten ausgeübet, welche aber doch der Nutzen für das menschliche Geschlecht und die Nothwendigkeit entschuldigen werden; da sich doch gleichwohl der mitleidigste Mensch des Fleisches der Thiere ohne Vorwurf, und ohne sich ein Gewissen drüber zu machen, zu seiner Speise bedienet. Uebrigens würde das vollständige Tagebuch von Versuchen, welches ich bey mir liegen habe, wegen der großen Menge der Versuche hier her zu setzen zu weitläuftig werden. Ich habe das allgemeine und beständige aus den Erfolgen gezogen, und werde Ihnen solches vortragen.

Es ist aus diesen Erfahrungen eine Probe einer neuen Eintheilung der Theile des menschlichen Körpers entsprungen, wobey ich mich keiner andern Benennungen bediene, als daß ich die Theile des Körpers in reizbare und empfindliche unterscheide, und sie von denen absondere, welche weder reizbar noch empfindlich sind. Eine Theorie aber, warum beyderley Eigenschaft in diesen Theilen nicht ist, in andern Theilchen des menschlichen Körpers hingegen statt findet, eine solche Theorie, sage ich, kann ich nicht versprechen; denn ich bin überzeugt, daß die Quelle dieser beyderley Kraft in dem innersten Baue ver-

borgen

borgen liegt, und daß sie viel zu subtil ist, als daß man sie mit Hülfe des anatomischen Messers, oder des Vergrößerungsglases, entdecken könnte. Von dem aber, was sich nicht mit dem Messer oder dem Microscop entdecken läßt, mag ich nicht viel muthmaßen, sondern mich ganz gern enthalten, dasjenige zu lehren, was ich selbst nicht weiß. Es ist eine stolze Art der Unwissenheit, andere da führen wollen, wo man selbst nichts sieht.

Um so vielmehr aber habe ich mir vorgenommen, die Materie meiner Abhandlung selbst auszuführen, weil diejenigen Veränderungen, welche aus meinen neuen Versuchen folgen, von einem weitläuftigen Umfange sind, und einen Einfluß in die ganze Physiologie, Pathologie und Chirurgie haben; und weil dasjenige, was ich durch Versuche gefunden, den angenommenen Meynungen sehr zuwider ist. Und die stärkste Ursache, warum ich solche Grausamkeiten begangen, ist gewesen, weil ich leicht voraussehen konnte, daß die gegenwärtige Meynung wegen ihrer Unwahrscheinlichkeit niemand gefallen könne, der nicht überzeugt würde. Ich habe daher für nöthig gehalten, die Versuche zu wiederholen, und zu vervielfältigen, damit die Zweifler mit einer Menge einstimmiger Zeugnisse gleichsam überschüttet würden, und damit mich nicht etwa ein Irrthum, der zufälliger Weise entstehen könnte, betröge. Ich bin überredet, daß die größte Ursache der Irrthümer diese gewesen, daß sich die meisten Aerzte weniger, oder auch wohl gar keiner Erfahrungen bedienet, sondern an statt deren die Analogie zu Hülfe genommen.

Ich bin auch zu dieser Untersuchung dadurch noch mehr aufgemuntert worden, da ich gesehen, daß die Reizbarkeit von berühmten Männern solchergestalt angenommen worden, daß sie auf diese Wirksamkeit der Fasern ein fast allgemeines System der Bewegung in dem menschlichen Körper errichtet, und alle Verrichtung der Fasern, der Gefäße, der Nerven, der Muskeln, kurz, der ganzen menschlichen Maschine, von dieser einzigen Reizbarkeit hergeleitet haben: wie ich in der That aus des berühmten Herrn Johann Friedrich Winters im Jahre 1746 zu Franecker gehaltenen Rede, aus Herrn Johann Lups Diss. de Irritabilitate, aus Herrn Wilhelm von Magny und J. G. J. la Motte Saße, Ergo a Vasorum aucta aut diminuta irritabilitate omnis morbus gesehen. Und diese Meynung ist mit derjenigen nicht einerley, nach welcher alle Bewegung aus der Empfindung hergeleitet wird, und deren J. G. Krüger, E. Anton Nicolai, Robert Whytt, H. Fr. Delius, und andere große Physiologen zugethan sind.

Denjenigen Theil des menschlichen Körpers, welcher durch ein Berühren von außen kürzer wird, nenne ich reizbar: sehr reizbar ist er, wenn er durch ein leichtes Berühren, wenig aber, wenn er erstlich durch eine starke Ursache, sich zu verkürzen, veranlasset wird.

Empfindlich nenne ich einen solchen Theil des Körpers, dessen Berührung sich die Seele vorstellet; und bey Thieren, von deren Seele wir nicht so viel erkennen können, nenne ich diejenigen Theile empfindlich, bey welchen, wenn sie gereizet werden, ein Thier offen-

bare

bare Zeichen eines Schmerzes oder einer Beschwerlichkeit zu erkennen giebt. Unempfindlich nenne ich hingegen diejenigen Theile, bey welchen, wenn sie gleich gebrennt, gehauen, gestochen, und bis zur Zerstörung zerschnitten werden, kein Zeichen eines Schmerzes, kein krampfichtes Zucken, keine Veränderung in der Lage des ganzen Körpers, erreget wird. Denn es ist bekannt, daß ein Thier, welches Schmerzen empfindet, den leidenden Theil von der Ursache, die den Schmerz macht, wegzuziehen sucht, daß es den verletzten Schenkel an sich zieht, wenn es in die Haut gestochen wird sich schüttelt, und andere Zeichen von sich giebt, daraus man erkennet, daß es Schmerzen hat.

Meines Bedünkens kann einzig und allein aus den Erfahrungen erkläret werden, welcher Theil des Körpers empfindlich, oder welcher reizbar ist. Was aber die Physiologen und Aerzte von der Gegenwart dieser Eigenschaften, ohne darüber angestellte Erfahrungen, zu erklären unternommen, ist selbst die Ursache und Quelle der Irrthümer, nicht allein bey diesen, sondern auch bey andern Dingen, gewesen.

Da Boerhaave die Nerven für den wahren ersten Grundstoff des menschlichen Körpers angenommen hatte, so durfte er nicht viel weiter gehen, um auch dieses zu bejahen, daß kaum ein Theilchen des menschlichen Körpers sey, welches nicht empfinde oder sich bewege a): und diese Meynung, wider welche ich anderwärts verschiedenes erinnert b), ist fast durch ganz Europa angenommen worden.

a) Instit. rei medic. n. 301.

b) Comment. in Praelect. Boerh. l. c.

Die einfachen Theile des menschlichen Körpers sind die Nerven, die Schlagadern, Blutadern, die kleinen Gefäße, die Häutchen, Muskelfasern, Fasern der Sennen, der Bänder, der Knochen, und das zellichte Gewebe.

Die zusammengesetztern Theile sind die Muskeln, Sennen, Bänder, Eingeweide, Drüsen, große Behälter, Ausführungsgänge, große Puls- und Blutadern.

Dieses sey nur obenhin gesaget: denn wir brauchen diese Dinge hier nicht ausführlich und mit Fleiße durchzunehmen, weil wir bloß ein Verzeichniß der Theile des menschlichen Körpers geben.

Welche aber von diesen Theilen empfindlich sind, will ich nunmehro aus folgenden Versuchen lehren.

Ich habe bey lebendigen Thieren von mancherley Gattung und von verschiedenem Alter denjenigen Theil entblößet, von welchem die Frage war; ich habe gewartet bis das Thier ruhig gewesen, und zu schreyen aufgehört, und wenn es stille und ruhig gewesen, so habe ich den entblößten Theil durch Blasen, Wärme, Weingeist, mit dem Messer, mit dem Aetzsteine, (Lapis infernalis) Vitriolöle, mit der Spießglasbutter, gereizet. Ich habe alsdenn Acht gehabt, ob das Thier durch Berühren, Spalten, Zerschneiden, Brennen, Zerreißen, aus seiner Ruhe und seinem Stillschweigen gebracht würde; ob es sich hin und her würfe, oder das Glied an sich zöge, und mit der Wunde zuckte; ob sich ein krampfhaftes Zucken in diesem Gliede ereignete, oder ob nichts von dem allen geschähe. Ich habe die oft wiederholten Erfolge, so, wie sie ausgefallen sind, aufgezeichnet. Denn

was

was liegt mir daran, ob die Natur auf diese oder jene Art empfindet! oder was für eine Unbesonnenheit würde ich nicht begehen, was für einen Ruhm würde ich erwerben, wenn ich einen Erfolg erzählete, davon der allerleichteste Versuch, den ein anderer Zergliederer wiederholen könnte, das Gegentheil zeigte.

An der Ordnung der Versuche wird meines Bedünkens nicht viel gelegen seyn: ich fange also von der äußerlichen Haut (cutis) an. Denn von dem Oberhäutchen ist gewiß, daß es keine Empfindung hat, weil es leicht von dem rauchenden Salpetergeiste so gebrannt werden kann, daß es eine lange daurende gelbe Farbe an sich nimmt, und gleichwohl demjenigen, welcher den Versuch an sich anstellt, keine Beschwerung macht.

Der malpighianische Schleim kann bey den Versuchen schwerlich von den Oberhäutchen abgesondert werden. Ich habe also damit keine Versuche angestellt; weiß aber gewiß genug, daß er nicht empfindlich ist.

Die Haut ist empfindlich, und zwar unter den Theilen des menschlichen Körpers in einem überaus starken Grade: denn man mag sie reizen, wo man will, so wehklaget das Thier, es schüttelt sich, und giebt alle Zeichen des Schmerzes, so viel als in seiner Gewalt steht, von sich. Die Haut hat mir daher zum Maaße der Empfindlichkeit gedient: und denjenigen Theil des Körpers, wobey, wenn er gereizt wird, das Thier ruhig bleibt, da hingegen eben dasselbe Thier, wenn es an der daran liegenden Haut

gereizet wird, zeiget, daß es Schmerzen empfindet, habe ich als wenig empfindlich angenommen.

Das Fett und das zellichte Gewebe schmerzen nicht, wie bekannt, und von andern Schriftstellern gezeiget worden. Was vom Dionysius dem Tyrannen erzählet wird, und von den Schweinen den gemeinen Leuten bekannt ist, wenn man sie nämlich mit einer Nadel sticht, daß nicht eher Schmerz erreget wird, bis dieselbe durch das Fett durchgegangen, und das darunter liegende Fleisch berühret hat, kann hiervon ein zulängliches Exempel abgeben c).

Das Fleisch der Muskeln schmerzet, ob es wohl diese Eigenschaft vielmehr von den Nerven, als von sich selbst hat. Denn wenn man den Nerven eines gewissen Gliedes, wenn es nur einer ist, oder die vornehmsten Stämme, wenn es mehrere sind, bindet, so wird das ganze Glied unempfindlich; das Thier wird auch durch die Gewaltthätigkeit, welche man dem Gliede anthut, das durch die Unterbindung der Nerven seiner Freyheit beraubet worden, nicht gerühret. Daß aber alle Muskeln schmerzen, ist sehr wohl bekannt, ja auch die Höhlen und weit ausgespannten Muskeln, der Magen, die Gedärme, die Blase, sind hiervon nicht ausgenommen.

Schmerzet aber gleich der Muskel, so empfindet und schmerzet doch die Senne in der That nicht. Dieses ist das Erste, das ich den angenommenen Meynungen entgegen setze, und worinnen mir kaum jemand Beyfall geben wird. Denn alle, und die neue-

c) Comment. Boerh. T. III. n. 333. not. b.

neuesten Schriftsteller, ingleichen G. de la Faye d), L. Heister e), J. R. C. von Garengeot f), pflegen die Wunden der Sennen für die gefährlichsten und kaum für heilbar zu halten. Eben der Meynung sind auch Boerhaave und dieses großen Mannes Schüler und Nachfolger Gerhard van Swieten g), ingleichen Olaus Acrell h), und Franz Quesnai i) von den Wunden der Sennen.

Indessen werde ich so gleich zeigen, daß itzt besagte Meynung nicht völlig von mir herstammt: Denn daß eine Senne sehr unempfindlich sey, hat schon der sehr erfahrne Wundarzt, Hiob von Mekren k), der so gar die Senne der Kniescheibe zum Exempel anführet, erinnert. Daß einem lebendigen Hunde das Reizen der Sennen keine große Beschwerung gemacht, bezeuget Brianus Robinson l); und daß das Fleisch empfindlicher sey, sich auch bey Verletzung einer Senne keine Bewegung äußere, hat George Thomson m) wahrgenommen; eben dieses hat auch Joh. Daniel Schlichting n) beym

d) Bes. die neue Ausgabe des Dionysischen Werkes pag. 680. 681.
e) Instit. Chirurg. p. 423. edit. 1737.
f) Operat. de Chirurg. T. III. c. 7.
g) T. I. n. 163. p. 238.
h) om friska sor. p. 261. sqq.
i) de la suppur. p. 222.
k) Obs. c. 62.
l) animal oeconom. p. 90.
m) anatom. of human. bon. p. 170.
n) traumatograph. p. 213. Eph. Nat. Cur. Vol. VI. obs. 24.

beym Menschen und bey Hunden gesehen. Diese wenige aber haben viele und fast lauter besondere Exempel angeführet.

Ich habe meistens die Senne der geraden Ausstreckemuskeln (recti extensores) des Schienbeines, oder die Senne des Achilles entblößt, und gestochen; ich habe einen Theil der Fasern zerschnitten, ich habe einen Schnitt bis zur Hälfte gethan, und die ganze Senne so zerschnitten, daß die andere Hälfte ganz geblieben: welchen Zustand der Senne Boerhaave vornehmlich für gefährlich hält. Ich habe vom Jahre 1746 an an Hunden, Böcken, Ratten, Kazen, Kaninchen und sonst in mancherley Thieren, diesen Versuch mehr als hundertmal, und allezeit mit einerley Erfolge wiederholet.

Aus diesem Stücke von Versuchen erhellet auch, daß das gereizte Fleisch zwar krampfhaftes Zucken bekömmt, keinesweges aber die Senne; und daß, wenn man dieselbe gleich allenthalben sticht und reißt, dennoch keine Bewegung in dem Muskel erfolget: gleichwie überhaupt keine Zusammenziehung in der Senne wahrgenommen wird, wenn sich der Muskel zusammenzieht, wie ich wohl hundertmal, und vor mir schon Willis o), gesehen. Es ist also offenbar, daß in der Senne weder Werkzeug der Empfindung noch Bewegung sey.

Das Thier, dessen Senne gerissen, gebrannt, gestochen worden, ist allezeit ruhig geblieben, hat kein Zeichen

o) de motu muscul. p. 118. Man besehe hier auch des Baglio Werke p. 317.

chen eines Schmerzes von sich gegeben, und ist, wenn es losgelassen worden, und es ist auch nur ein geringer Theil der Senne ganz geblieben, leicht und ohne Beschwerung fortgelaufen. Ich habe einen Hund, dem beyde Sennen des Achilles halb durchbohret waren, auf beyden Hinterfüßen gehen, und einen Bock, dem beyde Sennen des Achilles zur Hälfte durchschnitten waren, frey laufen sehen. Bey einem andern Hunde, dem bloß der Solaeus ganz geblieben war, und bey dem die zerschnittenen Sennen der Wadenmuskeln (Gastrocnemii) sich in eine Art eines Knotens zurück gezogen hatten, habe ich, weil das Thier bewacht wurde, keinen Zufall beobachtet. Auch sind die Wunden aller Sennen sehr leicht und bloß durch Hülfe der Natur, ohne die geringste Arbeit und Mühe, ohne den geringsten Zufall, geheilet. Es ist also ganz und gar nichts wunderbares in derjenigen Beobachtung, welche G. de la Faye p), erzählet, da, nachdem die Senne des zweyköpfichten Muskels zerschnitten gewesen, keine Steifigkeit in dem Gliede erfolgt ist: auch ist es keine strafbare Kühnheit gewesen, da Johann Vesling q) und andere, die Sennen haben zusammen nähen lassen. Nachdem auch dieser Versuch an einem Hunde gemacht worden, so ist der Wundarzt Bienaise zu Unternehmung dieser Operation aufgemuntert worden r). Auch hat J. G. Zimmermann in der Aponevrose des Unterleibes, als sie mit Vitriolöle berüh-

p) Am angeführten Orte p. 681. Not. a.
q) Bes. die von Bartholin herausgegebenen Epist. posthum. p. n. XV.
r) Verduc oper. de chirurg. c. 32.

berühret worden, keine Empfindung wahrgenommen s).

Da ich diesen Erfolg gesehen, habe ich die Ursache leicht gefunden: in die Muskeln gehen Nerven; in die Sennen aber keine. Hieronymus Fabricius hat schon bekannt, daß er nicht glauben könne, daß der Nerve zur Senne gehe, weil er vorher in eine Art eines Häutchens ausliefe t); und Leeuwenhoek gesteht billig u), daß er durch das Mikroscop selten, und nur in der Oberfläche der Senne, Nervenfäserchen gesehen.

Da also von den Nerven alle Empfindung in dem menschlichen Körper herrühret, so ist es nichts Ausserordentliches oder Unwahrscheinliches, daß die von Nerven entblößte Senne nicht empfindet. Ich habe aber auch mehr als einmal bey den Menschen entblößte Sennen gesehen. Ich bin durch die an den Thieren angestellte Versuche so kühn geworden, daß ich bey einem jungen Menschen von Stande den an seiner Hand entblößten Beuger (Flexor) des dritten Gelenkes des Zeigefingers mit einer Zange anfaßte, da denn der Kranke nicht einmal empfand, daß er damit berührt wurde. Ich habe gesehen, daß die Senne des langen Supinators wegen einer Blutstürzung mit gewärmtem Terpentinöle umgossen worden, welches in der Haut den herbesten Schmerz gemacht; und doch keinen Zufall veranlasset hat, welches schon eine alte Erfahrung ist. Denn die Wundärzte haben vorlängst sehr warmes Oel, das in die Wunden der Sennen gegos-

s) In angef. Diss. p. 16.
t) De fabric. muscul. p. 27.
u) Epist. physiolog. p. 443.

gegossen wird, für ein herrliches Mittel gehalten: wovon doch gleichwohl die Senne, weil sie sowohl als die Haut davon berühret wird, stark schmerzen würde, wenn sie die geringste Empfindlichkeit hätte.

Wir wollen daher unsere Furcht vor den Wunden der Sennen, sie mögen gestochen, gebrannt, gehauen und geschnitten seyn, ablegen. Der Kranke wird, wenn er gleich eine grosse Senne verlören, hinken und das unvermögende Glied herum führen können: denn das ist offenbar, daß man die Glieder, wenn die Einfügungen der Muskeln in die Knochen zerschnitten worden, nicht mehr regieren kann. Außer dieser Lähmung aber hat man nichts zu befürchten, und auch diesem Uebel hat die Natur durch ein neues zellichtes Gewebe und durch die Nebenmuskeln so vorgebauet, daß öfters durch die zerschnittenen Sennen der Bewegung der Glieder nichts abgeht.

Woher ist aber die wunderbare Einstimmigkeit bey einem Irrthume so vieler Schriftsteller, welche sonst Gelehrsamkeit und vielerley andere Dinge billig verehrungswürdig gemacht haben, gekommen? Nichts scheint mir glaublicher zu seyn, als daß die Verwirrung unter den Aerzten daher rühret, daß sie *νευρος* sowohl für den eigentlichen Nerven, als für *τενον* und für *συνδεσμος* also für Nerve, Senne und Band genommen haben x). Auf einen verletzten Nerven aber folgen, wie gleich gesagt werden soll, die heftigsten Zufälle. Solchergestalt glaube ich, wenn beym Aderlassen in den Mediannerven und viel=

x) *Galen.* de vsu part. L. XV.

vielleicht bisweilen in einem Aste des Musculocutanei, welche vorher in die Medianader herunter gelaufen, zerschnitten geworden, daß die grausamen Zufälle davon hergerühret, welche der Senne des zweyköpfigten Muskels, worauf gedachte Ader liegt, zugerechnet worden sind. Ein berühmtes Exempel an dem Könige von Frankreich, Carln dem VIIII, ist bekanntermaßen vom Pareus beschrieben worden. Ferner, so müssen nunmehro die öftern Klagen über den tiefen Sitz der Paronychie in der Scheide der Sennen der Beugmuskeln, (flexores) die nur neulich vom R. J. C. Garengeot wiederholet worden y), und man wird die Schuld von den Sennen auf die grossen Nerven, welche hier und da nach der ganzen Länge des Fingers hinlaufen, werfen müssen.

Die zunächst an den Sennen liegende Theile sind die Bänder und die Kapseln der Gelenke (Capsulae articulationum): jene sind mit unter dem Namen νευρος beschrieben worden, diese sind sowohl wegen der gefährlichen Wunden an denselben, weil sie berühmte Männer beschuldiget, daß bey dem menschlichen Körper in ihnen vornehmlich der Sitz der Gicht und des Podagra wäre z).

Bey den Versuchen selbst habe ich einige Schwierigkeit gefunden; denn da man die Haut wegnehmen, und bey den engen Gelenken kleiner Thiere bey

y) Operat. de Chirurg. n. III. p. 286. 301. 302.

z) Boerhaave aphorism. de cognosc. et curand. morb. 1254. 1259. wo jedoch dieser berühmte Mann auch die Nerven mit als einen Theil annimmt, in welchen diese Krankheiten ihren Sitz haben.

bey nahe von einander zerren muß, damit die verwundende und reizende Kraft in die Höhlung des Gelenkes gebracht werden kann: so hat es oftmals geschienen, als wehklagte das Thier nur aus der Ursache, weil ihm die anhängende Haut berührt worden. Jedoch ist der Versuch öfters, auch mit den Giften, gelungen. Als die Einlenkung des Dickbeins mit dem Becken, oder die Kugel, voll Vitriolöl gegossen worden, so hat das Thier bey diesem gewaltigen Gifte, bey welchem ich doch gesehen, daß die davon berührte Gebährmutter eines Kaninchens innerhalb einer Minute verzehret worden, nicht geschryen. Einigemal habe ich auch in das Gelenke des Knies, woran man, weil es fast bloß liegt, eher etwas thun kann, mit Vitriolöle oder Spiesglasbutter getränkte Stäbchen gebracht; ich habe ferner die Seitenbänder die äußerliche und innerliche Fläche der Kapseln, die haversische Drüse, das Band der Kniescheibe gebrannt: und bey dem allen kein Zeichen einiges Schmerzes verspüret. Ja diese Wunden, welche insgemein für die schlimmsten gehalten werden, sind wunderbar glücklich geheilet: denn die verletzten Gelenke sind bey den Thieren bloß durch den Balsam des Speichels, oder auch wohl ohne denselben, geheilet worden. Die Versuche sind an dem Hunde, an der Katze und an dem Bocke öfters wiederholt worden. So hat schon vor diesem Wilhelm Mauquest de la Motte a) das Ausstreckeband des Schienbeins (Ligamentum extensorium) unempfindlich gefunden. Ich habe mich sonst einer Nadel

a) Chir. compl. n. 365.

del bedienet, welches leichter angeht. Man machet einen Schnitt in die äußere Fläche des Gelenkes, entblößet die Kapsel, die Kniescheibe, das von der Kniescheibe an das Schienbein laufende Band, und das äußerliche oder innerliche Seitenband. Alsdenn schabt man die äußere Fläche der Kapsel und des Bandes ab, und sticht mit einer Nadel in die innere Fläche, so daß die Spitze derselben in die Haut selbst geht. Auf solche Art hat man keine Empfindung eines Schmerzes von dem Thiere verspüret, bis die Spitze der Nadel durch die Kapsel des Gelenkes hindurch gewesen, und in das unter der Haut liegende zellichte Gewebe gedrungen. Ich habe diesen Versuch mit dem Messer und der Nadel gemacht, und öfters wiederholet.

Daher scheint es aus den erstaunlichen Schmerzen, welche Leute, die mit dem Podagra oder der Gicht behaftet sind, ausstehen müssen, daß der Sitz des Schmerzes, welchen man in der unempfindlichen Kapsel vergebens sucht, und an einem solchen Orte auch nicht findet, wo entweder gar keine, oder doch gewiß sehr schwerlich Nerven gezeiget werden können, in der Haut selbst, oder in den unter der Haut liegenden Nerven sey. Und die Natur hat billig die Empfindlichkeit von einem solchen Orte, wo eine beständige Bewegung vorgeht, weglassen wollen. Daher schreibe ich, wenn die Wunden in den Gelenken schwer heilen, solches der zufließenden ranzichten und faulenden Klebrichkeit zu, welche die Wunde der Kapsel nicht zuheilen läßt. Bey dem Hunde ist sie, obgedachtermaßen, nicht schwer geheilet.

Etwas ähnliches von den Bändern und Kapseln ist das Knochenhäutchen; und bey einer Frucht, wo dieses dicke und fleischichte Häutchen von Knochen zu Knochen in einem Stücke fortgeht, und in der Mitte das Gelenke in sich fasset, ist alles eins. Daher ist es mir gar nicht wunderbar vorgekommen, daß es die Natur derselben an sich hat, und ebenfalls unempfindlich ist. Ich habe unzählige Versuche am Schienbeine, am Dickbeine, an der Ferse, am Mittelfuße (Metatarsus), und endlich am Hirnschalenhäutchen, welches von der Art des Knochenhäutchens ist, angestellet.

Die Aerzte, Zergliederer b) und Wundärzte, welche anders denken, und ihre Meynung von den Alten herhaben, werden mir vergeben, daß ich ihnen hier widerspreche: sie werden das, was ich hier behaupte, und das fast wider die Meynung des ganzen menschlichen Geschlechts ist, nicht verwerfen, wenn sie den Ursprung der angenommenen Meynung in Erwägung ziehen, und unsere Versuche und Erfahrungen mit denen vergleichen wollen, woraus diese Meynung entsprungen ist. Ich habe wohl hundertmal das Knochenhäutchen gerissen, geschnitten, gebrannt, und das Thier ist ruhig geblieben, die jungen Zieckelchen haben ohngeachtet dessen gesogen, da sie doch, als man mit an die Haut gekommen, geschryen und Convulsionen bekommen haben. Ich sehe aber auch, daß Herr **W. Cheselden** bereits vor mir behauptet hat, daß das Knochenhäutchen unempfindlich sey.

b) *Winslow.* tr. des os frais n. 60. *Clopton Havers. Nesbit* human. osteogen. p. 6. *Phil. Ad. Boehmerus* osteolog. p. 31. *Duverney* tr. des Malad. des os II. p. 431.

Man darf sich auch nicht wundern, daß ein Theil nicht empfindet, in welchem ebenfalls keine Nerven gezeigt worden; und **Robert Nesbit** c) schweigt selbst davon stille: wiewohl er aus der vorausgesetzten Empfindlichkeit des Knochenhäutchens auf die unsichtbaren Nerven, die er nicht beweisen konnte, schließt. Denn die vielen Nerven, welche auf dem Hirnschalenhäutchen liegen, kommen nicht von dem zehnten, sondern von dem zweyten Paare der Halsnerven; sie laufen von den dritten und fünften Nerven zur ganzen Haut des Kopfes, und theilen derselben ihre Empfindlichkeit mit.

Ueber die Empfindung der **Knochen** ist gestritten worden, und ich habe auch keine eigene Erfahrungen hiervon: denn es ist schwer, bey der grausamen Pein, welche bey entblößten Knochen nicht wegbleiben kann, neue Schmerzen zu unterscheiden. Daß die Zähne Empfindung haben, ist bekannt; eben die Ursache aber, welche mich überredet, daß in den Zähnen Empfindung ist, überredet mich zugleich, daß in den Knochen keine ist. Denn man kann die kleinen Nervchen, wo sie in ihr Loch hineingehen, leichte zeigen. Ich habe bey großen Knochen niemals einen Nerven gefunden d), welcher mit der Puls- und Blutader durch den Kanal des Knochens gegangen wäre; und meine vielen Untersuchungen der Pulsadern müßten mich doch auf Nerven geführet haben, wenn welche vorhanden wären; wenigstens in der so weiten und entblößten

c) Am angeführten Orte.

d) Nerui ad offa nulli *Riolan.* Enchirid. p. 425. *Al. Montoo.* l. c. p. 16.

blößten innern Fläche der Hirnschale, und in den zubereiteten Stücken der nährenden Pulsadern des ganzen Körpers. Zwar schreibt Anton Deidier e), daß die in ein Fleisch aufgelöseten Knochen eine gewaltige Empfindung hätten. Allein bey einer so großen Krankheit kann leicht ein Irrthum vorgegangen seyn: und Franz Imbert f) ist ein gegenseitiger Zeuge hiervon. Ich habe in der That bey sehr gesunden Menschen, die wohl bey Sinnen gewesen, die Hirnschale, ohne daß sie Empfindung gehabt, mit dem Trepane durchbohren sehen.

Daß das innere Mark stark schmerze, haben die meisten, als H. von Deventer g), Ambrosius Pareus h), und Joseph Duverney i) geschrieben: allein es ist sehr unwahrscheinlich, sowohl weil es eine Fettigkeit ist, als weil niemand Nerven in dem Marke gesehen hat.

Von der Art des Knochenhäutchens ist das harte Häutchen, welches sowohl das Gehirn bedecket, als über den Knochen gespannet ist, und durch Gefäße anhängt, auch in Vertiefungen (puteos) der Hirnschale Pulsadern abgiebt, so wie die Pulsadern von den Knochenhäutchen in die Vertiefungen der Ansätze (Epiphyses) der Knochen zu gehen pflegen. Wenn also gleich die Zergliederer diesem Häutchen einen prächtigen Namen geben, wenn ihm gleich

 Anton

e) anat. raiſ. p. 6. 7.

f) Quaeſt. med. XII. p. 33.

g) van Beenſickten p. 80.

h) adminiſtr. anat. p. 83.

i) Mem. de l'acad. des Scienc. 1700. p. 205. wobey auch eine Erfahrung angeführet wird.

Anton Pacchio oder George Baglio eine dem Herzen ähnliche Kraft zuschreibt; wenn gleich die Aerzte gemeiniglich den Sitz der schwerereſten Krankheiten in dieselbe setzen: so ändern diese Meynungen doch die ewige Natur der Dinge nicht.

Ich habe anderwärts gezeiget, daß das harte Häutchen, wie die übrigen Decken des menschlichen Körpers, aus dem dichter gewordenen zellichten Gewebe entstehe k): welche Analogie auch Herrn Joh. Gottfr. Zinns, eines fleißigen Zergliederers und unsers werthesten Freundes l), ingleichen J. George Zimmermanns m) und endlich meine eigene Erfahrung, vielfältig bestätiget haben; daß nämlich dieses harte Häutchen, welches eine ihren Abstämmlingen nicht unähnliche Mutter ist, mit Vitriolöle, Spiesglasbutter, Salpetergeiste, gebrannt, mit dem Messer geschnitten, oder mit einer Zange zerrissen, und auf alle Art und Weise verletzt werden könne, ohne daß das Thier etwas dabey leidet, oder die geringste Empfindung einer Gewaltthätigkeit zu erkennen giebt. J. G. Zinn, und unser berühmter Mitbruder, J. Friedrich Mekel, haben bey einem Menschen, bey dem durch den Beinfresser der Hirnschale die harte Hirnhaut entblößt worden war, gleichfalls unempfindlich gefunden. Allein auch die ältern Aerzte, als J. B. Carcan n), und vor ihm Galen selbst, sind, wenn sie geschrieben, daß die harte Haut die schärf-

k) Prim. Lin. physiol. n. XI.

l) Experim. circa corpus callosum cerebellum etc. Getting. 1749. p. 28. sqq.

m) p. 6. l. c. etc.

n) De vulner. cap. p. 139.

schärfsten Arzneyen vertragen könne und erfordere, ohne Zweifel durch die Erfahrung selbst erinnert worden. Daß aber die Decke des Gehirns kein Muskel sey, zeigt die Vergleichungsanatomie. Bey dem Zitterfische (Torpedo) ist die harte Hirnhaut so hart als Knorpel o).

Da dieses Häutchen so unempfindlich und so unbeweglich ist, wer kann glauben, daß der Sitz der Kopfschmerzen darinnen sey, oder daß es durch seine Kräfte dem Herzen die Geister zuführe? Die französischen Wundärzte haben daher mit Rechte die Kühnheit, und schneiden dieses Häutchen ohne Bedenken auf, so oft als ausgetreten Blut oder Eiter darunter liegt. Man kann auch den Sitz der Hirnwuth (Phrenitis) oder der Tollheit nicht wohl in die harte Hirnhaut setzen, wo man nicht behaupten will, die Mängel dieses Häutchens schadeten dem daran liegenden Theile des Gehirns.

Es wird nicht unnütze seyn, wenn wir hier ein wenig von dem Wege abweichen. Daß bey dem allen das Gehirn eine Bewegung habe, und daß dasselbe wechselsweise auf und niedersteige, behauptet J. Daniel Schlichting p) wider die Sophisten, und ist auf die Leute, welche das Gehirn unter die unbeweglichen Theile des Körpers setzen, nicht mittelmäßig böse. Ich wundere mich über die Kühnheit dieses Mannes, da ich gewiß gewußt, wie fest die harte Hirnhaut an der Hirnschale hängt, und wie voll gepfropft der ganze Kopf ist, daß nichts weiter hinein

o) Steph. Lorenzini.

p) Memoir. presentés T. I. p. 114. sqq.

kann: und ich glaubte, man könne ihn zwar nicht durch das Ansehen anderer Schriftsteller, oder aus Gründen (a priori) widerlegen, jedoch aber ihn mit den Waffen selbst angreifen, mit welchen er uns bestreitet. Ich machte daher bey Hunden Löcher in die Hirnschalen, welches mit einem spitzigen Meißel und Hammer ziemlich bequem, und besser als mit dem Trepan, wodurch auch das Gehirn in einem weitern Umfange entblößet wird, geschehen kann. Ich habe den Versuch an Hunden, Böcken, Ratten, Fröschen, Katzen und andern Thieren oftmals wiederholet, und in der harten Hirnhaut, oder vielmehr in dem ganzen Gehirn eine Bewegung gefunden, dergleichen Schlichting beschrieben. Ich habe nämlich wahrgenommen, daß das Gehirn bey dem Ausathmen in die Höhe, und unter dem Einathmen nieder steigt. Ich habe es, glaube ich, wohl zwanzigmal gesehen: denn ich habe bloß wegen dieser Bewegung wohl über dreyßig Versuche angestellet, und sowohl ich, als Herr Walsdorf, welcher von diesem Versuche ehestens ein besonderes Werkchen schreiben wird, haben dieselbe gesehen.

Diese Sache machete keinen geringen Eindruck bey mir; nicht etwa weil es mich verdroß, daß ich widerlegt war: denn sollte ich mich nicht freuen, so oft als ich einen Irrthum ablege, und das Wahre, als das Schönste aller Sachen, gleichsam in einem neuen Lichte sehe?

Ich war unzufrieden, daß ich keinen Grund einsahe, wie das Athemholen mit der Bewegung des Gehirns in einer Verbindung stünde: denn wir empfinden ein Misvergnügen, wenn wir eine Sache so

wenig

wenig begreifen, daß sie uns gar andern Dingen zu- widersprechen scheint.

Allein eine wiederholte Beobachtung hat allen diesen Widerspruch aufgehoben. Die harte Hirnhaut und auch das Gehirn, beweget sich nicht, wenn man nicht die Hirnschale wegnimmt, und folglich das wenige Hinderniß aus dem Wege räumt, welches dieser Bewegung des Gehirns bey einem lebendigen und gesunden Thiere widersteht. Schlichting gestehet selbst, daß es nicht bewegt werde q). Ja die Bewegung im Gehirne zeigt sich erst lange nicht, bis man die harte Hirnhaut mit dem Finger oder einem Instrumente von der Hirnschale losmacht, und dadurch von dem Zusammenhängen mit den Knochen der Hirnschale, wodurch sie unbeweglich gemacht wird, befreyet. Man kann auch von dieser Uebereinstimmung des bewegten Gehirns mit dem Athemholen nicht auf einen lebendigen und gesunden Menschen schließen. Denn wenn sich die harte Hirnhaut nicht bewegt, so lange als sie fest an der Hirnschale hängt, und wenn nur erstlich alsdenn das Gehirn bey dem Ausäthmen in die Höhe gehoben wird, wenn die harte Hirnhaut von der Hirnschale abgelöst ist: so beweist die Erfahrung nichts von dem Zustande eines gesunden Menschen, bey welchem dieses Häutchen allezeit an der Hirnschale hängt.

Ferner so habe ich gefunden, daß dieses in dem Gehirne nichts besonderes ist; sondern bey wiederholten Versuchen gesehen, daß sich beyde Stämme der Hohlader in der ganzen Brust und dem Unterleibe,

q) An angeführtem Orte p. 116.

leibe, die Schlüsselblutadern (Subclauiae), der obere Theil der Leberader (Basilica), und endlich die Drosseladern (Jugulares), ebenfalls wechselsweise bewegen, und daß ihre Bewegung beständig mit dem Athemholen übereinstimmet. Denn alle diese Blutadern schwellen bey dem Einäthmen auf, und sehen von dem durchscheinenden Blute viel blaulichter aus: sie werden aber offenbar platt, bleich und leer, so bald als das Thier Athem holet. Was also J. D. Schlichting gesehen, ist dem Gehirn im geringsten nicht eigen, und scheint einzig und allein von der Leichtigkeit herzurühren, mit welcher das Blut aus der rechten Herzkammer in die erweiterte Lunge läuft: daher leeren sich auch, wenn Athem geholet wird, die Hohladern in das Ohr und in die rechte Herzkammer, welche alsdenn geraumer ist, aus r). Unter dem Ausäthmen geschieht in allen das Gegentheil; die zusammen gepreßte Lunge widersteht dem Herzen, und das Blut des Herzens widerstrebet dem Blute der Glieder: daher schwellen die großen Blutadern, unter welchen die Drosseladern sind, so sehr auf, und das Gehirn wird von dem zurück gehaltenen Blute so stark aufgetrieben s). Es ist uns nicht unbekannt, daß durch ein lange anhaltendes Einäthmen, welches nach unserm Willkühr geschehen kann, selbst das Blut, welches sich durch die Lunge beweget, aufgehalten wird t). Nur das aber behaupten wir, daß bey dem natürlichen Laufe des Athem-

r) prim. lineae physiol. n. 292.

s) An angeführtem Orte n. 297.

t) Eben das. n. 294.

Athemholens das Blut zu der Zeit, da wir einäthmen, leichter in die Lunge kömmt: wiewohl nach Erfüllung derselbigen und verhinderten Durchgange des Blutes in die linke Herzkammer, endlich diese von dem Einäthmen entstandene Beschaffenheit der Lunge, sowohl eine allzu große Erweiterung der rechten Herzkammer, als in den Blutadern eine Stockung des Blutes verursachet.

Es wird mir erlaubet seyn, nur noch dieses beyzufügen, daß die Aderhöhle, welche längst dem sichelförmigen Fortsatze hinläuft, nicht schlägt, auch wenn die Hirnschale weggenommen ist; und daß auch ihr Blut, wenn ein Schnitt in dieselbe gemacht wird, nicht sprungweise heraus läuft, sondern in einem beständigen gleichen Flusse, wie bey den Blutadern zu geschehen pfleget, bleibt. Was also anderwärts wider das Schlagen der Aderhöhlen des Gehirns von mir geschrieben worden u), wird hier durch diese Erfahrungen bestätiget. Allein auch bey der harten Hirnhaut, die voll Gefäße ist, und überall von Blutadern starret, die sie abgiebt, und welche vornehmlich aus der Oberfläche der großen Aderhöhle heraus gehen, ist nichts von dem Wachse in der Aderhöhle gefunden worden, wovon doch die Pulsadern so stark aufgeschwollen waren.

Nach den Aerzten aus der stahlianischen Schule, und anderer, vornehmlich dem Gohl, denen die Lebensgeister verhaßt sind, soll sie die Natur der Nerven so weit besitzen, daß die Hirnhäute selbst das Werkzeug der Empfindung wären, und wenn sie von den Gegen-

u) Comment. ad instit. *Boerh.* n. 235.

Gegenständen erschüttert würden, wie die Saiten zitterten. Diese Theorie bin ich auf mancherley Weise durchgegangen, und habe sie widerleget; und ich sehe, daß meine Beweise nicht nur dem gelehrten Hrn. Malcolm Flemming gefallen haben, sondern auch, daß die neuesten Vertheidiger der Meynung sind, daß die Seele den Körper regiere, die verstoßenen Geister wieder annehmen: worinnen ein neulicher Schriftsteller von der andern Secte, Robert Whytt, selbst bestimmt.

Indessen hatte ich noch einen vollkommenern Beweis, daß das Vermögen der Empfindung, was für eines es auch wäre, nicht in den Häutchen der Nerven sey. Und von der harten Hirnhaut ist, wie ich genugsam weiß, klar, daß sie die äußerliche Umkleidung der Nerven nicht ausmache, und gleichwohl haben die meisten Zergliederer dieses Häutchen für die Umkleidung der Nerven gehalten. Es ist aber noch das dünne Hirnhäutchen übrig, welches die einzelnen Markschnürchen, die dem kleinsten Faden gleich sind, in sich faßt und umgiebt, dergleichen fast hundert in einem Stamme des fünften Paares der Nerven sind. Wenn ich zeigen werde, daß dieses dünne Hirnhäutchen ohne Empfindung sey, so scheint nicht ein Schatten eines Grundes übrig zu bleiben, warum man den Nervenhäutchen die Empfindung, welche in dem Marke ihren Sitz hat, zuschreibt. Ich habe einen Versuch an Hunden und Böcken angestellt, und ihn oftmals wiederholet.

Ich habe die harte Hirnhaut von der Hirnschale und von dieser Haut wiederum das dünne Hirnhäutchen entblößt: dieses habe ich mit Spiesglasbutter

bestri-

bestrichen, denn das Vitriolöl verschlingt gleichsam die Häutchen zu begierig und verzehrt sie; mit dem Messer aber läßt sich das dünne Hirnhäutchen schwerlich reizen, ohne das Gehirn dabey zu berühren. Das mit der glänzenden merkurialischen Rinde überzogene dünne Hirnhäutchen wurde verbrannt, ohne daß das Thier im geringsten gewehklaget, noch den Körper beweget, noch Convulsionen bekommen hätte. Stach man aber in das Gehirn, es mochte nun langsam oder geschwind geschehen, so erfolgten die heftigsten Convulsionen, welche den Körper des armen Thieres fast wie ein Bogen zusammen krümmeten.

Wenn das dünne und harte Hirnhäutchen, wenn das Knochenhäutchen, ohne Empfindung ist, so scheint auch offenbar zu seyn, daß die andern Häutchen ebenfalls nicht empfindlich sind. Und da ich auch zu dem Ende das Darmfell von den geraden Muskeln entblößet, welches von mir oft wiederholet worden; da ich das Ribbenfell von den Muskeln zwischen den Ribben und den Nerven befreyet, welches zwar ein schwerer Versuch ist, den ich aber doch einigemal gemacht, und zwar sehr glücklich an einem Zieckelchen, welches ein gelassenes Thier ist; da ich ferner in den Herzbeutel (Pericardium) geschnitten oder denselben gereizet: so habe ich nicht die geringste Empfindung, noch die geringste Veränderung bey dem Thiere wahrgenommen. Herr Storch hat, als demselben das Darmfell mit einer dreyschneidigen Nadel durchstochen worden, nichts gefühlet, wie aus der aufgezeichneten Historie seiner Krankheit, woran er gestorben, erhellet. Ich höre so viele gelehrte Männer hierwider schreyen, welche

den

den Siß des gewiß sehr heftigen Schmerzes bey dem Seitenstechen in das Ribbenhäutchen gesetzt haben, und denen wir die Gründe ihrer Meynung selbst untergraben, wenn wir behaupten, daß das Ribbenfell ohne Empfindung sey. Was kann ich aber anders erzählen, als was ich gesehen?

Es darf auch niemanden allzu widersinnisch scheinen, was wir einigen Krankheitslehrern entgegen setzen. Hermann Boerhaave x) hat vorlängst bemerket, daß das Ribbenfell, wenn wir einäthmen, vielmehr erhoben werde, indem die Ribben näher zusammen kommen, und deren Zwischenräume sich vermindern; da sie hingegen bey dem Ausäthmen von einander gezogen werden, und das Ribbenfell ausgedehnet wird. Bey dem Seitenstechen aber haben die Patienten, wenn sie einäthmen, Schmerzen: sie haben daher Schmerzen, wenn das Ribbenfell weniger leidet, und hingegen weniger Schmerzen, wenn es ausgespannt wird.

Unser großer Lehrer pflegte daher den Siß des Seitenstechens nicht in das Ribbenfell zu setzen; er fügte hinzu, daß die Muskeln, welche die Ribben anziehen, dabey entzündet zu seyn schienen: uns aber ist hinlänglich, wenn wir sagen, daß die größten zwischen den Ribben befindlichen Nerven, es mag nun seyn auf was für Art es wolle, leiden.

Von dem Mittelfelle (Mediastinum) ist ebenfalls außer Zweifel, was von dem Ribbenfelle geurtheilet worden; weil es überdieß sehr zart und dem Netze sehr

x) In den Vorlesungen, die unter dem Titel: Praxis medica 1745. herausgekommen sind, T. IV. p. 162.

sehr ähnlich ist. Denn alle diese Häutchen sind ohne Nerven, und von der Natur des zellichten Gewebes: sie sind also billig ohne Schmerz.

Wir wollen mit Untersuchung der Häutchen weiter gehen. Die Puls= und Blutadern scheinen nicht zu schmerzen; sie scheinen, sage ich: Denn wenn man einen Nerven reizt, oder anfaßt, so wehklaget das Thier; wenn aber eine Pulsader ergriffen wird, so empfindet es nicht. Ich will hierbey der Nerven nicht vergessen, welche in den Häutchen der Hals- Zungen- Schlaf- Schlund- Lefzen- thyroidischen Pulsader (Arteria carotidis, lingualis, temporalis, pharyngea, labialis, thyroidea) und Aorte bey dem Herzen von uns gezeigt zu werden pflegen, auch nicht weiter zu gehen scheinen. Es ist billig zu glauben, daß an diesen Oertern die Pulsadern empfinden, in so fern Nerven an denselben liegen; übrigens aber eine stumpfe oder gar keine Empfindung haben. Die Menschen selbst, denen ich die Pulsadern habe unterbinden lassen, und deren es nicht wenige gewesen, haben niemals über das Band wenn es angezogen worden, geklaget.

Daß die Häutchen des Magens und der Gedärme, welche die Natur der äußerlichen Haut an sich haben, empfindlich sind, versteht sich leicht. Solchergestalt ist das nervichte Häutchen der Blase, die auch von der Haut selbst abstammt, und von der Natur der Harngänge, Mutterscheide und Gebährmutter ist, empfindlich.

Daß das Herz auch empfindet, erhellet nicht aus meinen, sondern aus anderer Erfahrungen: es ist aber auch ein Muskel und hat Nerven. Ich selbst habe

habe keine Erfahrung davon: denn bey einem Thiere, dem man die Brust öffnet, kann man sich kaum Hoffnung machen, daß es bey einer so großen Marter von einer andern leichten Empfindung gerühret wird.

Hingegen was die eigentlichen Eingeweide anbetrifft, die Lunge, die Leber, die Milz, die Nieren, so habe ich aus Erfahrung, daß sie entweder gar keine, oder doch eine sehr stumpfe Empfindung haben: denn ich habe bey allen, wenn ich sie gereizet, oder Stückchen davon heraus geschnitten, oder mit dem Messer hinein gestochen, nichts ähnliches einer Empfindung erfolgen sehen. Hiervon können die Versuche des Herrn J. G. Zimmermanns y), welche dieses ebenfalls bestätigen, nachgesehen werden. Daher kömmt es, daß die Geschwüre in der Lunge unschmerzhaft sind, und ein in den Nieren befindlicher Stein öfters sehr lange Zeit verborgen bleibt, und nicht erkannt wird.

Wollte jemand einwenden, diese Eingeweide hätten Nerven; so werde ich darauf antworten: diese Eingeweide scheinen nicht ganz und gar ohne Empfindung zu seyn; diese Empfindung ist aber stumpf, wie in einem jedweden Theile, der in Ansehung seiner Größe sehr wenig Nerven hat. Denn alle Eingeweide haben große Gefäße und kleine Nerven; auch die Leber, die Milz und die Nieren besonders.

Die Drüsen überhaupt haben eine stumpfe Empfindung, die sie von den Nerven, welche sie öfters durchlaufen, bekommen. Daher sind die Verhärtungen

y) Am angeführtem Orte p. 17.

tungen und Sackgeschwülste (tumores cystici) unschmerzhaft. Und es ist zu verwundern, daß nur neulich Herr Theophilus von Bordeu, ein scharfer Richter anderer Schriften, viele Nerven der Drüsen als ausgemacht voraus setzen, und auf dieser Voraussetzung ein ganzes Lehrgebäude errichten können, in welchem gelehret wird, daß die Drüsen ihren Saft nicht durch eine Zusammenpressung, sondern durch eine Reizung abscheiden. Daß aber in die größten Drüsen, und die Brustdrüse (Thymus) keine Nerven laufen, welche bekannt wären, daß die thyroidische Drüse kleinere Nerven habe, als irgend ein Muskel, der zehnmal kleiner ist, und daß es keine Drüse giebt, die einen größern Nerven bekömmt, läßt sich leicht zeigen. Ferner so wird man auch finden, daß bey offenem Munde, ohne den geringsten Hunger nach Speise der Speichel bloß von dem Antriebe des zweybäuchichten Muskels hervor quillt, wovon die Erfahrung leicht anzustellen ist. Die Brüste sind von der Art der äußerlichen Haut und überhaupt nervicht.

Das männliche Glied ist, weil es hauticht und nervicht, empfindlich, und übertrifft in Ansehung der vielen Nerven leichtlich alle andere Theile des Körpers. Die Zunge hat eine scharfe Empfindung, daher fühlt sie nicht nur, sondern schmeckt auch, und ist mit sehr starken Nerven versehen. Eine gleiche Empfindlichkeit hat auch das Auge, vornehmlich das netzförmige Häutchen, welches so gar von dem Lichte verletzet wird, wie man aus dem Schmerze und aus der Entzündung, die die blitzenden Sonnenstrahlen nach sich ziehen, abnehmen kann. Auch das Aderhäutchen

häutchen (Choroidea) und der Regenbogen scheinen Empfindung zu haben. Bey der Hornhaut aber sehe ich nicht, daß sie Nerven hat: denn sie kann öfters ohne Schmerz mit einer Nadel durchstochen werden; daß auch die Empfindung nicht so wohl in dem Regenbogen, als vielmehr in dem netzförmigen Häutchen sehr scharf sey, beweise ich folgendermaßen. Man öffne einem lebendigen Thiere mit einer spitzigen und dünnen Nadel die Hornhaut; man reize oder zerschneide den Regenbogen, so wird er sich nicht so sehr zusammenziehen, als wie er sich von der geringsten Hinzukunft eines neuen Lichtes zusammen gezogen haben würde. Man sieht daher, daß der Regenbogen nicht deswegen enger wird, weil er selbst empfindlich ist; sondern deswegen, weil das netzförmige Häutchen leidet. Eben dieses erhellet aus dem schwarzen Staar (Amaurosis), da der ganze Regenbogen unbeweglich ist, weil der Sehenerve unbrauchbar geworden, und daher das netzförmige Häutchen die anstossenden Lichtstrahlen nicht empfindet.

Endlich so muß wohl der Sitz der schärfsten Empfindung in dem Nerven, als der Quelle aller Empfindlichkeit seyn. Denn wenn man denselben berühret, reizet, ja nur bindet, so ist es demjenigen, welcher es nicht erfahren, unglaublich, was für eine große Beängstigung und Schmerz die Thiere zu erkennen geben. Und ich habe erfahren, daß bloß durch Unterbindung der größern Nerven, nicht allein des achten Paares, sondern der Glieder selbst, nach einigen Tagen die Hunde gestorben; woraus ich selbst mehr als jemals die Unterbindungen solcher großen Nerven bey Ablösung eines Gliedes zu fürchten angefan-

gefangen. Ein zerschnittener Nerve aber hat, wenn man ihn unter dem Orte, wo er durchschnitten worden, gereizet, bey dem Thiere keine beschwerliche Empfindung erreget. Es scheint daher nicht, daß die Empfindung durch das Zusammenlaufen des einen Nerven in den andern (Anastomosis) fortgepflanzet werde.

Wir haben also gesehen, welche Theile empfindlich sind; die Nerven nämlich, und die Theile des Körpers, welche viele Nerven haben: diese aber verlieren alle ihre Empfindlichkeit, so bald als der Nerve, der in einen solchen Theil geht, gedrücket, unterbunden, oder zerschnitten wird. Die Versuche sind so bekannt, daß es hinlänglich seyn wird, wenn ich meine Leser auf die Erläuterungen über den Boerhaave verweise z). Der Nerve empfindet also allein, und bey dem Nerven weder das harte, noch das weiche Häutchen; sondern einzig und allein die markichte Substanz, welche aus dem Gehirne kömmt, und von dem weichen Hirnhäutchen umkleidet wird.

z) De irritabilit. n. 284. not. g.

Der II Abschnitt folget künftig.



* *

II.

Herrn Anton Leprotti Sendschreiben an Hrn. Jacob Bartholomäus Beccari, von einer Beutelgeschwulst an der eigenen Lungenschlagader und andern anatomischen Wahrnehmungen.

Aus den Comment. Bonon. T. I. pag. 345 ff.

Mein Herr!

Das Andenken der besondern Gewogenheit, die sie für mich hegen, ist mir jederzeit höchst angenehm: und ich wollte daher sehr wünschen, daß sie ehegestern hier gewesen wären. Denn, gleichwie sie, als ich mich zu Bologna aufgehalten, unsern anatomischen Uebungen gütigst beyzuwohnen pflegten: so würden sie itzt eine, meines Erachtens sehr seltene, mir aber und dem wackern Herrn Johann Bianchi, dessen vortreffliche Gemüthsgaben ihnen vollkommen bekannt sind, ganz neue und unerhörte Zergliederung nebst uns gesehen haben. Wir

haben

haben nämlich eine Beutelgeschwulst an der eigenen Lungenschlagader (arteria bronchiali) angetroffen, die mit einer Blutgeschwulst begleitet war. Von dieser nun habe ich mich entschlossen, ihnen sogleich Nachricht zu ertheilen, damit sie sehen, daß es mir niemals an Bereitwilligkeit fehle, ihnen zu dienen. Daß ich aber nicht, ich sage nicht lateinisch, sondern italienisch schreibe, ungeachtet ich dieses die ganzen vierzehn Jahre, da wir uns doch, wie es die Gelegenheit mit sich gebracht, öfters durch Briefwechsel mit einander besprochen haben, niemals gethan habe: dieses geschieht in der Absicht, um mich bequemer und kürzer auszudrücken; weil ich glaube, die anatomischen Kunstwörter würden mir, wegen der hergebrachten Gewohnheit, sie lateinisch zu lernen, leichter beyfallen. Es haben mich aber auch noch andere Ursachen von dieser Sprache abgeschrecket. Doch dero unglaubliche Stärke und Liebe gegen mich richtet mich auf und machet mir Muth.

Da wir aus gewissen Zeichen voraussahen, daß der Sitz der Krankheit im Oberleibe wäre: so zergliederten wir fast nichts als dessen Höhlen. Wir öffneten also zuerst die rechte Seite, weil wir glaubten, daß diese ohne Mangel wäre; damit wir desto sicherer und leichter zu der entgegengesetzten schadhaften kommen konnten. Hier nun fanden wir einiges blutiges Salzwasser, und der untere Lappen der Lunge war an das Zwerchfell angewachsen: die zween übrigen Lappen aber waren gleichsam mit starken Bänden, wie man öfters beobachtet, an die Ribben befestiget. Als wir hernach die linke Seite öffneten, fanden wir sehr vieles Blut. Denn da wir das Brustbein auf-

 huben,

huben, fieng der dünnere und wässerichte Theil des Blutes an heraus zu laufen, welcher auf dem dickern und bereits geronnenen schwamm, wie bey dem Blute, welches sich nach einem Aderlasse gesetzt hat, und kalt worden ist, zu geschehen pflegt. Nachdem wir dieses ausgeschöpfet hatten, sahen wir, daß die Lunge, welche dem Augenmaaße nach fast um den dritten Theil kleiner als die rechte war, an die Ribben durch die bereits gedachten Bänder, und vermittelst der Beutelgeschwulst, die ich wegen der Aehnlichkeit der Substanz nicht besser als Parenchyma zu nennen weiß, wie auch unser Herr Bianchi für gut befand, sehr fest an das Zwerchfell angewachsen war. Dieses Parenchyma, welches, wo es am dicksten, über zween Querfinger dick war, umgab den aufwärtsgehenden Schlund, nebst der Luftröhre und den aufsteigenden Blutgefäßen, bis an die Schlüsselbeine; herunterwärts aber lief es über die Aorte und das nervichte Stück des Schlundes hinweg, bedeckte besonders den linken Theil des Zwerchfelles oben und unten, gieng bey dessen äußern Anhängen in den Bauch, und hieng an der obern Seite des Magens an, vier Querfinger von dem Orte, wo der Schlund in denselben eingefüget ist. Als wir daher den Ort sucheten, woher eine solche Menge frisches Blut gekommen war, so konnten wir denselben nicht finden, bis wir den Herzbeutel, in welchem, wie natürlicher Weise zu geschehen pflegt, etwas weniges von Feuchtigkeit enthalten war, aufgeschnitten, und den Anfang der Aorte entblößet hatten. Diese nun schnitten wir hernach unter ihrem Bogen der Länge nach auf, und fanden, als wir den Finger hineinsteckten, ein Loch, welches der Luftröhre

gegen

gegen über war, nämlich da, wo die Schriftsteller angegeben haben, daß die eigene Lungenschlagader in sie hineingeht, und welches zur linken Höhle der Brust gehörete. Wir urtheileten also, das Blut wäre aus diesem Orte, oder aus diesem Loche herausgeschossen; weil die Aorte, als wir durch die gemachte Oeffnung hineinsahen, innerlich allerwegen unverletzt war: und es fand sich bald hernach auch wirklich so. Indessen dachte ich, (denn sie werden erlauben, daß ich bey einer dunkeln Sache das thue, wodurch ich ihnen meine Meynung besser erklären kann) ich dachte, sage ich, die eigene Lungenschlagader wäre ehedem bey ihrem Anfange zersprenget oder sehr geschwächet worden, und das Blut wäre daher durch die Zwischenräume der Fasern und Häute, aus welchen die Luftröhre, der Schlund, und die andern umliegenden Theile bestehen, sowohl aufwärts als unterwärts an der Aorte und dem Schlunde hingelaufen, worauf es nach und nach geronnen, und theils in Fasern, wie es seine Art ist, theils in Klumpen verwandelt worden. Wenn sie sich dieses vorstellen, werthester Herr Beccari, so werden sie vielleicht die Sache begreifen, die ich, da ich sie erklären will, nicht zu erreichen glaube. Ich muß ihnen also noch dieses sagen, daß bey dieser Person das in die Zwischenräume der Haut ausgetretene Blut nicht zu einem Stücke Fleisch geworden, wie wir ehedem bey Herzgewächsen (Polypis) gesehen haben, bey denen gleichsam viele Schichten Fleisch über einander lagen. Denn der schwarze Theil dieses Blutes, welcher dem ganzen Parenchyma eben diese Farbe gab, konnte, ungeachtet er hart geworden war, im warmen Wasser gleichwohl leichtlich aufgelöset

werden; die Fasern aber, in welchen dieses geronnene Blut selbst enthalten war, waren ohne einige Ordnung allerwegen in einander geflochten, und umgaben die Aestchen der über den Schlund hinlaufenden Nerven. Das Parenchyma selbst aber steckte in einem dünnen und weißen Häutchen, das wir für das gemeinschaftliche und äußere dieser Theile hielten, durch welche das Blut gleichsam destilliret war. Vermittelst dieses Parenchyma hieng der Herzbeutel mit dem Zwerchfelle, die Lunge mit der herabsteigenden Aorte und dem Zwerchfelle selbst zusammen. Der nervichte Theil des Zwerchfelles aber war, wie schon gedacht, drey Querfinger dicke, doch nicht an allen Orten, weil nämlich die Geschwulst, oder das Parenchyma, bey dem Loche des Schlundes dicker war, an den übrigen Theilen aber nach und nach abnahm. Ich muß hierbey noch erinnern, daß, ohne das Zwerchfell zu zerreißen, keine Trennung geschehen konnte. Daher glaubten wir, die Bluttheilchen wären in dessen Zwischenräumen angewachsen. Nunmehr wollen wir den Ort, wo sich die Schlagader zu erweitern angefangen hat, genauer betrachten. Die Mündung der eigenen Lungenschlagader war so weit, daß ich mit dem Daumen hineinkommen konnte. Sie machete einen dicken und gleichsam callösen Ring, der bey Berührung der Luftröhre nach und nach dünner wurde, so daß man sah, er sey vor kurzem zerrissen, wie man aus einigen kleinen herumhängenden Stückchen erkannte. In der Substanz dieses Ringes war eine andere Mündung eingeschnitten, die gleichwohl keine Oeffnung hatte, als wenn die eigene Lungenschlagader ehedem einen doppelten Ursprung gehabt hätte; welches

ches sich, wie die Schriftsteller erinnern, zuweilen ereignet. Hieraus scheint zu erhellen, wie hoch die Neugierde der Zergliederer, auch in Untersuchung der geringsten Dinge zu schätzen ist. Denn hätten sie uns diese Schlagader nicht kennen gelehret, so könnten wir den Ort dieser Beutelgeschwulst nicht so eigentlich anzeigen. Ueberdieses war die ganze Krümmung der Aorte weiter, als sie gewöhnlich zu seyn pflegt, doch aber nicht dünner. Ihre ganze innere Fläche aber, wie auch das ganze herabsteigende Stück, war mit weißen Flecken gesprenget, wie man bey dergleichen Fällen schon beobachtet hat: welche Flecke die innere Fläche sowohl rauh machten, als auch deutlich durch dieselbe äußerlich durchschienen. Wenn aber die innere Haut der Schlagader selbst von den andern abgelöset wurde, ließen sie sich leicht abschaben. Daher vermuthen wir, nach des Herrn Morgagni Regel, welcher gelehret hat, daß sich bey den Erweiterungen der Aorte, in ihren hie und da versteinerten Häutchen, deutliche Zeichen eines zerfressenden Wesens äußern, daß diese Flecke in unserm Falle der Anfang eines Durchfressens gewesen. Das Herz war nicht gar groß. Die Ohren, besonders das linke, war klein und zusammengeschrumpft. In dem Eingeweide des Unterleibes haben wir nichts widernatürliches wahrgenommen, als daß die Milz runzlicht und klein war, auch äußerlich ungewöhnlich weißlicht aussah.

So viel kann ich ihnen von dem Sitze und der Art der Krankheit melden. Finden sie weiter etwas, und vielleicht werden sie durch meine Schuld noch viel dergleichen finden, was ihnen dabey noch dunkel

ist: so belieben sie mich nur, wenn sie es der Mühe werth achten, darum zu befragen. Vielleicht werden sie durch ihre scharfsinnigen Fragen das, was ich im Sinne habe, herauslocken, und gleichsam herauspressen.

Nunmehr muß ich noch die Geschichte dieser Krankheit beschreiben, und dasjenige, was ich drey Tage vor des Kranken Tode, mit allem möglichen Fleiße beobachtet, als den Inbegriff der ganzen Krankheit, und besonders, was ich in Ansehung der Natur und Art schon den ersten von gedachten drey Tagen erfahren, und entdecket hatte, berichten. Der Kranke war bey meinem Herrn, dem Cardinal von Via, Läufer, drey und vierzig Jahre alt, sehr munter, dem Ansehen nach stark, mittelmäßiger und untersetzter Statur. In der Jugend war er den Mäuerern an die Hand gegangen, und hatte, wie er denn harter Natur war, und sich darauf viel einbildete, Lasten auf den Schultern getragen, zu welchen seine Kräfte in diesen Jahren kaum zureicheten: bey welcher Gelegenheit er auch mehr als einmal von hohen Gebäuden herunter gefallen ist. Nachdem er erwachsen war, fieng er an, sich bey vornehmen Leuten in Dienste zu begeben, und ward für einen guten Läufer gehalten. Sechszehn Jahre darauf nahm er eine Frau, mit welcher er drey oder vier Kinder erzeugte, und gegen die er sich in täglichen Gesprächen über die Brust zu beklagen pflegte; gegen mich aber oft über viele Blähungen, Lenden- und Magenschmerzen, welcher Schmerz, seinem Berichte nach, bis an das Brustbein gieng, wie wir nicht selten bey hypochondrischen Zufällen zu bemerken pflegen: welchen Beschwerungen

gen ich, so wie ich mir die Krankheit vorstellete, mit gelinden Arztneyen, oder Terpentin, oder bittern im Wasser abgekochten Kräutern abzuhelfen gewohnt ward. Vermittelst dieser Hülfsmittel befand er sich binnen einigen Tagen besser, und verrichtete das Seinige wie der Gesündeste. Allein dieses Jahr, da er wegen seiner Hausgeschäffte zwanzig Tage über Land gewesen war, während welchen er täglich viele Stunden durch Gebirge, die bereits mit Schnee bedeckt waren, reisen mußte, und für Brustweh nicht reuten konnte, kam er vorigen 14 Jenner sehr müde nach Hause, und legte sich, durch die Krankheit fast ganz entkräftet, ins Bette. Als ich ihn besuchete, erzählete er mir, er empfände ein neues Schlagen in der Brust und in der Gegend des Brustbeines, Rückens und der Schulterblätter, zumal des linken, einen unerträglichen Schmerz, vor dem er nicht im Bette bleiben könnte, der aber etwas nachließe, wenn er mit niedergebeugten Haupte auf dem Bauche läge, und warme Tücher auf den Rücken und die Brust legte; und er hätte diese Acht Tage durch weder Tag noch Nacht schlafen können. Er setzete hinzu, er hätte einen bittern Geschmack im Munde, und würde von Blähungen gequälet, die, wenn sie aufstiegen, durch eine ihm unbekannte Hinderniß, wie er sagete, zurückgetrieben würden; da er hingegen, wenn sie fortgiengen, große Leichterung verspürete; und er wäre drey Tage vorher, ehe er nach Hause gekommen, des Nachts von einem Froste über den ganzen Leib befallen worden, und wegen Versetzung des Athems bald gestorben; hätte sich aber, nachdem er

so

so wohl Speise als eine bittere Materie von sich gebrochen, wieder erholet.

Dieses erzählete er mir von freyen Stücken. Das übrige entdeckte ich, indem ich ihn ausfragte und besahe. Das Gesicht sahe nämlich wegen vielen Blutes bleyfarben aus. Die linke Drosselader schlug etwas; die rechte aber sehr stark. Er bekam des Tages zwey bis dreymal, so gar im Bette, einen kleinen Schwindel, nebst einem kalten Schweiße auf dem Kopfe. Die Füsse erstarreten ihm am Tage öfters. Wenn er auf der Reise bergauf gegangen war, hatte er anfangs nicht zu Athem kommen können; hatte aber hernach, wenn die Brust, wie er sagte, nach und nach warm geworden, wie ein gesunder Mensch geathmet, und die Reise fortgesetzet. Das gedachte Schlagen in der Brust fühlte man nicht, wenn man die Hand auf das Brustbein oder den Rücken legte: Der Kranke mochte auf dem Rücken, oder auf dem Bauche, oder auf der Seite liegen. Das Herz aber schlug sehr matt, eben so, wie die Schlagadern an der Vörderhand; ungeachtet hier der Puls, wegen einiger Spannung der Häute der Schlagadern hart zu seyn schien, dergleichen wir gesäget (serratum) nennen könnten: doch erinnere ich, daß er ehedem einen sogenannten geschwungenen Puls (vibratum) gehabt hat. Dieses schrieb ich seiner Lebensart zu. Denn ich habe bey solchen Läufern, wenn sie übrigens gleich gesund gewesen sind, allezeit dergleichen Puls zu beobachten geglaubet. Damals aber war er ungleich, weil nämlich einige Schläge schwächer als die andern waren: aber niemals blieb

er aus; doch war er allezeit selten (rarus). Die Achseln, desgleichen die Arme, hatten ihm in seinem Leben nicht wehe gethan. Indessen wagte ich es doch, wegen der Heftigkeit des Schmerzens, ob mich gleich die erst vor kurzem von mir entdeckte, aber wie ich beweisen kann, bereits allzuweit gekommene Krankheit, und die Mattigkeit des Pulses, hätten abschrecken sollen, ihm eine Ader öffnen zu lassen. Weil ich aber während der Zeit, daß das Blut lief, merkete, daß der Puls noch matter wurde, ließ ich aufhören und die Ader verbinden. Nachdem einiges Blut weggelassen war, fieng sich der Schmerz etwas zu vermindern und der Schlaf auf einige Stunden einzufinden an. Das weggelassene Blut war nicht sehr dicke. Den Tag vorher, ehe er starb, empfand man das Schlagen, wenn man die Hand auf des Kranken Brustbein legete, und er auf dem Rücken lag, wie etwas Klopfendes oder gleichsam schwappendes. Eben den Tag wurde er, als er sich, um etwas zu essen, im Bette aufrichten wollte, über das ganze Gesichte roth, und empfand über den ganzen Unterleib eine starke Hitze, und auf dem Kopfe einen kalten Schweiß. Bald darauf verlor sich alles dieses wieder, und er aß. Nach Verlauf des dritten Tages nach seiner Zurückkunft, als er zween oder drey Löffel frisches Wasser zu sich genommen hatte, (kaltes Getränke aber vermehrte, wie er gesaget hatte, das Uebel,) wurde er ohnmächtig, kam aber doch bald wieder zu sich: zwo Stunden aber darauf, welches der letzte Zufall war, verfiel er wieder darein, und gab den Geist auf. So viel mag hiervon genug seyn.

Nun-

Nunmehr, da das Schreiben ohnedem schon die Gränzen überschritten hat, Sie aber alles gütig aufzunehmen pflegen, ich mag sagen, was ich will, werden Sie mir verzeihen, wenn ich dasselbe noch nicht schließe. Ich will ihnen daher Theils das melden, was ich wegen der von dem Rivin entdeckten Oeffnung des Trommelfelles, welche unser Herr Bianchi nebst mir beobachtet hat, und wovon ich ehedem mündlich mit Ihnen gesprochen, und schriftlich genauere Nachricht zu ertheilen versprochen habe: Theils auch, besonders auf Anregen eben dieses Freundes, damit ich ihnen nichts, was wir bey dieser Zergliederung wahrgenommen, verhalte, was wir wegen der Klappe des Grimmdarmes bey diesem Leichname beobachtet haben.

Fürs erste nun haben wir, damit ich mein Wort halte, vor ungefähr drey Jahren, eines zehnjährigen Knabens Leichnam geöffnet. Dieser war ertrunken, und wir wünschten daher das zu erfahren, was andere versichert haben, daß die Lunge in diesen Fällen nicht mit Wasser erfüllet wird, und daß dergleichen Leute nur ersticken, weil sie nicht Athem holen könnten. Dieses nun bewies der Zufall des gedachten Knabens vollkommen. Denn da das Maul, wie bey Leuten, die mit dem bösen Wesen behaftet sind, die Luftröhre und die Nase voll Schaum waren, und die Spitze der Zunge zwischen den Zähnen steckte und abgebissen war, fand sich doch in der Lunge kein Tropfen Wasser, ja das Wasser war nicht einmal in den Magen gedrungen, in welchem wir nur ein wenig Feuchtigkeit fanden, die er kurz vor dem Zufalle, wie wir vermutheten, getrunken hatte. Als

ich

ich nun, damit ich zur Sache komme, in dessen linken Ohre sachte über das Trommelfell mit einer Schweinborste hin und her fuhr, besonders an dem Orte, wo die Haut schlaff ist, und wo Rivin, wie uns Münnich belehrte, seine Oeffnung gefunden zu haben, gemeldet hat, zeigte sich, nicht anders, als wenn ich einen äußerlich gelegenen Deckel weggehoben hätte, auf einmal ein rundes Loch, welches doch unserer Vermuthung nach durch gedachte Borsten geöffnet und gemachet war. Allein, da wir dasselbe beyde genau betrachteten, sahen wir, daß es in seinem ganzen Umfange eine ringförmige Figur, als wenn sie aus einem doppelten Häutchen bestünde, hatte; und daß diese ringförmige Figur, ob wir gleich die in das Loch gesteckte Borste hin und her zogen, und wieder inne hielten, dennoch einerley blieb, und ihren Rand unverletzt behielt. Und ob wir gleich noch an andern Orten auf das Häutchen drückten, ich will nicht sagen, eben so geschickt, wie das erstemal, doch gewiß weit stärker, so konnten wir dasselbe doch nicht zerreißen: daher wir feste glaubten, wir hätten Rivins Loch gesehen. Ich muß aber hier nicht vergessen, daß dieser Knabe öfters Ohrenlauf gehabt, wie wir von denen, die ihn gekannt hatten, erfuhren, niemals aber schwer gehöret hatte. Vielleicht werden sie gerne wissen wollen, wie es mit dem rechten Ohre beschaffen gewesen? Das Trommelfell war bereits zerrissen worden, als wir den Gehörgang geöffnet, um zu demselben zu kommen. In dieses Jünglings Haupte fanden wir die Adern so wohl des dünnen, als des dicken Hirnhäutchens, nicht so wohl vom Blute als von Luft aufgelaufen.

Was

Was die Klappe des Gedärmganges anbelangt, so sahen wir deutlich, daß sie aus zwiefachen gleichsam halbenmondförmigen Häutchen, oder Fallen, (valuulae conniuentes) wenn man es so nennen will, oder, welches ich vielleicht mit Wahrheit sagen kann, aus Fortsätzen des Krummdarmes, die den Grimmdarm erhuben, bestand. Dieser ihre Ränder waren dicke genug, so daß ihre äußersten zurückgeschlagenen Fasern eben das zu thun schienen, was der bogenförmige Knorpel in den Augenliedern thut. Beyde hatten eine ungleiche Höhe. Denn, diejenige, welche nach dem Grimmdarme zulag, war um den Rand höher, als die andern, die nach dem Blinddarme zu lag. Sie stunden ein wenig von einander ab; doch so, daß sich die Spalte leicht verschließen ließ, wenn man nämlich den Rand der obersten ein wenig niederdrückete und nach der andern beugete. Denn alsdenn schlossen beyde Ränder vollkommen an einander. Und wir glaubten, auf diese Art verschlösse sich die Luft oder das in den Grimmdarm gespritzte Wesen, den Eingang in den Krummdarm: wie wir erfuhren, wenn wir auch nur mit der Hand darauf drücketen. Diese Ränder findet man nicht in allen Klappen des Grimmdarmes eben so stark, wie bey der itztbeschriebenen. Denn, unser oft belobter Freund hat sechs bis sieben Stücke Gedärme von Menschen verschiedenes Alters, die er erst aufgeblasen, hernach aber getrocknet hat; in welchen zwar die zwey Häutchen oder Fortsätze von ungleicher Größe da sind, die aber, als sie noch frisch waren, nicht so dicke, und gleichsam ringförmige Ränder zu haben schienen, als das itztgedachte. Doch auch die Spalte ist nicht von

gleicher

gleicher Größe. Bey gewissen Leichnamen, in welchen diese Häutchen zusammenwachsen, wenn sie sich den Wänden der Gedärme nähern, ist sie enger: in andern aber weiter, bey welchen sie nämlich noch von einander getrennet, eben diese Wände erreichen. So verhält es sich in einem von den sieben itztgedachten; als in welchem, ungeachtet der Krummdarm allezeit auf einerley Art, nämlich unter einem spitzigen Winkel in den Grimmdarm hineingeht, dennoch ein Zwischenraum von wenigstens drey bis vier Linien bleibt: in einem andern aber von eben diesen Stücken, die alle, bis auf das zuletzt von uns geöffnete, gleich trocken sind, bleibt kaum eine halbe Linie Raum übrig. Daher hat eben dieser unser Freund bey denenjenigen, in welchen die gedachte Spalte nicht so enge ist, ehedem beobachtet, daß der Durchgang der Luft und des Wassers aus dem Grimmdarme in den Krummdarm zwar gehemmet, aber nicht gänzlich gehindert wird. Woraus man leicht sehen kann, daß zuweilen, ohne daß ein neuer Fehler an der Klappe des Grimmdarmes dazu kömmt, Clystiere wieder weggebrochen werden können, wenn nur die Spalte nicht von Natur gar zu enge ist. Denn wenn sie allzuweit ist, wie ich bey einem von diesen beyden neulich beobachtet habe, so ist kaum zu glauben, daß die Klappe, wenn er die Darmgicht bekommen hätte, bey den großen Schmerzen und Convulsionen nicht schlaff geworden, und die Clystire mit untermischtem Kothe nicht durch Brechen weggegangen seyn sollten.

Sie sehen nunmehr, werthester Herr Beccari, daß ich ihnen nicht sowohl meine eigene, als vielmehr fremde, oder wenigstens unserm Herrn Bianco ge-

meinschaftliche Beobachtungen, geschrieben habe. Doch sowohl seine besondere Gütigkeit, als die vollkommene Gemeinschaft, die wir ohne alle Zwistigkeit in Ansehung dieser Dinge beobachten, haben mich veranlasset, daß ich es an diesem zwar geringen aber ächten Beweise meiner Zuneigung gegen sie nicht habe wollen ermangeln lassen, u. s. w.

Zweytes
Sendschreiben
von eben demselben, an eben denselben, von eben dieser Materie.

Mein Herr.

Sie werden mir zu verzeihen belieben, daß ich von eben der Sache noch einmal an sie schreibe, von der ich schon einen sehr langen Brief an sie habe ergehen lassen. Ich habe bemerket, daß ich einige, sowohl die Zergliederung, als die Geschichte der Krankheit betreffende Umstände vergessen habe, an denen ihnen doch vermuthlich etwas gelegen seyn wird.

Was also das erste anbetrifft: so verdienete vielleicht dieses beobachtet zu werden, daß die eigene Lungenschlagader bey diesem Manne zwar von der herabsteigenden Aorte, aber fast zween Querfinger unter den obern zwischen den Ribben hinlaufenden Schlagadern ihren Ursprung nahm. Ich habe mich nicht einmal auf das besonnen, was unser Herr Bianchi von der Schlundschlagader vermuthete, daß sich nämlich das Blut um den Schlund herum aus derselben ergossen habe,

habe, wie man leicht daraus urtheilen kann, weil die Schlundschlagader, aus der eigenen Lungenschlagader, wie Munich bezeuget, entspringt. Doch man kann von dem Ursprunge dieser Schlagader nichts gewisses bestimmen. Denn Heister zählet dieselbe, wie sie gar wohl wissen, unter die Fächser der absteigenden Aorte, und sondert sie von der eigenen Lungenschlagader ab. Hingegen Ruysch stimmet mit keinem von beyden überein: sondern hat sie so gezeichnet, als ob sie von dem Stamme der obern Ribbenschlagader, der zur linken Schlüsselbeinschlagader gehöret, entsprünge, von welchem Stamm er öfters selbst die eigene Lungenschlagader hat ausgehen sehen.

Wegen der Geschichte der Krankheit muß ich noch beyfügen, daß der Patient öfters einen trockenen Husten gehabt hat: und, so viel ich mich erinnere, oft ohne eine merkliche Ursache zu husten ist gewohnt gewesen; welches auch diejenigen, mit denen er Umgang gehabt hat, versichern, von denen ich auch gehöret habe, daß es ihm übel aus dem Munde gerochen. Er pflegte auch Tabak zu rauchen: ich weiß nicht, ob aus einer eingebildeten Nothwendigkeit, oder zur Lust. Dieses wenige habe ich noch beyzufügen für rathsam befunden, u. s. w.



* *

III.

Neue physikalische Anmerkungen über die Art das Getreide zu erhalten.

Nisi vtile est quod facimus, stulta est gloria.
Phaed. Fab. L. III. fab. 18.

Aus des Herrn Deslandes Recueil des differens Traitez de physique &c. p. 91.

Ich habe vor einigen Jahren Gelegenheit gehabt, verschiedene Kornböden zu besuchen, und, sowohl über das daselbst verwahrte Getreide, als auch über das häufige Ungeziefer, welches dasselbe verzehrete, wichtige Anmerkungen zu machen. Diese Anmerkungen wurden an Personen von Stande geschickt, die sehr eifrig für das Vaterland sind, und, den Völkern eine Erleichterung zu schaffen, für eine ihrer vornehmsten Pflichten achten. Ich wurde ernstlich ersuchet, diese Arbeit nicht abzubrechen, sondern vielmehr den bereits gemachten Betrachtungen noch gründlichere beyzufügen. Mein Geschmack, der erste glückliche Erfolg, die allen Naturforschern so empfindliche Wißbegierde, mußten mit diesen Bitten nothwendig übereinstimmen. Ich fieng also an, alles aufzusuchen, was mit dieser Sache, woran dem gemeinen Wesen so besonders viel liegt, verwandt zu

seyn

seyn schien; ich befragte mich bey verschiedenen Kornhändlern, inn- und außerhalb Landes; ich nahm da, wo ich mich meiner Augen nicht mehr bedienen konnte, das Vergrößerungsglas zu Hülfe: Kurz, ich sammlete eine große Menge Erfahrungen, worunter vielleicht einige, wegen ihrer Neuigkeit, vorzüglich seyn werden. Alles dieses nahm ich zusammen, und brachte ein Werkchen heraus, woraus man, wie ich mir schmeichle, wird einigen Nutzen schöpfen können. Ich sage dieses nicht, um etliche geringe Entdeckungen zu rühmen: sondern denjenigen Eifer zu befriedigen, welchen jeder rechtschaffene Mann für das gemeine Beste hegen muß *.

Kann ich des Landes Wohl mit Rath und That vermehren:
So tadle man nur nicht; mein Lob mag ich nicht hören.

Das einzige, was ich hiebey erinnern muß, ist dieses, daß ich meine Anmerkungen so abgefasset habe, daß sie die Errichtung der öffentlichen und königlichen Kornböden, wofern man an einer so vortheilhaften Anstalt arbeiten wollte, erleichtern kann. Alle Fürsten und Staatsbediente, die sich das Beste des Staates zu Herzen gehen lassen, haben, wie jedermann weiß, hiezu den Entwurf gemachet, und die reichen Jahre so zu nutzen gesuchet, daß sie die allgemeine Noth in theuren Zeiten verringerten. Ich finde sogar, daß Ludwig der Fromme, der erste von unsern

* Si quid patriam erga bene feci, aut consului fideliter,
Non videor meruisse laudem, culpa caruisse arbitror.

Königen ist, welcher, während der langwierigen Hungersnoth unter seiner Regierung, dieserwegen sehr gemessene Befehle gab. Allein, so ein edler Entwurf ist bishero nicht ausgeführet worden, sondern völlig ohne Wirkung geblieben. Man darf dieses nicht so wohl dem allzu bekannten Leichtsinne der Franzosen zuschreiben, die ihre nützlichsten Unternehmungen bald wiederum fahren lassen; als vielmehr der Natur der Sachen selber, worinnen sich verschiedene Hindernisse gefunden haben, die man nicht fleißig genug zu überwinden gesuchet hat. Diese Hindernisse können auf eine geringe Anzahl gebracht werden; und ich will meine Gedanken darüber frey eröffnen, nicht, um sie völlig zu vernichten, sondern nur um ein merkliches zu verringern. Denn, wenn Anstalten nur ein wenig wichtig sind, so darf man sich nicht einbilden, keine Hindernisse zu finden: es ist genug, daß sich diejenigen, die man findet, überwältigen lassen.

I.
Von der Wahl des Getreides.

Das Korn und überhaupt das zu des Lebens Unterhalte gehörige Getreide läßt sich nicht alles gut aufheben. Was in kalten Ländern wächst, verdirbt und verschimmelt eher, als was in heißen Gegenden eingeerndtet wird. Es wird überdieß gerne von unzählichen Arten von Ungeziefer gefressen, worunter eine immer gefährlicher als die andere ist, nachdem sie öfters schwer wahrzunehmen, und noch schwerer zu tödten sind. Was für einer Ursache kann man sonst diese verschiedene Güte des Getreides zuschreiben, wenn

wenn es nicht die verschiedene Lage der Oerter machet, die von den Sonnenstrahlen mehr oder weniger erwärmet, und mehr oder weniger befruchtet werden? Man weiß, daß diese Strahlen ihre Stärke und ihren Nachdruck je mehr verlieren, je schiefer sie auf die Erde fallen, und je mehr sie durch die ihnen im Wege stehende Luft gebrochen werden. Dieses geschieht in den kalten Weltgegenden, und zum Theil in den gemäßigten. Sonst haben auch die Naturkündiger, in Absicht auf diese Gegenden, noch zwo merkwürdige Erfahrungen angemerket. Die erste ist, daß darinnen die feuchten und nassen Jahre weit gemeiner, als die trocknen; und diejenigen Monate, in welchen es am meisten regnet, der Junius, Julius und August sind: eben diejenigen, wo sie eine gleichförmigere und anhaltendere Hitze bedürften. Die andere ist, daß den Sommer über, bey Tage die größte Kälte gegen Aufgang der Sonne herrschet, und daß diese Kälte die Thermometer ordentlich merklicher zu fallen zwingt, als sie die Mittagshitze steigen läßt. Diese Erfahrung ereignet sich besonders an denjenigen Orten, die nahe am Meere liegen, oder von einem Flusse durchschnitten werden. Ist es nun ein Wunder, wenn das Getreide nicht die erforderliche Hitze genießt; als die ganze Zubereitung, die es, um zu einer völligen Reife zu gelangen, nöthig hat?

Es ist nichts leichter zu begreifen, als daß der Mangel der Sonne, oder vielmehr der Hitze, die Güte des Getreides verringern kann; und die Erfahrung zeiget es täglich. Wie viele Pflanzen haben ihren ganzen Nutzen in der Arztneykunst verloren,

wenn man sie aus Asia und America nach Europa brachte? Wie viele Bäume haben an Stärke und Höhe abgenommen, wenn man sie aus einem warmen Lande in ein kälteres versetzte? Man scheint sie dadurch, daß man sie von ihrer natürlichen Luft entfernet, zur Lust geringer zu machen, und nach und nach ihre natürliche Art zu verderben. Um hier etwas anzuführen, das uns genauer angeht, so will ich sagen, daß wir so gar in Frankreich Pflanzen haben, die, wenn man sie aus einer Provinz in die andere versetzet, nicht mehr kenntlich sind, und allen ihren Ruhm verlieren. Dergleichen ist das Waydkraut, oder Isatis satiua vel latifolia. (C. Bauh.) Sie giebt in Oberlanguedock, für alle Arten von Stoffen, eine schöne blaue Farbe ab: sie hat aber in der Normandie weder eben diesen Bestand, noch eben diese Eigenschaften; weil es da an der, zur rechten Kochung und Zeitigung ihrer Blätter, benöthigten Hitze fehlet. Eben so verhält es sich mit der Wolfswurz, (Napel oder Aconitum caeruleum, seu Napellus, (C. Bauh.) an dem besonders die Wurzel, in den mittägigen Provinzen des Reiches, ein sehr gefährliches Gift ist; da sie in Bretagne, auch in der kleinsten Kinder Händen, keine böse Wirkung thut. Ich könnte viele andere ähnliche Beyspiele anführen: allein es ist kein Naturkündiger, der nicht überzeuget wäre, und wüßte, daß die Sonnenhitze, nebst der besondern Beschaffenheit, jeder Erde, den Saft in den Stand setzen könne, unendlich viele verschiedene Arten an sich zu nehmen.

Wenn in einigen unserer Provinzen die Jahre allzu naß sind, und derjenige dicke Nebel, welchen die Acker-

Ackerleute und Gärtner Mehlthau nennen, oft fällt; so schlägt alles Getreide um. Besonders verdirbt der Rocken dergestalt, daß das Brodt, wozu er genommen wird, gefährlich zu essen ist, und den Krebs verursachet. Dieser verdorbene Rocken heißt in Sologne verdorretes, und in Gatinois gehörntes Korn. (blée cornu.)

Ein gewisser Beweis von dem, was ich erst vorgetragen habe, ist dieses, daß das Getreide, welches man aus Africa, und besonders aus den Gegenden um Tunis und Algier, bringt, sich in Frankreich länger hält, als das, welches hier wächst. Die Kaufleute aus Provence, die mit diesem Getreide den stärksten Handel treiben, führen es zwar ordentlich nach Genua, woraus es, als aus einer fruchtbaren Quelle, in alle übrige Theile Italiens kömmt. Allein, es wäre, vermittelst einiger Vorsicht, leicht, diesen Handel dem Reiche nützlicher, und so gar um vieles stärker zu machen. Zu Maltha hebt man das Getreide, welches man aus Sicilien kommen läßt, viele Jahre hinter einander auf, und hat, aus Furcht eines unverhofften Friedensbruches, oder einer Belagerung von den Türken, beständig einen überflüßigen Vorrath davon.

Zu der Güte des aus Africa kommenden Korns muß man noch seine Fruchtbarkeit setzen. Ein Scheffel Saamengetreide, das in gutes Erdreich gesäet wird, trägt alle Jahre ordentlich über funfzig Scheffel. Plinius, der Naturkündiger erzählet, daß dem August einer von seinen Statthaltern, aus einer africanischen Gegend, wo er in dessen Namen regierte, eine ganz wunderbare Seltenheit überschicket habe. Diese

war ein Kornhalm, der in seiner Aehre bey vierhundert Körner hatte. Nero bekam ein fast ähnliches Geschenke; nämlich einen Halm mit dreyhundert und sechzig Körnern. Wenn Plinius, in Ansehung dieser zwo Begebenheiten, keine Unwahrheit schreibt, welchen Vorwurf er sich öfters machet, so kann man sagen, daß diese zweenen Fälle unter diejenigen seltenen gehören, in welchen die Natur manchmal ihre übermäßige Freygebigkeit zeiget. Wir haben hievon auch einige Beyspiele: nur scheint es, als hätten sich die Naturforscher in Deutschland das Andenken dieser Wunder der Natur, in ihren gelehrten Tagebüchern mehr, als in andern Ländern geschehen, zu erhalten bemühet.

Die Römer, welche so weise, so vorsichtig, und auf die Erhaltung ihrer Unterthanen so sehr bedacht waren, holeten alle ihr Getreide aus Aegypten, wo man wegen der ordentlichen und heilsamen Ueberschwemmungen des Nils gewaltig starke Erndten hatte. Es gieng jährlich eine ansehnliche Flotte von Alexandrien ab, welche Getreide nach Rom führete, und deswegen dessen Nährerinn hieß. Dieses Getreide hielt sich so lang, als man für dienlich achtete, und wurde wegen dieser vortheilhaften Eigenschaft selber dem italienischen vorgezogen. Daher betrachteten die Römer Aegypten, als eine ihrer reichsten und wichtigsten Eroberungen; und Aegypten rühmte sich auf seiner Seite trotzig, daß es zwar in die Knechtschaft gebracht, aber seinen Ueberwindern unentbehrlich wäre. Die Römer hatten allerdings ihre öffentlichen Kornböden; sie waren viel zu erleuchtet, als daß sie derselben Nutzen nicht hätten einsehen sollen, allein,

sie

sie huben dieselben für das in Italien eingeerndtete Getreide auf. Die Erbauung dieser Kornhäuser war unter der Regierung des Tiberius Gracchus, dieses für des Volkes Nutzen so eifrigen Tribunen, angegeben worden: und als sein Bruder, Cajus, sie bauen zu lassen, auf sich genommen hatte, so führte er das Werk selbsten, und vollendete es mit einem Pracht und einer Geschwindigkeit, welchen die Römer allein gewachsen waren.

Alles dieses vorausgesetzet, will ich frey sagen, daß, wenn man öffentliche Kornhäuser anrichten wollte, die zwo folgenden Regeln nützlich und gut zu beobachten wären. Die erste ist: man muß kein Getreide darein legen, das nicht aus den mittägigen Provinzen kömmt. Da aber diese darunter leiden könnten, und die Märkte zum Schaden und Verderben des Volkes wüste würden; so hindert nichts, daß man nicht, aus einer Provinz in die andere Zufuhre für Zufuhre gestatte, und einen nützlichen Tausch treffe. Hierauf könnten die Oberaufseher und ihre vornehmsten Zugeordneten mit leichter Mühe sehen; und dünkt mich, es wäre diese Sache, auf welcher ein Theil der allgemeinen Glückseligkeit beruhet, aller ihrer Wachsamkeit und Geschicklichkeit würdig.

Man weiß aus den besondern Umständen von Frankreich, und aus den vortrefflichen Nachrichten des verstorbenen Herrn Marschalls von Vauban, daß bisher kein so schlechtes Jahr gewesen ist, welches nicht so viel Getreide gebracht hätte, als allen Einwohnern zu ihrem Unterhalte nöthig war. Wenn auch ganze Provinzen einer verdrießlichen Hungersnoth und allem Unglücke, welches dieselbe nach sich

zieht,

zieht, ausgesetzt waren, so hat dieses von dem Geize und den Kunstgriffen solcher Leute, welche den Getreidehandel allein hatten, und ihnen dasselbe heimlich entzogen, hergerühret. Was für ein Verbrechen ist dieses! und was für eine Strafe verdienen sie! Die heilige Schrift scheint das, was in diesem Falle zu thun ist, selber vorgeschrieben zu haben, wenn sie erzählet, was für Maaßregeln Joseph nahm, um den sieben unfruchtbaren Jahren, welche Aegypten droheten, vorzukommen. **Es ist gut, sagte er, daß man Getreide aufhebe, und in den Städten aufschütte, und daß es unter der Gewalt des Königes bleibe;** das ist des Vaters des Volkes, desjenigen, der, ihm zu helfen, in der That verbunden ist.

Das andere und unvergleichlich nützlichste würde seyn, wenn man dem einheimischen Getreide dasjenige vorzöge, das man, vermittelst eines wohl eingerichteten Handels, aus Africa bekommen könnte. Der König müßte, wie erst gesaget worden, diese Handlung allein treiben, damit die Unterhändler nicht betrügerisch oder ungerecht verführen. Um dieses zu bewerkstelligen, müßte man die bey der französischen Pastey (Bastion de France) bereits angelegte Pflanzstadt suchen nutzbarer und sicherer zu machen, ja so gar mit neuen Zusätzen zu vermehren. Dieses würde, wegen der Eifersucht der Ungläubigen, die beständig wider die Europäer wachsam sind, Geschicklichkeit und Sorgfalt kosten. Hierauf müßte man sich entschließen, zu Toulon und zu Marseille Proviantschiffe bauen zu lassen, die sehr geräumig wären,

und

und zugleich nicht allzutief im Wasser giengen. Diese Proviantschiffe müßten in der Barbarey auf den Getreidekauf fahren, und, ohne sich mit unnöthigen Kosten zu schaden, so gleich durch die Straße von Gibraltar segeln, damit sie zu Rouen und zu Nantes ausladen könnten. Diese Schiffahrt würde, wenn man die rechte Zeit in Acht nähme, weder lange noch gefährlich seyn. Die zur Uebernahme dieses Getreides bestellten Abgeordneten müßten dasselbe unparteyisch und wohlbedächtlich untersuchen, und in die öffentlichen und königlichen Kornhäuser schaffen. Es ist leicht zu erachten, daß diese Magazine an dem Ausflusse großer Ströme liegen müssen, damit das Getreide in die entlegenen Provinzen, nachdem sie Märkte halten, weniger oder mehr versehen sind, Mangel oder Ueberfluß haben, desto bequemer kann abgeführet werden.

Ich merke hier im Vorbeygehen an, daß die Franzosen ihr Getreide bisher bloß aus den Königreichen Tunis und Algier geholet haben. In Fez und Marocco ist dieser Handel verbothen, wenn man nicht Pulver, Gewehr und andern Kriegsvorrath dagegen giebt; welches aber die christlichen Fürsten ihres Nutzens halber ebenfalls nicht thun wollen *. Indessen holen doch die Engländer, seitdem sie Her-

* Den Mahometanern Kriegesvorrath zu schaffen, ist in Frankreich jederzeit für einen Fehler, der sich gar nicht entschuldigen läßt, gehalten worden; und einer der Scheingründe, deren man sich bedienete, den bekannten Jacques Coeur, der Carls des VII Ausgeber war, und alle sein Geld in Händen hatte, zu stürzen, war dieser, daß er den Sarazenen Gewehr verkauft hätte.

Herren von Gibraltar sind, etwas Getreide von Tanger.

Privatpersonen dürfen sich, wenn es allzu nasse Jahre giebt, und viel geregnet hat, keinen Vorräth von Getreide sammeln. Dieses Getreide verdirbt bald, und nimmt, ich weiß nicht was für ein zähes und klebrichtes Wesen an, daß es einem, wenn man eine Hand voll nehmen will, nicht in die Hände rollt, sondern zwischen den Fingern hängen bleibt. Eben dieses geschieht bey demjenigen Getreide, das vom Seewasser naß geworden ist, wenn man es nachgehends auch noch so sorgfältig getrocknet hat. Diese Erfahrung verdienet, um so viel sorgfältiger gemerket zu werden, je mehr sie zur Entdeckung vieler Betrügereyen und Misbräuche dienen kann. Das Getreide, welches man in gemeinen Jahren erndtet, hält sich in Frankreich ziemlich lange, besonders wenn es in tüchtigen Kornhäusern verwahret wird. Allein, man thut wohl, wenn man auf diese Magazine genau Achtung giebt, und sie so gar öfters verneuert; die geringste Nachläßigkeit würde ihnen zum Verderben gereichen.

Gemeine Jahre nenne ich diejenigen, von welchen die Naturkündiger angemerket haben, daß das Regenwasser darinnen 19 bis 20 Zoll hoch wächst, und öfters Nordwinde wehen. Die salpetrichten Theile, welche diese Winde bey sich führen, und damit die Luft erfüllen, tragen vieles zum Wachsthume der Pflanzen bey. Die nassen Jahre sind diejenigen, wo der Regen 25 bis 26 Zoll hoch steigt, und wo der Schnee, der sonderlich häufig im Februar fällt, machet, daß die großen Flüsse austreten.

II. Von

II.

Von der Art, die Kornbehältnisse zu bauen.

Nachdem ich von der Wahl des Getreides, welche die genaueste und sorgfältigste Aufmerksamkeit fordert, geredet habe, so muß ich, der Ordnung wegen, von der Wahl der Kornbehältnisse, oder der zum Getreideaufschütten dienlichen Oerter, reden. Dieses ist einer der wichtigsten Theile meiner Abhandlung.

Ohne Zweifel wären die besten Getreidebehältnisse diejenigen, die unter die Erde in Felsen gegraben, und vor Luft und Wasser sicher sind. Die Alten, welche von demjenigen, was zu öffentlichen guten Anstalten gehöret, nichts vergaßen, hatten dergleichen unterirdische Behältnisse, worinnen sie ihr Getreide bewahreten, an verschiedenen Orten. Plinius saget folgendes davon:* *Doch am besten wird es, wie in Kappadocien und Thracien geschieht, in Felsen bewahret, die sie Getreidekeller nennen. In Spanien und in Africa wird vor allem darauf gesehen, daß der Boden trocken sey; und hierauf Stroh untergeleget. Ueberdieß wird das Getreide mit sammt den Aehren hinein geschüttet.* Man sieht auch dergleichen Behältnisse in

* Vtilissime tamen seruantur in scrobibus, quos Siros vocant, vt in Cappadocia et in Thracia. In Hispania et Africa, ante omnia vt sicco solo fiant curant; mox vt palea substernatur. Praeterea cum spica sua conduntur.

in einigen von unsern Schlössern. Diese Magazine sollte man, wenn sie einmal mit auserlesenem Getreide gefüllet sind, nicht eher öffnen, als bis man beschlossen hätte, dieses Getreide auch aufzuzehren. Ich weiß aus gewissen Erfahrungen, daß es sich auf diese Weise sieben bis acht Jahre hinter einander halten kann; und von ungefähr hat man zu Amiens und zu Treves solche unterirdische Oerter entdecket, wo es seit vielen Jahren war verschlossen gewesen. Dieses Getreide war weder verdorben noch schimmlicht. Die Ursache ist, daß die äußere Luft nicht in diese unterirdischen Behältnisse eindringen, noch kleine Eyer von Ungeziefer, die nichts als einen geschickten Ort, wo sie auskriechen und sich entwickeln können, nöthig haben, hinein führen kann. Man hat aus den, sowohl in England als in Frankreich, gehabten Erfahrungen erlernet, daß diejenigen Körper, die in der freyen Luft am ersten aufgelöset werden, und verderben, in einem luftleeren Raume sich nicht einmal verändern. Dergleichen sind, die Butter, das ungesalzene Fleisch, die Blumen, das Obst. Ich habe gesehen, daß Erdbeeren und Himbeeren sich vier Monate lang unter einer Glocke, woraus man alle Luft genau ausgepumpet hatte, gehalten haben.

Alles, was man nur wider dergleichen Magazine einwenden kann, ist, wenn es anders eine Antwort verdient, dieses, daß sie große Summen zu bauen kosten würden. Ich gebe dieses zu, ja ich bekenne noch, daß dergleichen Werke zu unternehmen, reiche und mächtige Fürsten erfordert. Allein, darf man, wenn es auf das gemeine Beste ankömmt, etwas sparen? Ist dieses nicht der vornehmste Gegenstand

einer

einer weisen und erleuchteten Regierung? Man zeiget bey alt Cairo einen großen mit Mauern umgebenen Platz, welchen die Türken noch itzo Josephs Kornhaus nennen. Sie suchen hier jederzeit einen überflüßigen Vorrath von Hülsenfrüchten und Getreide zu erhalten. Ungeachtet, allem Ansehen nach, dieses Werk nicht von dem Erzvater, von welchem es den Namen hat, herrühret, so stimmen doch alle Reisende darinnen überein, daß es seiner würdig ist, und einen wohlthätigen Fürsten, einen Titus, oder Marcus Antonin, verräth.

In ganz Africa giebt es sehr tiefe Brunnen, die mitten in Felsen gegraben, und zu allen Zeiten trocken sind. Die Araber nennen sie Matamores. Der Eingang in diese Brunnen ist sehr enge; und kaum kann ein Mensch, der sich biegt und krümmet, durchkommen. Allein, sie werden nach und nach weiter, und können zu unterst wohl 35 Schuhe im Durchmesser haben: welches ihre ordentliche Weite ist. Wenn diese Brunnen fertig, und mit Fleiß gereiniget sind, so legt man getrocknetes und zerhacktes Stroh darein, womit der Boden und die Seiten gleichsam tapeziret werden. Man läßt hierauf das Getreide, nachdem es zuvor etliche Tage an der Sonne gelegen ist, hinein laufen, und wartet, bis der Brunnen voll ist, um ihn zu zu machen. Dieses geschieht auf eine ganz einfältige Art; indem man kleine Stücken Holz zerschneidet, und unter einander flicht. Man decket endlich alles mit Sande zu, und schüttet vier bis fünf Schuh hoch gute Erde darüber, die abhängig gemacht wird, damit sich das Regenwasser nicht darauf aufhalten kann. Das Getreide hält sich, besonders in

diesen unterirdischen Behältnissen, ohne zu verderben, oder schlechter zu werden, eine sehr geraume Zeit. Es geschieht manchmal gar, daß die Eigenthumsherren, die unter einer willkührlichen und uneingeschränkten Regierung alles zu fürchten haben, dieselben vergessen, und sie erst lange Jahre nach ihrem Tode wieder gefunden werden.

Ob ich gleich diesen unterirdischen Behältnissen den Vorzug einräume, so kann man sich doch, da sie große Kosten erfordern, an ihrer Statt der ordentlichen Kornbehältnisse sehr wohl bedienen, wenn nur die dabey befindlichen Fehler verbessert werden. Diese Fehler sind, erstlich die Feuchtigkeit, welche man an Orten, wo viele Thüren und Fenster sind, nicht wohl vermeiden kann, und die gleichwohl das Getreide nach und nach zur Fäulniß bringt. Der zweyte Fehler ist ein allzufreyer Durchzug der äußern Luft, die unzählich viele Eyer von Ungeziefer mit sich führet, und auf allen Seiten ausstreuet. Der dritte ist die Gewohnheit, da man das Getreide in einem Haufen auf den Dielen liegen läßt, und zween ganz verschiedene Jahrgänge, als z. E. einen trockenen und einen nassen, vermenget. Man kann sich leicht vorstellen, daß ein angesteckter und verdorbener Jahrwuchs auch alles übrige Getreide anstecken kann. Und wie schwer ist es, dem Uebel, wenn es einmal angefangen hat, und sich immer weiter und weiter auszubreiten suchet, abzuhelfen?

Unter den drey erstbesagten Fehlern sind die zween ersten leichter zu vermeiden, als der dritte. Man darf sich nur derjenigen Vorsicht bedienen, welche allen Baumeistern bekannt ist, aber von ihnen zum Unglücke, besonders in den Provinzen, allzusehr aus

den

den Augen gesezet wird. Das erste Stück derselbigen ist, daß man sowohl zu dem Boden, als zu dem Zimmerwerke der Getreidebehältnisse, kein anderes, als auserlesenes und recht ausgetrocknetes Eichenholz nehme. Backsteine, und Marmorsteine selbst, würden sich nicht so gut zu diesen Böden schicken, und dem Getreide, ich weiß nicht, was für einen unangenehmen Geschmack geben, welchen die Kenner Ziegelgeschmack nennen. Die übrigen Arten der Vorsicht und Sicherheit sind folgende: Man muß auf den Getreideböden, so viel möglich, keine Oeffnungen machen, als gegen Westen und Norden, oder gegen Nordwest; man muß Sorge tragen, damit sich die Thüren und Fenster genau schließen: und in dieser Absicht ist es gut, wenn sie auswärts aufgehen, und die ordentliche Art, sie zu bauen, ein wenig verändert wird; man muß alle Mauern dieser Behältnisse mit altem und sattsam gelöschtem Kalke überziehen; man muß zusehen, daß nirgends eine Oeffnung bleibe, wo sich das Regenwasser einschleichen, und, weil es stille steht, Keime erzeugen kann, welche das Getreide schlechterdings verderben. Es ist bekannt, daß die Feuchtigkeit dieses allein bewerkstelligen kann; wie sie denn oft bey den zwiebelartigen Pflanzen machet, daß die Zwiebeln Wurzeln treiben, ungeachtet sie nicht in die Erde gelegt werden.

Um zu beweisen, wie leicht das Getreide auswächst, will ich eine merkwürdige Begebenheit aus den **Neuigkeiten der Republik der Gelehrten** (Nouvelles de la Republique des Lettres) anführen. Der Anmerker, welchem wir diese Begebenheit zu danken haben, ist einer der geschicktesten Männer ge-

 wesen.

wesen. Ein dänischer Soldat, vom seeländischen Regimente, hatte aus Versehen etliche Haberkörner verschluckt, und wurde von denselben gewaltig gequälet. Da es mit demselben von Tage zu Tage schlimmer wurde, so muthmaßete man aus verschiedenen Umständen, daß diese Körner einen Satz von zäher und klebrichter Materie in seinem Magen könnten gefunden, und darinnen Wurzeln geschlagen haben. Man gab ihm zum Glücke etwas zum Brechen ein, und wurde dadurch auf diesem Argwohne bestätiget. Man sah wirkliche Haberkörner, welche ausgewachsen waren, als wenn sie in ordentliche Erde gesäet gewesen wären: allein, sie hatten nichts, als sehr dünnes und schwaches Stroh, ohne Körner, getragen. Was den dritten Fehler betrifft, so kann man kein einfältigeres Mittel dawider erdenken, als daß man von Bretern eine gewisse Anzahl Schichten macht, und das Getreide dadurch, nach seiner verschiedenen Güte, von einander absondert, damit nicht eines dem andern durch die Vermischung schaden kann. Diese Sache ist gar nicht schwer ins Werk zu richten. Will man noch sicherer gehen, und sich nicht vor dem ersten Aufwande scheuen, so kann man jeden Getreideboden in verschiedene Kästen eintheilen, die stark und dichte, allemal ungefähr zween Schuhe von einander entfernet, und sämmtlich, eine gewisse Menge Getreide zu fassen im Stande sind. Diese Kästen lassen sich auf verschiedene Arten verfertigen. Allein, was ich dabey schlechterdings nothwendig finde, ist dieses, daß sie alle von genau zusammengefügten, gleichen, und innwendig mit eisernem Bleche beschlagenen eichenen Bretern seyn müssen. Um die Kosten zu vermeiden,

kann

kann man sich desjenigen bedienen, welches das kleine Modell heißt, und im Reiche verfertiget wird. Wenn ein jeder Kasten frey steht, und das Getreide ungefähr in dem einen verdirbt, so werden die andern unversehrt bleiben; und also wird man nicht klagen können, daß ein ganzer Boden angesteckt sey. Noch mehr, da man unter diesen Kästen nur einen nach dem andern aufthun wird, so wird man das Getreide nach den verschiedenen Jahrgängen unterscheiden, und nach und nach verzehren können; welches an denen Orten, wo alles unter einander liegt, und nichts abgesondert ist, nicht geschieht. Meines Erachtens müßte diese Eintheilung der Kästen sich sehr wohl in den Klöstern schicken, wenn man in denselben eine Gattung öffentlicher Getreideböden anlegen wollte. Diese Kästen würden beständig unter den wachsamen Augen obrigkeitlicher Personen, und daher keine Zerstreuung des Getreides zu befürchten, seyn.

In einigen Provinzen hat man eine besondere Gewohnheit, welche werth ist, daß man sie betrachte. Wenn man einen Getreidehaufen gemachet hat, so besprenget man desselben obere Fläche mit ein wenig Wasser, und benetzet sie so lange, bis sie eine harte Rinde bekömmt. Diese Arbeit wird viele auf einander folgende Tage wiederholet: sie schlägt aber selten gut aus. Denn so bald die Rinde trocken ist, so bald bekömmt sie verschiedene Spalten und Risse, welche denen kleinen Thierchen, die sich beständig bey dem Getreide aufhalten, einen Eingang verstatten. Diese Thiere verwüsten um so vielmehr, je verdeckter sie arbeiten, und je weniger man sich ihrer vermuthet.

In ganz Niederbretagne wird das Getreide auf eine sehr besondere Weise verwahret. Man suchet, wenn es geschnitten ist, einen Platz von ungefähr fünf bis sechs Schuhen im Durchmesser aus, den man sorgfältig reiniget, und mit hölzernen Walzen gleich machet. Man nimmt hierauf die Aehren zusammt ihren Stengeln, und legct sie auf diesem Platze in Ordnung, giebt aber Acht, daß man die Aehren in den Mittelpunct bringe. Man leget sie dergestalt neun bis zehn Schuhe hoch, über einander, und beschweret sie zu oberst mit großen Erdschollen. Wenn diese Magazine mit aller gehörigen Sorgfalt verfertiget worden sind, das ist, wenn man zwischen den Aehren keinen Platz leer gelassen, und sie wohl unter einander gemenget hat, so halten sie sich drey ganze Jahre. So bald sie aber nur an einem Orte leiden, und Maulwürfe oder Moldwürmer drein kommen, so bald stehet auch alles übrige in Gefahr.

In einigen deutschen Städten, wo es öffentliche Kornhäuser giebt, werden die Garben ganz aufgehoben, und in den Scheunen niemals mehr, als man verzehret, abgedroschen, wenn man bey dieser Weise einen Schaden verspüret, so wird er anders woher leicht ersetzet, indem sich das Getreide weit länger hält.

III.

Von dem Ungeziefer, welches das Getreide verzehrt, und der Art, es davor zu bewahren.

Die Naturkündiger haben sehr wohl angemerket, daß jedes Ding, welches die Natur hervor bringt, seine besondern Feinde an gewissen Thieren habe, welche

welche nichts als seinen Untergang suchen. Dem Getreide geht es fast eben so. Ein zahlreicher Schwarm von Ungeziefer lebet bloß zu seinem Schaden, und arbeitet allein an seinem Verderben. Ein Theil davon war den Alten unter dem Namen der Kornwürmer (Curculiones oder Gurguliones) bekannt: andere sind erst von den Neuern, und besonders von dem sinnreichen Anton Leeuwenhoeck, und dem Verfasser seines Auszuges, Nicolaus Hartsoeker, entdecket worden. Ich will zu demjenigen, was schon vor mir gesaget worden, noch einige neue Anmerkungen setzen *.

Das gemeinste in Scheunen und Kornböden befindliche Ungeziefer ist eine besondere Art Raupen, die sich manchmal ausbreiten, meistens aber in Klumpen beysammen hängen. Es ist ziemlich schwer, sie in diesem Zustande zu überrumpeln, und wenn man sie sieht, zu unterscheiden. Diese Raupen sind die kleinsten, die ich kenne; einige haben vierzehen, und andere sechzehen Füsse. Ihre Farbe ist dunkel und schwärzlich. Die grünen sind, wenigstens hier zu Lande, ziemlich selten; man findet sie aber gemeiniglicher in den Nordländern. Wenn diese Raupen ein gewisses Alter erreichet haben, so zertheilen sie sich ein wenig,

 und

* Man hat nach dem Tode des Herrn Hartsoeker einen critischen Auszug aus Leeuwenhoecks Briefen gedruckt, an welchem er lange gearbeitet hatte. Dieser Auszug darf niemanden hindern, die Briefe selber mit Vergnügen zu lesen, ungeachtet unter einer unzähligen Menge seltener und merkwürdiger Anmerkungen, vielleicht einige unnütze, unüberlegte, ja gar falsche, vorkommen.

und kommen unter die Getreidekörner, wo sie nur noch etwas an einander hängen. Hier spinnen sie eine Art von Seide, sie machen sich Schalen, woraus endlich Schmetterlinge kommen, die vier Flügel haben, aber alle sehr schwach sind, wenig fliegen, und sich beständig an die Mauern der Scheunen und Böden hängen. Es ist kaum zu glauben, wie fruchtbar diese Schmetterlinge sind, und wie viel sie Eyer haben, die wie Trauben an einander hängen, und wiederum, wie gesaget, andere Raupen hervorbringen. Man sieht hier nichts als eine beständige Zeugung, und anstatt, daß sie aussterben sollten, vermehren sie sich von Tag zu Tage.

Die andere Art von Ungeziefer, welches dem Getreide schadet, läßt sich unter das Geschlecht der Käfer zählen, und machet auf den Böden ein taubes und unangenehmes Gesumse. Sie haben sechs Füße, und in Ansehung des übrigen Leibes, einen sehr dicken Kopf. Aus diesem Kopfe gehen zwey Hörner hervor, die wie Scheeren aussehen, und den Krebsscheeren ziemlich ähnlich sind. Nichts ist leichter, oder gefräßiger, als diese Thiere. Sie laufen so geschwinde, daß man glauben sollte, sie flögen. Ich, meines Orts, habe sehr sorgfältig auf sie Achtung gegeben, dieselben aber niemals sich von der Erde erheben, oder die Mauern hinauf klettern sehen. Einige haben geschrieben, sie hätten drey Mäuler, welches falsch ist: sie haben nur eines, welches sehr groß und voller Zähne ist. Sie sind aschenfarbig, und haben kleine weiße Striche. Was bey diesem Ungeziefer das merkwürdigste ist, ist die Mühe, welche sich das Weibchen giebt, ehe es Eyer leget. Es wählet verschie-

schiedene sehr große und saftige Körner; es höhlet sie ein wenig aus, um eine Art einer Wiege zu bekommen, und leget in jedes ein Ey. Das Thier, welches auskriecht, findet sogleich eine Nahrung, welche ihm dienlich ist, und die es sich nicht selber verschaffen könnte. Niemals finden sich zwey Eyer in einem Korne, und die Ursache hievon ist, wie ich glaube, diese, daß zwey Thiere sich nicht darinnen erhalten oder leben könnten. Der Mutter Vorsicht kömmt also ihrer Nothdurft zuvor.

Die dritte Art von Ungeziefer, das ich wahrgenommen habe, ist ein sehr beweglicher Wurm, der aus acht Ringen besteht. Man würde seinen Kopf nicht unterscheiden können, wenn nicht zwey kleine röthliche Hörner, die wie eine Scheere aussehen, aus demselben heraus giengen. Diese Hörner können bohren, und wenn sie sich kreuzweise über einander schlagen, auch schneiden, zwischen denselben sieht man einen kleinen Rüssel, aus welchem dieser Wurm viele sehr klare und etwas klebrichte Fäden hervorbringt, und sich dadurch an alle umliegende Körper anhängt, und einen sichern Weg machet. Dieses Gewebe ist dem Gewebe der Spinnen ziemlich ähnlich, und davon bloß in so weit unterschieden, daß die Spinnen ihre Fäden aus dem Hintern spinnen. Die besagten Würmer leben nicht über zwey Monate. Wenn sie sterben, so spalten sie sich nach ihrer völligen Länge von einander, und wenn diese ihre erste Hülse welk worden ist, so kömmt eine Fliege mit göldenen Flügeln heraus, die aber weiter nicht seltenes oder besonderes an sich hat. Diese Fliegen paaren sich im Fluge, und erzeugen neue Würmer.

Diese drey Arten von Ungezieefer habe ich auf den Getreideböden, welche ich besuchen können, wahrgenommen. Ohne Zweifel kann es, nach jedes Landes Art, noch unzählich viele andere geben. Der berühmte Tavernier hat einer ganz besondern Gattung erwähnet, welche er an verschiedenen Orten in Persien und der Türkey gefunden hat.

Aus der erst gegebenen Beschreibung kann man sehen, was für Unordnungen dieses mannigfaltige Ungeziefer auf einem Boden verursachen muß. Dasjenige, welches Hörner wie Zangen oder Scheeren hat, bohret das dickste Holz durch, und gräbt sich in alten Mauern Nester aus: es scheuet und verschonet nichts, was ihm in den Weg kömmt. Viele Handwerker, als Brodt und Pastetenbecker, wie auch Rauchwerkshändler, beschweren sich darüber: weil dieses Ungeziefer einem Theile der bey ihnen brauchbaren Materie stark nachgeht. Wenn sie in einen Boden kommen, so kommen sie mit großem Haufen; kein Verwahrungsmittel und keine Hinderniß hält sie zurücke. Sie nagen die kleine Hülse, die jedes Getreidekorn umgiebt, in die Wette an, und fressen es nachhero in Eile auf. Hiedurch wird der ganze Boden voller Hülsen, oder grober Schalen, welche endlich nichts als Kleyen geben, und das gute Getreide, so daß ihm nicht mehr zu helfen ist, anstecken.

Ich habe hieraus zu zwo wichtigen Anmerkungen Gelegenheit genommen. Die erste ist, daß das in warmen Ländern gewachsene Getreide sich länger, als alles andere, hält, weil die äußere Haut um dasselbe eine sehr große Härte bekömmt. Diese Haut widersteht den mancherley Anfällen, welche das hartnä-

ckigste und bewehrteste Ungeziefer darauf thun mag. Aus eben diesem Grunde hält sich das alte Getreide, das sich schon gut gehalten hat, noch besser als das neue, wenn es darunter gemischet wird. Jenes ist zu harte und zu trocken; und man kann kaum etwas davon abschneiden. Dieses hingegen ist viel weicher, zarter und feuchter; es öffnet sich, und giebt leicht nach. Die andere Anmerkung ist diese: daß, da eben dieses Ungeziefer das dickste Holz durchfrißt, ich für dienlich achte, die Getreidekästen mit Blech zu beschlagen, und sie vor einer allzu nahen Gefahr zu bewahren. Anstatt des Bleches könnte man sich auch des Bleyes bedienen, und sie damit eine oder anderthalb Linien dicke, ausgießen. Ja ich wollte dem Bleye noch den Vorzug geben, weil es die besondere Eigenschaft hat, daß es alle Körper, die man darein leget, trocken hält.

Was die Raupen betrifft, so kriechen sie unaufhörlich auf den Getreidehaufen herum, und nagen auf diese Weise desselben Hülsen durch, worauf sie es sehr begierig durchfressen. Allem Ansehen nach lassen sie auch einen gewissen scharfen und brennenden Saft darauf fließen, der diese Haut durchdringt, und sie um so viel eher zerfressen hilft.

Wenn sich diese Raupen in Schmetterlinge und Fliegen verwandelt haben, so scheinen sie in keinem besonders gefährlichen Zustande zu seyn. Denn sie genießen während desselben wirklich nichts. Allein, da dieses die Zeit ist, in welcher sie sich paaren, so bringen sie bald eine neue Zucht hervor; sie legen unzählich viele Eyer, die nachhero auskriechen. Deswegen thut man am besten, wenn man sie zu dieser

Zeit verfolget, und ausrottet. Ich habe hierzu zwey Mittel gefunden, die man für gewiß und untrüglich achten kann. Das erste ist, daß man auf allen Böden die Mauern mit Kalke, den man erst recht durchgearbeitet hat, überstreiche, und darnach mit starken Bürsten (brosses) von Zeit zu Zeit abreibe. Man kann sich dergleichen Bürsten mit wenigen Kosten leichtlich aus Holland bringen lassen. Diese geringe Vorsicht wird verhindern, daß sich die Schmetterlinge nicht daran anhängen, oder mit einander paaren. Denn es ist bekannt, daß sie dieses niemals thun, wenn sie nicht stille sitzen und Ruhe haben. Wie Cato und Columella erzählen, so rieben die Alten eben diese Mauern mit dem Salze vom Oele, und einer dazu gemachten Erde, öfters zu wiederholtenmalen ab.

Das zweyte Mittel ist, daß man auf jedem Boden vier küpferne Lampen in gleicher Weite von einander aufhänget, und in jeder alle vier Wochen geschwefelte Tochten brennet. Der Geruch und Rauch dieser Tochten wird unfehlbar alle Käfer und Fliegen, womit der Boden angestecket ist, umbringen. Nur muß man vorher in Acht nehmen, daß man das Getreide, es mag in Kästen eingeschlossen seyn, oder in Haufen auf den Dielen aufgeschüttet liegen, mit hölzernen Schaufeln zu unterst und zu oberst wende und herum arbeite, und hierauf Thüren und Fenster verschließe, damit sich der Rauch nicht aus dem Boden hinaus ziehe. Im Falle der Noth kann man dieses Räuchern auch öfters wiederholen, und man wird jederzeit spüren, was es für Nutzen und Vortheil bringe. Ueberhaupt ist dem Ungeziefer nichts

mehr

mehr zuwider, und zu dessen geschwinden Ausrottung beförderlicher, als angebrennter Schwefel. Die Erfahrungen davon hat man überall auf dem Lande, an Orten, wo zerfallenes Mauerwerk und Schutt liegt, und in den Spitälern, welche die Unsauberkeit noch betrübter und ekelhafter machet, als die verschiedenen Krankheiten, welchen man darinnen abzuhelfen suchet.

IV.

Untersuchung der innern Structur der Weizen- Gersten- und andern Getreidekörner.

Ich schmeichle mir, daß man dasjenige, was ich bisher von der Art, das Getreide zu erhalten, gesaget habe, ohne Mühe gefaßt haben wird. Die Ausübung davon wird weder lang, noch schwer, noch kostbar seyn. Allein, da mir diese Sache sehr wichtig scheint, und überdieß den besten Naturkündigern etwas unbekannt ist, so will ich sie mit einigen noch gründlichern Anmerkungen bestätigen: jedoch alles so abhandeln, daß man auch mit einer halben Aufmerksamkeit wird einigen Nutzen daraus schöpfen können.

Es sind an jedem Weizen- Rocken- Gersten- und Haberkorne drey Dinge zu betrachten: 1) Die Hülse und äußere Schale, welche nach der Verschiedenheit der Jahre, und noch mehr der Länder, worinnen es wächst, härter oder weicher, dicker oder dünner ist; 2) der Keim, welcher in dem Korne stecket, und die Pflanze im Kleinen vorstellet; 3) die mehlichte Materie, welche diesen Keim umgiebt, und zu dessen Wachsthume

thume und Nahrung dienen muß. Alles dieses ins besondere betrachtet, enthält unendlich viel Merkwürdiges, und zeuget von dem, der alles gemacht hat, und in seinen Werken wunderbar ist *.

Ich will nicht von dem Strohe reden, das dem Weizen, dem Rocken, der Gerste und dem Haber zum Stamme dienet. Allein, wie alle berühmte Kräuterkenner, die selber durch dieses Wunderwerk gerühret werden, eingestehen, so ist nichts künstlichers ausgearbeitet, oder weislicher eingerichtet. Denn erstlich befördert die Höhe des Halmes die Zeitigung stufenweise, und läutert den Nahrungssaft, der so verdünnet werden muß, daß er nichts mehr als eine Art eines Rauches ist; gleichwie die Dünne desselben verhindert, daß dieser Saft, wenn er einmal in die Pflanze gekommen ist, nicht ausdunsten, oder verdorben werden kann. Zum andern dienet die Einrichtung dieses Stammes, der rund und hohl ist, dazu, daß er fester, dauerhafter und schwerer zu zerbrechen wird, und giebt ihm zugleich die nöthige Stärke, damit er nicht unter dem Gewichte der Aehre, so groß es seyn mag, erliegen darf. Endlich sind die Knoten am Halme gleichsam eine Gattung feiner

Siebe,

* Gebt unserm Gott die Ehre: seine Werke sind vollkommen, und alle seine Wege gerecht. Der Bau der Natur ist unserer Aufmerksamkeit gedoppelt würdig; weil alle einzelne Theile derselben, sowohl für sich betrachtet, an Schönheiten unerschöpflich, als auch, alle zusammengenommen, deutlich auf einen einzigen Endzweck gerichtet sind, welches den wunderbaresten und merkwürdigsten Anblick giebt.

Siebe, welche die wesentlichen Theile des Saftes, der in die Aehre steigen, und zu dessen Nahrung dienen soll, durchseigen und klärer machen.

Die Hülse oder äußere Haut scheint in allen Arten von Getreide dazu gemachet zu seyn, daß sie den Keim bewahre, und vor allen äußerlichen Zufällen vertheidige. Je einfältiger dieser Endzweck scheint, jemehr ist er der weisen Haushaltung der Natur gemäß. Die Hülse besteht aus zween Theilen, die, wenn sie aus einander gegangen sind, sich wiederum zusammen begeben, aber sich gleichwohl nicht mehr so genau schließen können, daß sie nicht eine Art einer Narbe, welche einige die **Furche** (Sillon) nennen, hinterlassen sollten. Will man dieses selber mit Augen sehen, so darf man nur ein Gersten- oder Haberkorn in siedendes Oel werfen. Man siehet bald, wie es weicher und um ein merkliches dicker wird, nachdem sich diese zwey Blätter, oder zween Theile der Hülse, aus einander begeben, und zu trennen suchen. Eben dieses geschieht in der Erde, wo diese Körner von einer gelinden Wärme und salzigten Feuchtigkeit erweichet werden, welche die Hülse überall durchdringen, und eine innerliche Säurung verursachen, die der Säurung eines Teiges ähnlich ist. Diese Säurung ist hinlänglich, die innern Theile der Pflanze zu eröffnen, und alles, was sie zusammen hält, los zu machen. Ein neuer Beweis von dem, was ich hier sage, läßt sich an dem Geflügel, als Tauben, Hünern, wälschen Hünern und zahmen Rebhünern sehen. Alles dieses Geflügel nähret sich fast allein vom Getreide, und schlucket es begierig hinunter, ohne es vorher

zu

zu kauen, oder mit dem Schnabel zu zerbeißen. Diese Körner kommen ganz in den sogenannten Vormagen, wo sie durch einen gewissen Saft, welchen die daselbst befindlichen Drüsen von sich geben, befeuchtet und erweichet werden. Sie gehen hierauf in den eigentlichen, oder nervichten Magen, und werden daselbst durch kleine Erschütterungen und wiederholte Stöße vollend aufgelöset. Ihre Hülsen trennen sich in zween Theile, und lassen die diesen Vögeln dienliche Nahrung herauslaufen, ohne daß sie selber etwas dazu beytragen können.

Der Keim ist dasjenige, was in jeder Pflanze einer Bewegung fähig ist; er ist, wiewohl unvollkommen, und so zu sagen, im Kleinen die Pflanze selbst, mit allem demjenigen, was zu ihr gehöret, und sie vor andern Dingen kenntlich machet. Dieser Keim ist mit demjenigen, was ich die mehlichte Materie nenne, umgeben; und diese besteht aus unendlich vielen kleinen, weißen und durchsichtigen Körpern, die beynahe wie Kugeln aussehen. Man kann sie nicht anders, als durch ein gutes Vergrößerungsglas sehen, und muß noch dazu das Korn recht geschickt zerschneiden. Wenn diese kleinen Kugeln durch die Wärme der Erde in Bewegung gebracht werden, so schleichen sie sich in die Zwischenräume des Keimes ein, breiten ihre Theile allmählich weiter aus, und nähren ihn so lange, bis er Wurzeln treibt, die den Saft der Erde an sich ziehen können. Sie machen aber auch, daß das Korn auswächst, wenn es unordentlich auf den Boden geschüttet wird, und anfängt warm zu werden.

Wenn das Getreide gemahlen wird, so theilen sich diese Kugeln, weil sie zerstoßen worden, unendlich oft,

und

und geben das, was wir Mehl nennen. Die Keime sind nicht so weiß und durchsichtig, und geben also, wenn sie in die Mühle kommen, den klaren Gries, welcher, dem Brodte Geschmack und Kraft zu geben, schlechterdings nöthig ist. Denn, es bemühen sich alle diese Keime, ungeachtet sie zerstücket und in unendlich kleine Theile verwandelt sind, noch beständig, wiederum rege zu werden und in Bewegung zu kommen; sie machen auch allein, daß der Teig sauer wird, und das Brodt in die Höhe geht. Sie haben aber auch auf der andern Seite ein natürliches Bestreben, sich von einander abzulösen, und durch ihre Bewegung die Fäulniß zu verursachen.

Eine Erfahrung, welche in diesem Falle entscheidend ist, ist dieses, daß, wenn man Mehl am Ofen trocknet, und hernach in Tonnen verwahret, die ebenfalls am Ofen getrocknet worden, sich dieses Mehl viele Jahre nach einander halten kann, ohne daß man eine Verschlimmerung oder Verderbniß dabey besorgen darf. Allein, man mag auch noch so viele Sorgfalt anwenden, so ist es unmöglich, ein Brodt daraus zu backen, das in die Höhe gegangen ist. Die Ursache, welche die Handwerksleute davon angeben, ist diese, daß auf gedachte Weise alle Keime getödtet worden sind. Eben so ist das Getreide, welches man allzulange in trockene Orte, wohin keine Luft kömmt, eingeschlossen hat, zwar vor allem Verderben sicher: allein, zum Unglücke, bleibt das daraus gemachte Mehl, wenn es nicht mit anderm vermischet wird, ohne Leben. Kurz, die Keime sind dem Getreide, das man aufheben will, so wohl schädlich, als nützlich; sie scheinen die ersten Triebfedern des ganzen Räderwerkes der Natur zu seyn.

V.

Anmerkungen über das im Mehle befindliche Ungeziefer.

Als eine Zugabe muß ich hier beyfügen, daß nicht allein das Getreide, sondern auch das Mehl, sein besonderes Ungeziefer hat. Dieses Ungeziefer ist sehr klein, es beweget sich mühsam, und hüpfet mehr, als daß es laufen sollte. Es hat längliche Köpfe, die sich, wie ein großer Bohrer, zusammenspitzen. Statt der Zähne hat es kleine Stacheln, die aus dem Maule hervorgehen, und ihm, sich eine geschickte Nahrung zu bereiten, dienlich sind. Was ich an diesem Ungeziefer besonders finde, ist dieses, daß es mit dem Mehle, worinnen es entsteht und sein Leben zubringt, einerley Farbe hat; und eben deswegen nicht leicht wahrzunehmen ist. Es erfordert dieses viele Aufmerksamkeit, und solche Augen, die nicht ein jeder hat.

Dergestalt nimmt vielerley anderes Ungeziefer die Farbe der Orte an, in welchen es lebet, und der Körper, an welche es sich anhängt; oder, eigentlich zu reden, es lebet in keinem andern Orte, und hängt sich an keinen andern Körper, als gerade an denjenigen, der mit ihm einerley Farbe hat. Dergleichen thun die meisten grünen Raupen, die, nach Beschaffenheit der Bäume und Pflanzen, wovon sie sich nähren, und worauf sie sich aufhalten, hell- oder dunkelgrün sind. Es scheint, als sagte ihm ein besonderer Trieb, daß es hier sicherer seyn, nicht so leicht erkannt, und, so zu sagen, seiner Larve beraubet werden sollte.

Das Mehl, welches aus England kömmt, ist vielleicht das weißeste in der Welt: allein, die Würmer,

welche es in großer Menge erzeuget, sind ebenfalls weiß. Dieses haben schon die englischen Naturkündiger, und unter andern Thomas Mouffett, und der berühmte Johann Ray, angemerket. Beyde nennen dieses Ungeziefer **Motten** (Teredines), oder **Mehlwürmer** (Vermes farinarii), und erinnern, daß man sie bald voller Leben und hart anzufühlen, bald aber sehr weich und fast ohne die geringste Bewegung finde. Meines Erachtens zeiget dieses ihren abwechselnden Zustand, die Zeit ihrer Gesundheit und Krankheit an. Unser Mehl ist überhaupt viel schwärzer, als das englische; man nimmt also wahr, daß die darinnen ziemlich geschwinde wachsenden Würmer eben diese Farbe bekommen, und den aufmerksamsten Augen entgehen. So viel läßt sich gewiß und überhaupt versichern, daß alles Mehl, welches feucht geworden, und modericht und schimmlicht riecht, anfängt voll Würmer zu werden. Dieser Geruch ist ein untrügliches Anzeigen, bey welchem man sich gar keines Irrthums befürchten darf.

Plinius, der Naturkündiger, hat ebenfalls angemerket, daß ehehin kein Getreide schwerer gewesen sey, oder weißeres Mehl gegeben habe, als das italienische:* **Man hat, saget er, Italien wegen seines weißen Mehls glücklich geschätzet.**

Wenn gleich übrigens das englische Mehl weißer, als das unsrige ist, so ist doch das daraus gebackene Brodt deswegen nicht besser. Es zerfällt leicht, und bleibt nicht fest beysammen: wird es alt und trocken, so ist es wie Kreide. Es ist leicht zu erachten, wie

* Et fortunatam Italiam frumento canêre candido.

beschwerlich dieses bey dem täglichen Gebrauche seyn muß, besonders auf dem Lande, wo es oft an frischem Brodte fehlet, und die Wirthschaft erfordert, daß man allezeit ein Gebäcke altes habe, wenn man sich mit frischem versehen will. Selber in Frankreich hat nicht jedes Mehl gleiche Schwere oder Güte, sondern ist darinnen nach den Provinzen unterschieden. Das beste Brodt, das man essen kann, ist dasjenige, welches in Paris und der umliegenden Gegend gebacken wird; selber die Ausländer, die so verschiedenen Geschmack haben, bekennen dieses. Allein, dieses rühret nicht so wohl von der Beschaffenheit des Mehles, welches von allen Orten dahin gebracht wird, als vielmehr von dem Wasser und dem Backwerke her. Die Hauptstadt hat ordentlich die besten Handwerksleute, und diese Handwerksleute werden noch dazu durch die Gewinnsucht angereizet, und suchen, es einander zuvor zu thun.

Ueberhaupt muß man, dem ersten Anblicke nach, dem Mehle aus der Picardie den Vorzug geben, weil es dem englischen sehr nahe kömmt: es nimmt aber nach etlichen Tagen, ich weiß nicht was für ein trockenes und mageres Wesen an, das keinen rechten Teig daraus werden läßt. Will man es also mit Nutzen gebrauchen, und in einen Zusammenhang bringen, so muß man es mit eben so viel anderm vermengen. Aus verschiedenen Erfahrungen, die ich in dieser Sache gehabt habe, habe ich gefunden, daß sich das Mehl aus Bretagne hiezu vollkommen schicket, und das Brodt gesünder, und am Geschmacke angenehmer macht. Allein, beydes hält sich nicht lange, und das daraus gebackene Brodt läßt sich, wenn es alt geworden, auch nicht noch einmal backen.

Wenn

Wenn man Mehl suchet, welches sich aufheben läßt, und wobey man gar keine Furcht oder Mistrauen hegen darf, so muß man es erstlich in Guienne, in der Gegend um Nerac suchen. Zweytens in der Landschaft Aunix, wo zu merken ist, daß man recht trockenes und gutes aussuche. Drittens in der Normandie, und, um den Handel bequemer zu machen, zu Havre, oder zu Cherbourg. Diese Arten von Mehl haben vor andern den Vorzug, daß sie sich über die See führen lassen, und die salzichte Luft, welche daselbst ausgehauchet wird, und andere Lebensmittel verderbet, nicht anziehen. Deswegen wird auch, sowohl in unsern, als den englischen Pflanzstädten, stark damit gehandelt, und weder Geld noch Mühe gesparet, desselben vor allen andern habhaft zu werden. Nur ist gut, wenn man merket, daß fast alles Mehl aus der Normandie nicht gebeutelt ist. Es ist daher anfänglich etwas rauh: allein, man gewohnet es bald. Die Natur hat weislich gewollt, daß die Menschen mit einander handeln, und einander wechselsweise helfen sollen. Weil aber Ehrgeiz und Gewinnsucht, die an neuen Erfindungen sehr fruchtbar sind, sich vereinigen, und das nämliche Land aller darinnen gewachsenen Lebensmittel berauben würden; so hat sie ebenfalls gewollt, daß man einige derselben ihrer Natur nach nothwendig auf der Stelle verzehren muß, und andere mit leichter Mühe ausführen kann.

* *

IV.

Commentarii

Societ. Reg. Sc. Gotting. Tomus II. ad ann. 1752. Gottingae ap. Vid. Vandenhoekii. 1753.

Abhandlungen

der Götting. Königl. Gesellſ. der Wiſſ. II B. auf das Jahr 1752.

Göttingen, bey Vandenhöks Witwe 1753. 4to, 2 Alph. 8 B. 15 Kupfertafeln.

Zuerſt werden verſchiedene genannt, welche von der Geſellſchaft aufgenommen worden. Sir Hans Sloane und der Herr Reichshofrath, Heinrich Chriſt. Freyherr von Senkenberg, ſind zu auswärtigen Mitgliedern erwählet worden, der erſte aber iſt den 11 Jenner 1752 geſtorben. Herr Dr. Joh. Gottfried Zinn, Prof. Extr. der Medicin zu Göttingen, iſt zum außerordentlichen Mitgliede der phyſiſchen Claſſe erwählet worden. Bisherige Zuhörer und nunmehrige Correſpondenten der Geſellſchaft ſind die Herren, Joh. Friedrich Camerer, M. Samuel Luther Geret, Dr. Jonas Sidren, M. Balthaſar Sprenger und Dr. Joh. David Hahn. Von auswärtigen ſind zu Correſpondenten ernennet worden, Herr Dr. Joh. Philipp Lorenz Withoff, D. Ge. Chriſt. Oeder,

Oeder, Christlob Mylius, Dr. Joh. Castiglione und Joh. Peter Rathlew.

Die erste unter den Abhandlungen ist Herrn Prof. Gesners Socrates Sanctus paederasta. Von dem Vorwurfe dieses Lasters, den einige dem Sokrates gemacht haben, befreyet ihn zulänglich das Stillschweigen solcher Feinde, die nichts würden verschwiegen haben, was sie vom Sokrates schändliches gewußt hätten, als des Anytus und Melitus seiner Ankläger, des Aristophanes. Maximus Tyrius hat schon die Beschuldigungen der Alten beantwortet, und Herrn Gesnern veranlasset zu gegenwärtiger Untersuchung, bloß einiger neuern Wiederholung derselben. Platons Gespräche, aus welchem man die meisten Gründe dazu hernimmt, wird von wenigen heut zu Tage in der Grundsprache gelesen, die die Schreibart und einiger Stellen Tiefsinnigkeit davon abschrecken, auf die bisherigen Uebersetzungen aber, darf man sich gar nicht verlassen. Es handelt zwar von der Liebe aber auf keine strafbare Art, da Sokrates dem Hippothales weiset, wenn er vom Lysides geliebet seyn wolle, so müsse er dem Knaben nicht schmeicheln, dadurch er ihn nur stolz machen würde, sondern ihm vielmehr seine Fehler zeigen. Daß Plato denen, die er Gespräche halten lassen, und besonders dem Sokrates viel erdichtete Dinge in den Mund gelegt, ist ausgemacht. Herr G. erzählet den Inhalt des Gespräches ausführlich, und handelt bey einer gegebenen Veranlassung von verschiedenem, was die Alten, die Physiognomie betreffend geglaubet haben. Er zeiget darauf, daß es bey den Griechen eine untadelhafte und selbst lobenswürdige Knabenliebe gegeben,

durch welche junge Leute, vermöge der Begierde zu gefallen, zu Tugenden, und besonders zur Tapferkeit im Kriege angetrieben worden. Darauf zeiget Herr G. daß in Platons Gastmahle Sokrates durch des Alcibiades eigene Erzählung vollkommen gerechtfertiget werde, und aus Xenophons Gastmahle läßt sich eben so wenig eine Beschuldigung dieser Art herausbringen. Ob Sokrates zwey Weiber gehabt habe, läßt sich nicht mit Gewißheit ausmachen, wofern es aber geschehen ist, hat er keinen Vorwurf deswegen verdienet, weil die Athenienser, um diese Zeit solches zur Bevölkerung ihres durch Kriege erschöpften Landes verstattet hatten.

Als ein Zusatz zu einer Stelle dieser Abhandlung, wo des Sokrates Gestalt mit einem Esel verglichen wird, ist eine Sammlung der Stellen, welche die Hochachtung der Alten für die Esel zeigen, corollarium de antiqua asinorum honestate, beygefügt.

Herr Professor Michaelis handelt von dem Werthe des jüdischen Sekels vor der babylonischen Gefängniß. Herr M. hat außerordentliche Mühe und Gelehrsamkeit angewandt, mehr die Irrthümer hierinnen zu widerlegen, als etwas Zuverläßiges heraus zu bringen. Seine Gedanken sind gewesen, den Werth des jüdischen Sekels, durch die Vergleichung mit Gewichten, durch die Schätzung der Sachen, die dafür haben können gekauft werden u. s. w. auszumachen, und dieses führet ihn in eine Menge und Mannichfaltigkeit von Untersuchungen. Bey Gelegenheit desjenigen, was David dem Salomo zum Tempelbaue hinterlassen, und um die Größe dieser Summe glaubwürdig zu machen, die der Ueberwin-

der der Phönizier in Syrien, der Syrer, und der Araber konnte zusammen gebracht haben, wird der Reichthum der Harzbergwerke angegeben, aus denen jährlich mehr als 80000 Mark Silber kommen. Das Gewichte von Goliaths Panzer, welches 1 Sam. XVII, 5. 5000 Sekel Erztes angegeben wird, hat Herr M. auch vorgenommen. Der Zusatz: Erztes, zeigt an, daß der Panzer noch aus anderer Materie bestanden; vermuthlich aus Leinewad, die mit ehernen Schuppen überlegt war, mehr durch derselben Glätte die Stöße und Schüsse abglitschen zu machen, als solchen selbst zu widerstehen, welches letztere Amt der Leinewand überlassen war. Tacitus, Hist. L. I. c. 79. erwähnt Panzer barbarischer Völker, die aus sehr hartem Leder gemacht waren. Iphikrates und Galba hatten, wie Cornelius Nepos und Sueton erwähnen, leinene, und daß die Hebräer dergleichen auch geführet, erhellet aus 2 B. Mos. XXVIII, 32. In dem benachbarten Aegypten, dem Vaterlande der Philister, waren die leinenen Panzer sehr gebräuchlich. (Plin. H. N. L. XVIIII. c. 2. Herodot. L. III. c. 47.) Man sieht hieraus, daß der Sekel nicht, wie viele gläuben, für den alexandrinischen, oder für die römische halbe Unze kann angenommen werden. Clericus glaubet zwar, dieses Gewichte sey für einen so großen Körper nicht zu viel, und müsse auch so groß seyn, wenn die Schuppen hätten stark genug seyn sollen, den Riesen zu schützen; aber er bedenkt nicht, daß die Stöße auszuhalten, die leinene Bedeckung genug war, wie das schon angeführte Beyspiel des Galba beym Sueton zeiget, bey welcher Stelle man des Pitiscus

Anmerkungen dieserwegen nachzulesen hat. Daß diese leinene Bedeckung eine große Last müsse gehabt haben, erhellet daraus, weil die Aegyptier dergleichen Panzer hatten, wo jeder Faden aus 365 andern Fäden bestand, wie Herodot. und Plin. a. a. O. bezeugen; setzet man zu diesem Gewichte 250 Pf. Troygewichte, (so viel betragen 5000 Sekel nach den Gedanken derer, die den alexandrinischen hier verstehen,) oder $224\frac{6}{11}$ Pf. cöllnisch, so müßte diese Last, nebst den übrigen Waffen, auch einen Riesen zu Boden gedrückt haben. Man muß dabey noch überlegen, daß diese 250 Pf. bey weiten nicht den ganzen Körper zu bedecken wären angewandt worden. Der Rücken war bey einen Soldaten, der stehen, und nicht wie die Parther fliehend fechten sollte, wohl unbedeckt, auch die Füße hatten eine andere Beschirmung: Also bedeckte der Panzer kaum 11 rheinische Quadratfuß, welches folgendergestalt berechnet wird. Bey dem sechsellichten Riesen konnte wohl die Länge zwischen dem Halse und den Füßen kaum mehr als 2 Ellen betragen, welches 3 rheinische Fuß und 7, 776 Zoll beträgt. Man setze sie 4 Fuß; den Körper vorne zu bedecken, war eine Breite von 3 Fuß genug. So bekömmt die Fläche des Panzers 12 Quadratfuß, und wird ein wenig unter 11 haben, wenn man die Länge nicht völlig 4 Fuß rechnet. Nimmt man also diese Fläche 12 F. an, so kann man noch was abrechnen. Nun machen 50 Pf. cöllnisch Eisen einen Cubikfuß; also geben $224\frac{6}{11}$ Pf. einen gevierten Fuß Eisen mit einer Dicke von 5 Zoll und $10\frac{1}{2}\frac{1}{7}\frac{8}{6}$ Lin. rheinl. Beträgt die Fläche des Panzers zwölf Quadratfuß, so ist seine

Dicke

Dicke $\frac{11}{12}$ von der angegebenen, oder $5\frac{332}{475}$ Linien, allemal die von den alexandrinischen Dollmetschern und allen Juden angenommene Größe des Sekels vorausgesetzet; man lasse, weil sich das Eisen zusammenschmieden läßt, den Bruch, ob er gleich fast ein ganzes beträgt, abgehen, so bleibt noch eine so ungeheure Dicke übrig, daß unsere Cuirasse, die doch so gar Schüsse aushalten, nur den fünften Theil davon haben. Herr M. hat sich dieserwegen in einer Gewehrfabrik erkundigen lassen, und die Nachricht erhalten, die Cuirasse machten das Mittel von einem starken und kleinern Messerrücken aus, und liefen an den Seiten dünner zu. Er hat auch durch des Herrn von Haller Vorschub, Maaße von bernischen Harnischen bekommen, da denn der alten Dicke drittehalbe Pariserlinien, der neuern eine ist befunden worden; bekanntermaßen aber haben die Schweizer die stärksten Harnische geführet. Das Erzt an Goliaths Panzer ist vermuthlich noch dünner als bey unsern Cuiraßirern gewesen, da es über Leinwand gezogen war, und nur Pfeilen und Degen widerstehen durfte; und eine halbe Linie dicke ist, vermuthlich für diese über die Leinwad gelegte Schuppen genug gewesen. also ist der Sekel, nach welchem Goliaths Panzer angegeben wird, gewiß kleiner als der alexandrinische gewesen. Eben so wenig kann man die Spitze an Goliaths Spieße 1 Sam. XVI, 7. und an eines andern Riesen seinen 2 Sam. XXI, 16. darnach rechnen, da die erste 30 Pf. Troy gewogen, oder $24\frac{6}{11}$ cölln. würde eine Last, die auch von einem Riesen am Ende eines langen Spießes nicht zu regieren ist. Aus dieser Probe wird man sehen, wie sorgfältig, mühsam

und

und zugleich scharfsinnig Herrn M. Untersuchungen sind, zugleich aber, wie lehrreich und angenehm sie ihrer Mannichfaltigkeit wegen auch für Leser seyn können, die sich sonst eben nicht für verbunden achteten, von der Hauptsache genaue Kenntniß zu haben. So gut als sich bey so vielen Schwierigkeiten etwas ausmachen läßt, thut er folgendes dar: Der Sekel ist dreyfach gewesen; der königliche $\frac{1}{25}$ der römischen Unze, der mosaische $\frac{1}{5}$ derselben, und der Kaufmannssekel, der ungefähr mit dem babylonischen Siglo oder Gresso übereinstimmet, welcher $\frac{1}{6}$ der Unze gewesen ist. Die Gera, der zwanzigste Theil des mosaischen Sekels war eigentlich eine Meermuschel, der sich die Alten an Geldes statt bedienet haben.

Der Herr von Haller handelt von den Theilen des menschlichen Körpers, welche für den Reiz empfindlich sind: Diese Abhandlung ist so voll neuer und wichtiger Versuche, daß sie verdienet, ganz deutsch gelesen zu werden, und dieserwegen wird hier keine weitläuftigere Anzeige von ihr gethan.

Herr Tobias Mayer untersuchet die Parallaxe des Mondes, und desselben Entfernung von der Erde. Er setzet, der Mond bewege sich in der Fläche des Aequators um die Erde, welches man annehmen darf, weil er davon nicht viel abweicht. Nun weiß man aus den Beobachtungen die Verhältniß des Durchmessers vom Aequator zur Axe der Erde, imgleichen die Länge des Secundenpenduls unter dem Aequator, und also die Stärke der Schwere daselbst, und folglich die Stärke der Schwere in der Gegend, wo der Mond um die Erde geht, dessen mittlere Weite hier so, wie man mit unbekannten Größen in algebraischen

Rech-

Rechnungen verfährt, gebrauchet wird. Die Periode des Mondes um die Erde, d. i. die Zeit eines Monates, ist auch bekannt, und wenn man dazu den Lehrsatz nimmt, daß sich die Centralkraft verkehrt, wie die Quadrate der periodischen Zeiten mit den Halbmessern der Kreise dividirt verhalten, so erhält man eine Gleichung, aus der Herr M. endlich nach vollführter Rechnung und Wegwerfung zu kleiner Glieder, die Weite des Mondes von der Erde $= 59,89 \sqrt[3]{(1+m)}$ findet, wo die Ziffern sich auf den Halbmesser der Erde, als die Einheit beziehen, und $1 : m$ die Verhältniß der Masse der Erde zur Masse des Mondes ist. Diese Weite kann also nicht kleiner werden, als 59, 89 des Halbmessers der Erde, denn so groß ist sie noch, wenn die Masse des Mondes gar nichts ist, oder welches eben das giebt, wenn der Mond keine anziehende Kraft besitzt. Diejenigen also, welche läugnen, daß die Erde gegen den Mond schwer sey, wie der Mond gegen sie schwer ist, haben hier ein Mittel, ihre Meynung, welche sonst durch keine Erscheinung unterstützet wird, um etwas wahrscheinlich zu machen, wenn sie darthun können, daß die Weite des Mondes von der Erde nur 59, 89 Halbmesser der Erde übertreffe. Aber der neuern Sternforscher Beobachtungen, geben Anlaß, sie für größer zu halten, und die Hypothese, der gegenseitigen Schwere stimmt mit allen Erscheinungen überein. Herr Mayer nimmt mit Herrn Dan. Bernouilli an, die Masse des Mondes sey $\frac{1}{70}$ der Erdmasse, woraus denn die gefundene Weite 60, 17, und der Winkel, unter welchen des Aequators Durchmesser

messer im Monde erscheint, die Aequatorialparallaxe 57 M. 8 Sec. folget. Nun hat Herr Mayer durch oft wiederholte Beobachtungen den scheinbaren Durchmesser des Mondes in der mittlern Weite 31 M. 10 Sec. gefunden, woraus die Verhältniß des Durchmessers des Mondes, zum Durchmesser unsers Aequators, wie 6 : 11, oder wie 32 M. zu 58 M. 40 S. folgt, welche Verhältniß zwischen Halleys und Caßinis Bestimmungen derselben fällt, und mit des de la Hire seiner übereinstimmt, daß also die Theorie hie mit den Beobachtungen eins ist.

Nun suchet Herr M. eben dieses aus Beobachtungen zu bestimmen, zu deren Gebrauche er erst ohne Beweis Formeln liefert, die Parallaxen der Höhen und des Azimuths der Declinationen und Rectascensionen, der Längen und Breiten zu finden. Die Parallaxe des Azimuths kömmt nur bey der von der völligen Kugelrundung abweichenden Erde vor, weil da die Verticallinie nicht durch der Erde Mittelpunct geht. Er erzählet hierauf verschiedene zu seinem Zwecke dienende Beobachtungen vom Monde bedeckter Firsterne, die er und Herr Lowicz gehalten, und setzet auch nach denselben die Verhältniß des scheinbaren Durchmessers vom Monde zu dessen Aequatorialparallaxe, wie 6 : 11, wobey er einen Irrthum von 5 bis 8 Sec. nicht in Abrede seyn will.

Prof. Kästner betrachtet die Abweichungen der Strahlen, die in Gläsern gebrochen werden, wegen der verschiedenen Brechung verschiedener Farben. Daß sphärische Gläser nicht alle Strahlen, die aus einem Puncte auffallen, wieder in einem Puncte vereinigen kön-

können, ist bekannt, und der Verfasser hat die davon oder von der Gestalt der Gläser herrührende Abweichung im I Theile dieser Schriften untersuchet. Indessen ließen sich Gläser erdenken, die für ein gegebenes Gesetze der Brechung alle aus einem Puncte kommende Strahlen wieder in einen Punct brächten. Cartesius in seiner Dioptrik, und Joh. Bernoulli in der VI Lectione Hospitaliana haben dieses gewiesen. Eben deswegen haben sich auch die Künstler sonst eifrig bemühet, hyperbolische und elliptische Gläser zu machen, und Newton selbst hat sich damit beschäfftiget, bis er seine Entdeckungen von den Farben selbst bey Veranlassung solcher Arbeiten machte. Denn da sahe er sogleich ein, daß Gläser, die alle Strahlen von einer Art auf das genaueste zusammen brächten, solches doch nicht bey Strahlen von verschiedener Art bewerkstelligen könnten. In gegenwärtiger Abhandlung, welche als eine Fortsetzung der vorigen anzusehen ist, werden also die Fehler untersuchet, welche daher entstehen, daß ein Strahl mehr als der andere auf eben die Art einfallende gebrochen wird. Ihre Größe kömmt nur auf die Brennweite und nicht auf die Gestalt des Glases an, und sie sind so beträchtlich, daß der Irrthum, den die Gestalt des Glases giebt, meistens gegen sie nicht zu rechnen ist. Dieses nun auf die optischen Werkzeuge anzuwenden, wird eine Hypothese angenommen. Wenn die Strahlen, die von einem einzigen Puncte herkommen, wegen der Brechung der Gläser sich auf dem Boden des Auges nicht wieder in einen Punct sammlen, sondern daselbst einen kleinen Kreis ausfüllen, so wird das Sehen undeutlich, und die Undeutlichkeit verhält sich

wie die Fläche dieses Abweichungskreises im Auge. Die Undeutlichkeit folget daraus, weil auf diese Art die Strahlen von jedem Puncte der Sache Abweichungskreise machen werden, die in einander gehen, so daß auf einen Punct des Bodens vom Auge Strahlen von verschiedenen Puncten der Sache kommen; aber aus der allgemeinen Theorie der Empfindungen ist klar, daß eine Empfindung undeutlich wird, wenn auf einen und denselben Theil des Empfindungswerkzeuges verschiedene Dinge zugleich wirken. Aber dieser Abweichungskreis im Auge richtet sich nach einem andern gewissen Abweichungskreise, den eben die Brechung der verschiedenen Farbenstrahlen verursachet, und so läßt sich die Undeutlichkeit aus Betrachtung des letztern Abweichungskreises, d. i. aus der Beschaffenheit des optischen Werkzeuges bestimmen. Daraus wird alsdenn Huygens Regel von Einrichtung der Ferngläser nach einem gewissen, das man durch die Erfahrung gut befunden hat, und zur Grundregel annimmt, hergeleitet, und ihr Gebrauch erläutert.

Herr Segner handelt von der Parallaxe des astronomischen Netzes. Er hatte im vorigen Theile angegeben, wie man das Mikrometernetz in den Fernröhren, so daß es mehr fassete, verbessern könnte. Das Mikrometernetz misset den Abstand der Bilder der verschiedenen Puncte des Gegenstandes von der Axe; Jedes aber dieser Bilder ist ein Vereinigungspunct der Strahlen, welche von dem Puncte, dessen Bild es ist, auf das Vorderglas fallen, und von diesem gebrochen werden. Diese Vereinigungspuncte, diese Scheitel der gebrochenen Strahlenkegel, liegen eigentlich

lich nicht in einer ebenen Fläche, sondern in einer Kugelfläche, deren Mittelpunct das Mittel des Vorderglases ist. Aus der Betrachtung, daß diese Kugelfläche von einer ebenen in ziemlichem Abstande von der Axe nicht merklich abwiche, hat Herr Segner eben im vorigen Aufsatze, das Feld des Mikrometers zu erweitern gelehret: Aber da diese Abweichung, so geringe sie auch ist, doch einen Irrthum verursache, wenn man sezt, diese Scheitel der gebrochenen Strahlenkegel befinden sich in der Ebene des Mikrometers, da sie sich wirklich in einer Kugelfläche befinden, so entsteht daraus eben die Parallaxe, die Herr S. hier betrachtet, und so viel sich thun läßt, vermeiden oder vermindern lehret. Die Art, wie er solches verrichtet, ist ohne Zeichnungen hier nicht verständlich zu erzählen.

Herr Hollmann giebt von ungeheuren Knochen Nachricht, die im Amte Herzberg 1751 ausgegraben worden. Er hat sie durch den Vorschub des königl. Oberamtmanns, Herrn Nanne, erhalten. Die Bauern haben ihrer 29 an der Zahl im Mergel gefunden, dessen sie sich, ihre Felder fruchtbar zu machen bedienen, und der Mergel selbst hat sich überall an die Knochen angehänget. Noch andere von diesen Knochen hat Herr H. nicht erhalten, sondern sie sind anders zerstreuet worden. Von Herrn H. seinen gehören einige, aber am übelsten zugerichtete zu Hirnschädeln. In einem dieser Stücke ist das zellenförmige knochichte Wesen, das sich zwischen den beyden Tafeln des Hirnschädels befindet, fast 3 Zoll 4 Linien Londner Maaß dicke. Aus dieser Größe, der die übrigen gemäß sind, sollte man folgern, die Knochen

hätten Elephanten zugehöret: Aber Herr H. zeiget, daß sie etwas kleiner sind, als die Knochen eines Elephanten, deren Abmessungen in den philos. Trans. gegeben werden, daß auch die Verhältnisse, die bey erwähnten Elephantenknochen sind gefunden worden, hier nicht angetroffen werden, und daß endlich die ausgegrabenen Knochen, in Vergleichung mit ihrer Länge zu dicke sind, als daß sie könnten einem jungen Elephanten zugeeignet werden. Da sie aber doch einem vierfüßigen und sehr großen Thiere müssen zugehöret haben, so muthmaßet Herr H. sie seyn von einem Rhinoceros, welches mit den Abmessungen des Rhinoceros, das man vor einigen Jahren in Deutschland zur Schau herum geführet, wie der Besitzer des Thieres solche in seinem gedruckten Zeddel angegeben, ziemlich übereinstimmet.

Herr H. setzt diese Untersuchung in einer andern Abhandlung fort. Er beschreibt darinnen noch mehr der ausgegrabenen Knochen, und unter andern Zähne. Er hatte von diesen Zähnen einen Herr Mekeln mitgegeben, solchen mit den Zähnen des Nashorns zu vergleichen, wenn er dasselbe auf einer Reise, die er vornahm, anträfe. Herr Mekel hat es auch zu Paris gefunden, und versichert, daß der Backzahn, den ihm Herr H. mitgegeben, des Rhinoceros seinen vollkommen ähnlich, nur an der Größe unterschieden sey. Abzeichnen hat er die Zähne beym lebendigen Rhinoceros nicht können, weil man sie nur auf die Augenblicke zu sehen bekömmt, da das Thier den Rachen öffnet, Fressen zu verschlingen. Zuletzt beschreibt Herr H. noch die Beschaffenheit des Ortes, wo diese Knochen gefunden worden, welches Hoffnung giebt,

daß

daß man deren noch mehr finden werde. Herr Nanne hat diese Beschreibung Herr Hollmannen übersandt, Herr Hollmann aber sie bey einer dahin angestellten Reise richtig befunden. Eine sehr wahrscheinliche Muthmaßung Herrn Nannens ist: an dem Hügel, wo sie gefunden worden, den ein ziemlich tiefes Thal von dem umliegenden Harzgebirge absondert, sey vor diesem ein Wasserwirbel gewesen, den die Zurückprallung des Wassers von den Harzgebirgen verursachet, und dieser Wirbel habe die Knochen, nebst dem Mergel, in dem sie stecken, zusammengeführet. Die Knochen werden abgebildet vorgestellet, und die Erklärung dieser Abbildungen ist beygefüget.

Herr Gesner beschreibt einen alten Marmorstein zu Cassel, der Loblieder auf den Aeskulap, die Hygea, den Telesphorus vorstellet. Die Regimenter, welche Landgraf Carl im vorigen Jahrhunderte den Venetianern zu Hülfe geschickt, haben ihn 1688 aus der Nachbarschaft von Athen mitgebracht. Das Lied auf die Hygea ist beym Athenäus zu lesen, und verschiedemal herausgegeben worden, das aber auf den Telesphorus kann sowohl wegen der Fehler, die der Arbeiter gemacht, als wegen der Beschädigung, die der Stein gelitten, Kennern der Alterthümer Anlaß geben, ihre Kräfte zu prüfen. Herr G. hat solches so genau als möglich, in Kupfer stechen lassen, und füget demselben und den übrigen solche Ergänzungen und Anmerkungen bey, wie nur von ihm herkommen können.

Herr Mayer giebt eine neue Methode, die Werkzeuge zum Winkelmessen vollkommener zu machen, und selbst ein neues Werkzeug zum Winkelmessen.

Man stelle sich zwey Liniale vor, deren eines unbeweglich bleibt, das andere sich um eine senkrecht auf beyder Liniale Fläche stehende Axe drehen läßt; kurz, so viel, als ein gemeines Astrolabium übrig behalten würde, wenn man von ihm den eingetheilten halben Kreis, und von seinen beyden Linialen, die Absichten wegnähme. An jedem Ende jedes Linials sey ein Punct bezeichnet, und diese vier Puncte stehen von der Axe des Umdrehens in gleicher Entfernung, und jede zweene Puncte auf einem Liniale liegen in einer geraden Linie mit dem Mittelpuncte der Axe des Umdrehens. Man nimmt die Weite jedes dieser Puncte vom Mittelpuncte der Axe des Umdrehens für den Halbmesser an, und beschreibt, weil selbiger zugleich die Sehne von 60 Gr. ist, einen geradelinichten Transporteur, der sich für diesen Halbmesser schickt. Man hat also allemal den Winkel, den die Liniale mit einander machen, wenn man die Weite des Endpunctes von dem einen Liniale, und des Endpunctes vom andern, mit einem Handzirkel mißt, und auf diesen geradelinichten Transporteur trägt, welcher solchergestalt die Stelle des eingetheilten Halbkreises bey den gemeinen Werkzeugen vertritt. Nun sind auf keinem von beyden Linialen Absichten; auf das bewegliche aber wird auf die gewöhnliche Art ein astronomisches Fernrohr angebracht, in dessen Brennpuncte Herr M. ein Stücke Glas mit zwo einander senkrecht durchkreuzenden Linien, die man mit einem Diamante darauf ziehen kann, setzet. Wenn er nun mit diesem Werkzeuge messen will, was zwo Linien von zwoen Gegenständen an den Ort, wo es steht, hingezogen, für einen Winkel mit einander machen,

so

so verfährt er folgendergestalt: Er giebt dem unbeweglichen Liniale eine willkührliche unveränderliche Lage; sieht alsdenn durch das Fernrohr nach einem der Gegenstände, und findet den Winkel, den die dahin gehende Linie mit der unbeweglichen Regel machet, auf die nur angewiesene Art. Eben das Verfahren wiederholet er mit dem andern Gegenstande, und hat also den Winkel, den die Linien nach beyden Gegenständen mit einander machen, aus dem Unterschiede, oder der Summe dieser beyden Winkel. Man kann bey diesem einfachen Verfahren nicht über drey Minuten fehlen *. Aber diesen Fehler noch zu vermin-

* Man wird den Halbmesser des Werkzeuges, oder die Chorde des geradelinichten Transporteurs nicht genauer als in 1000 Theile eintheilen können. Nun verändern sich die Sinus, so lange sie zu Bogen unter 45 Grad gehören, so schnell, daß sie von drey zu drey, höchstens von 4 zu 4 Minuten, in Tausendtheilchen des Halbmessers von einander unterschieden werden, und dieses gilt auch für diese Sinus verdoppelt, nämlich für die Chorden ihrer verdoppelten Bogen. Also kann man vermittelst des geradelinichten Transporteurs jeden Winkel, der unter 90 Grad ist, auf drey Minuten genau haben, und weiter erstrecket Herr M. seinen Transporteur nicht, sondern findet Winkel über 90 Grad, durch ihre Nebenwinkel. Man setze, der Irrthum, der also bey einem Winkel kann begangen werden, heiße Z. Die Größe des Winkels, wie man sie findet, sey $= A$, da sie $A + Z$ oder $A - Z$ eigentlich seyn sollte. Man setze also, es werde der kleinere Winkel von der Größe A angenommen, der eigentlich die Größe $A - Z$ hat: Der größere Winkel werde $= B$ angenommen, da er eigentlich $= B + Z$ seyn sollte. Dieses beydes sind Winkel der Gesichtslinien nach beyden

mindern, und den Winkel genauer zu finden, bedienet sich Herr Mayer einer sinnreichen Methode, die sich ohne Figuren nicht verstehen läßt, und im Hauptwerke darauf ankömmt; er wiederholet die Arbeit, die für einen Winkel, den die Gesichtslinien von beyden Gegenständen mit einander machen, nöthig war, zu verschiedenenmalen, bis die Regel mit dem Fernrohre, ungefähr eine ganze Umwendung verrichtet hat, und gegen

den Gegenständen, mit der unbeweglichen Regel, und also könnte der Winkel beyder Gesichtslinien mit einander selbst, den man eigentlich suchet, eigentlich $= B - A + 2 Z$ seyn, wenn man ihn bey Weglassung der Fehler Z, nur $B - A$ fände. Es scheint daher, als brächte Herr Mayers Art, diesen Winkel zu finden, ihn in die Gefahr des doppelten Fehlers, der bey einem einzelnen Winkel kann begangen werden. Allein die Hypothese $A - Z$, $B + Z$, oder daß der Fehler, so begangen worden, daß bey dem völligen Verfahren ihre Summe zum Vorscheine kömmt, findet nur alsdenn statt, wenn ein Winkel zu groß, und der andere zu klein angenommen wird; Würde bey beyden einerley Fehler begangen, so hüben sich dieselben gar auf, und über dieses läßt sich aus der Größe der Chorde leicht beurtheilen, ob sie unter den drey oder vier Winkeln, denen sie zugehören kann, den größern oder kleinern zugehöret, und allenfalls das Mittel nehmen, daß man also Z nicht drey Minuten, sondern ungefähr anderthalbe Minute setzen darf.

Das Bedenken könnte noch übrig bleiben, daß sich die unbewegliche Regel verrücken dürfte, und vielleicht wäre dieserwegen nicht undienlich, ein Paar gemeine Absichten an selbige zu machen, vermittelst deren man sie nach einem mittelmäßig entlegenen Gegenstande richten, und sich dadurch versichern könnte, daß sie ihre Lage nicht geändert hätte.

gegen die andere wieder in eben die Lage ungefähr gekommen ist, die sie bey der ersten Arbeit dieser Art gegen einander hatten; Dadurch erhält er ein vielfaches von dem gesuchten Winkel, und der Fehler, der begangen werden kann, theilet sich dergestalt ein, daß man den Winkel auf 20 und weniger Secunden genau haben kann *. Die Fehler, welche bey dieser Art, Winkel zu messen, vorkommen können, können von unrichtiger Abtheilung des geradelinichten Transporteurs, oder von Fehlern, die man beym Abnehmen und Messen der Chorden begeht, oder endlich davon herrühren, daß man das Fernrohr nicht nach einem einzigen untheilbaren Puncte zu richten vermögend ist. Des geradelinichten Transporteurs Irrthümer darf man sich nur anmerken und in ein Verzeichniß bringen, damit man die Winkel darnach richtig abmessen kann; wegen des zweyten Ursprungs der Fehler muß man alle mögliche Behutsamkeit brauchen; des dritten Größe aber hat er folgendermaßen bestimmt. Er hat einen Raum mit zehn starken schwarzen gleichlaufenden Strichen unterschieden, so daß zwischen jedem Paar Striche ein weißer Streifen von gleicher Breite mit den Strichen gewesen, die Breite hat $\frac{2}{10}$ einer Linie betragen. Er hat diesen abgetheilten Raum, weil er kurzsichtig ist, mit einem Hohlglase betrachtet, und ist so weit zurücke gegan-

* Nur möchten vielleicht die vielen Wiederholungen, die zu dieser genauen Bestimmung nöthig sind, langweilig fallen, und sich dadurch, ob wohl bey Leuten, die nicht mit Herrn Mayers Geschicklichkeit arbeiteten, größere Fehler aufhäufen, als diese Wiederholungen vermeiden sollen.

gen, bis ihm die weißen und schwarzen Pläze vermengt erschienen. Seine Entfernung ist alsdenn 30 Zoll gewesen, und da in diesem Abstande die Breite von $\frac{2}{10}$ einer Linie unter einem Winkel von 1 M. 54 Sec. eingefallen ist, so macht er daraus den Schluß, was unter einem kleinern Winkel als 2 Min. einfalle, sey dem Auge nicht mehr empfindlich *. Eben das haben auch andere, deren Gesichte besser beschaffen gewesen ist, ihm bestätiget. Also kann man durch bloßes Absehen, ohne Fernrohr, einen Winkel nicht genauer als auf 2 Min. haben, welches Herr M. zu Beurtheilung der astronomischen Beobachtungen anwendet, und daraus erkläret, warum Tycho und Hevel bey allem angewandten Fleiße nicht richtiger beobachten können †. Da nun ein Fernrohr den Sehe-

* Robert Hook setzet den Winkel unter dem eine Sache einfallen muß, wenn sie noch dem Auge empfindlich seyn soll, auf eine halbe Minute, und Smith (compleat System of optiks 97. §.) auf zween Drittheil einer Minute, wenn man Sachen bey Tage gegen den freyen Himmel, z. E. eine ausgeschnittene Scheibe betrachtet hat. Diese Art, den Versuch anzustellen, ist also vom Herrn M. seiner etwas verschieden; vielleicht aber ist Herrn M. seine zu der vorhabenden Absicht, da man doch meistens nicht nach einer ganzen Sache, sondern nach einem gewissen Merkzeichen darauf visiret, genauer eingerichtet.

† Bekanntermaßen hat Hook diesen Einwurf Heveln schon gemacht; aber Hevel hat von der Schärfe seiner Beobachtungen Halleyen gegenwärtig überführet. Man s. Heuelii Annum Climacter. und aus demselben Rosts astronom. Handb. 6 C. Herr Marinoni eignet gleichwohl den bloßen Absehen nur eine Schärfe auf 5 Mi-

Sehewinkel vergrößert, so verringert es nach eben dem Maaße, den Fehler, der mit dem bloßen Absehen könnte begangen werden. Wenn man z. E. zu einem solchen Werkzeuge ein Fernrohr von 3 Fuß gebraucht, das zwanzigmal vergrößerte, (und mehr Vergrößerung darf man ihm bey Beobachtungen auf der Erde wegen der nöthigen Helligkeit nicht geben,) so sieht durch dasselbe eine Sache, die dem bloßen Auge unter einem Winkel von $\frac{2}{20}$ oder $\frac{1}{10}$ einer Minute einfiele, so groß als dem bloßen Auge eine Sache, die einen Winkel von 2 Minuten machet. Also kann man diesen Fehler hierdurch von den 2 Min. auf die er bey bloßem Auge steigen kann, auf 6 Sec. vermindern. Und da sich die vergrössernden Kräfte der Fernröhre ungefähr wie die Quadrate ihrer Längen verhalten, so verfertiget Herr M. eine Tafel, aus welcher zu sehen ist, wie groß dieser Fehler bey Fernröhren von der und jener Länge noch bleibt. Bey einem Fernrohre von 30 Fuß, pariser Maaß, wäre er noch $1\frac{1}{2}$ Secunde, und bey einem von 6 Fuß, 4 Secunden. Man wird leicht begreifen, daß Herr M. dieses nicht zu gegenwärtiger Absicht, sondern wegen der Werkzeuge, die mit Fernröhren

X 5 ver-

5 Minuten zu, wenn man sie bey dem Meßtischchen gebrauchet. S. s. Buch de re ichnographica. Eben daselbst verwirft er den Gebrauch des Fernrohres beym Feldmessen, wegen dessen mühsamer und aufhaltender Richtung. Doch bey großen Weiten, und wo man nicht mit den Meßtischen, wie er, sondern mit einem Winkelmesser arbeitet, scheint solcher allerdings vortheilhaft.

versehen werden, überhaupt anführet *. Ein Fernrohr von 20 Zoll, wie sich zu seinem Werkzeuge schickt, vermindert diesen Fehler auf 12 Sec. Nimmt man nun noch die vorhin angezeigte Art durch wiederholte Abmessung des Winkels, die Fehler einzutheilen, dazu, wo sich auch vielleicht diese Fehler aufheben können, so sieht man leicht, daß dieses Werkzeug die Winkel sehr scharf giebt.

Der Herr von Haller theilet botanische Anmerkungen mit. Es sind Beschreibungen und Abbildungen von Pflanzen, davon genug seyn wird, den Liebhabern der Kräuterkenntniß die Namen hier mitzutheilen. Die beschriebenen Pflanzen sind: 1) *Allium* vmbellatum, foliis fistulosis compressis radice reticulo obducta. Der Herr von Haller hat es unter dem Namen campestris iuncifolii fl. alb. vmb. Gerberi erhalten. 2) *Allium* radice simplici foliis gramineis, vmbella simplici bicolore. 3) *Porrum* scapo nudo [illegible] anci-

* Diese Lehre scheint bey alle dem für die Richtigkeit der astronomischen Beobachtungen gefährlich, da man auf etliche Secunden mit kurzen Fernröhren doch der Sache gewiß seyn will. Vielleicht ist bey den himmlischen Körpern ihres Lichtes wegen etwas empfindlich, das man unter eben dem Winkel, wenn es ein irdischer Gegenstand wäre, nicht empfinden würde; wie man Körper, die nicht mit eigenem Lichte strahlen, gewiß nicht sehen würde, wenn sie unter so unermeßlich kleinen Winkeln uns in das Auge fielen, wie die größten Fixsterne; vielleicht thut auch bey den astronomischen Beobachtungen die Gewohnheit das beste, daß man aus vielen das Mittel nimmt, wodurch sich die Fehler eintheilen, und oft aufheben.

ancipiti, antequam floruerit nutante foliis ensiformibus, hinc paulo conuexioribus. Gmelini Fl. Sib. T. I. p. 15. n. 18. 4) *Allium* scapo ancipiti teretiusculo foliis ensif. hinc paulo conuexiorib. Gmel. Fl. Sib. T. I. p. 53. n. 7. Diese Allia füget Herr von Haller seiner Abhandlung von den Alliis bey, und verbessert eines und das andere in derselben. 5) *Astragalus* siliquis recuruis depressis, hirsutis. 6) *Astrag.* caule erecto, ex alis spicifero, siliquis teretibus hirsutis. 7) *Clymen.* fl. purpureo siliqu. congestis articulatis incuruis. En. hort. Gott. p. 65. oder wie der Herr von Haller die Pflanze nun nennet: Lathyrus folior. parib. quinque fl. racemosis siliqu. incuruis. 8) Melilotus foliis hirsutis, rariter dentatis scapo paucifloro. 9) *Teucrium* foliis corolatis, crenatis, petiolatis, spicis oblongis densissimis. 10) *Moldauica* fol. cordato triangularib. serratis. 11) *Cataria* fl. inuersis. 12) *Elitois* caule erecto fl. masculin. caulem et ramos terminantibus. 13) *Triclis* fol. verticillat. pentastemon. 14) *Chenopodium* caule brachiato, ramosissimo fl. spinulis insidentibus. 15) *Sesels* foliis glaucis, rad. praelonga, seminib. subhirsutis. 16) Rhamnus non spinos. fol. glabr. crenat. 17) Einige Anmerkungen von der Peloria, wo gewiesen wird, daß dieses keine neue Art von Pflanzen, sondern nur eine sonderbare Ausartung der Elatine sey, welche zugleich darthut, daß in den Pflanzen die Theile nicht alle vorher gebildet sind, und ausgewickelt, sondern gebildet werden, wie schon die gefüllten Blumen längstens hätten lehren können. Abbildungen werden gegeben von 1. 2. 5. 6. 9. 11. 12. 13. 14. 16. 17.

Herr

Herr Joh. Ge. Röderer handelt vom Mondkalbe (Mola). Er glaubt, ein Mondkalb entstehe, wenn die Frucht in Vergleichung mit dem was sie einschließt, dem gefäßreichen Theile des Eyes, nicht genugsam wächst, sondern zu klein bleibt, dieser Theil aber sich in einen unförmlichen Körper verwandelt, und so ans Tageslicht gebracht wird. Er bestätiget dieses durch Geschichte von Mondkälbern, in denen man die Frucht noch sehr klein gefunden hat, und glaubt, daß die Frucht bey der Entbindung von einem solchen Mondkalbe meistens im Blute u. d. g. verloren gehe, deswegen er seine Meynung vornehmlich durch die sorgfältige Beschreibung eines solchen Mondkalbes, das er in einer aufgeschnittenen trächtigen Hündinn gefunden, in Vergleichung mit dem natürlichen Zustande, unterstützet.

Herr Zinn liefert fünf Beobachtungen von Krankheiten; sie sind meistens chirurgisch, im Lazarethe angestellet, und lehrreich. Zur Probe mag die letzte dienen: Einer unverheiratheten Weibesperson von 30 Jahren, die harter Arbeit gewohnt, übrigens aber vollkommen gesund war, ist die Brust, wegen eines Krebsschadens abgeschnitten worden, den sie sich durch Druck an die Brustdrüse zugezogen hatte, da sie täglich durch Drucken an einer Walkerpresse den Ziehpengel herumgetrieben. Als sie ins Lazareth kam, waren einige Drüsen unter den Achseln schon scirrhös und verhärtet, und diese Geschwulst ist bey entstandener Schwärung in der benachbarten Wunde dergestalt vergangen, daß man auch den Ort nicht mehr sieht, wo sie gewesen ist, die ziemlich große Wunde aber ist ohne einigen übeln Zufall geheilet worden.

Bisher

Bisher haben sich alle vor Abschneiden der Brust, wenn die Drüsen unter den Achseln schon verstopft gewesen, gefürchtet.

Herr Withof theilet die Zergliederung des menschlichen Haares mit, die völlig deutsch gelesen zu werden verdienet.

Herr Mayer liefert neue Tafeln für Berechnung der Bewegungen der Sonne und des Mondes. Die Mondestafeln stimmen mit den Beobachtungen so genau überein, daß sie keinen Irrthum von 2 Min. und meistens nicht von 1 Min. geben. Sie sind der newtonischen Theorie gemäß, und nach den vom Herrn Eulern, dem die Mondtheorie so viel zu danken hat, dabey angebrachten Kunstgriffe verfertiget, und auf eine geschickte Art auch zur Bequemlichkeit der Rechnungen eingerichtet; dieses ist alles, was sich davon sagen läßt. Uebrigens zeiget Herr M. aus Vergleichung der alten Beobachtungen mit den neuern, daß die Bewegung des Mondes itzo schneller sey, als vordem. Er weiset dieses besonders aus ein Paar arabischen Beobachtungen, von Sonnenfinsternissen, die das Vorzügliche haben, daß bey ihnen im Anfange und am Ende sind Sonnenhöhen genommen worden, und man also die Zeit genau wissen kann. Aber auch schon die neuern und richtig angestellten Beobachtungen der Finsternisse etwa seit 60 Jahren her entdecken diese Beschleunigung.

Herr Zinn theilet Beobachtungen von verhärteten Geschwülsten (Scirrhis) des Gehirnchens und Gehirns mit, welche diesen Band schließen.

V. Nach-

* *

V.

Nachricht von einem neuen Mikrometer,

aus einem Schreiben

D. Robert Smith* an Prof. Kästnern,

aus dem Englischen übersetzt.

Cambridge 4 April 1754.

Ich kann dieses Blatt mit nichts besser ausfüllen, als damit, daß ich ihnen die Nachricht ertheile, daß unlängst hier ein neues Mikrometer ist erfunden worden, welches alle schon vorhandene weit übertrifft. Es besteht aus einem Objectivglase, das in zwey Theile zerschnitten und an das Objectivende eines Spiegelteleskops angebracht ist. Es hat keine Schrauben, folglich braucht man dieselben bey Nachte nicht, zu erleuchten; es erfodert auch nicht, daß das Werkzeug feste steht, wenn man es gebrauchet. Man kann damit bey starkem Winde so genau als im stillsten Wetter in einem Zimmer beobachten. Die Beobachtungen, die man damit anstellet, sind so richtig, daß sie auch ofte wiederholet, nie eine Secunde eines Winkels von einander unterschieden sind, und man verrichtet die Beobachtungen mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit, so daß zehn Beobachtungen in der Zeit können angestellt werden, die man bey dem

gemei-

* Master of Trinity Colledge zu Cambridge, der Verfasser des compleat System of Optiks.

gemeinen Mikrometer zu einer braucht. Ich muß Ihnen doch Herrn Shorts ganzen Brief an Don George Juan herschreiben, da er sehr wohl zu lesen ist. Er saget: das Mikrometer von dieser Art, dessen ich mich bediene, und welches das einzige bisher noch gemachte ist, besteht aus einem Objectivglase von 40 Fuß Brennweite an ein Spiegelteleskop angebracht, das 2 Fuß Brennweite hat. Vermittelst dieses Mikrometers habe ich die Durchmesser aller Planeten gemessen, und finde sie ansehnlich kleiner, als sie bisher von den geschicktesten Sternkundigern, vermittelst der besten Werkzeuge sind bestimmt worden. Der Durchmesser der Sonne wird auch kleiner gefunden, als ihn alle astronomische Tafeln geben. Die Verhältniß der Axe des Jupiters zum Durchmesser seines Aequators wird anders gefunden, als Hr. Pound sie vermittelst einer zu Wanstead mit dem hugenischen 120schuhigen Glase gehaltenen Beobachtung bestimmet hatte. Ein anderer Vortheil bey diesem sehr richtigen Werkzeuge ist, daß man die Winkel in allen Richtungen so genau, als in der, welche auf die tägliche Bewegung, oder auf den Aequator rechtwinklicht ist, messen kann. Ich habe mich daher so oft als möglich bemühet, die Durchmesser des Mondes zu messen, weil auf diese Art die Theorie des Mondes vollkommen kann gemacht werden. Die Monddurchmesser, welche ich durch diese Beobachtungen gefunden habe, sind von denen, die man aus Dr. Halleys Tafeln berechnet hatte, nie über 3 Sec. aber von denen, die Caßinis Tafeln gaben, oft um 15 Secunden unterschieden gewesen, daß also Halleys seine auf eine genauere Theorie gebauet sind. So weit Herr Short. Des Erfinders Name ist Herr Dolland.

Inhalt

Inhalt

des dritten Stückes im dreyzehnten Bande.

Hamburgisches Magazin,

oder

gesammlete Schriften,

Aus der

Naturforschung und den angenehmen Wissenschaften überhaupt.



Des dreyzehnten Bandes viertes Stück.

Mit Königl. Pohln. und Churfürstl. Sächsischer Freyheit.

Hamburg und Leipzig,
bey Georg Christ. Grund und Adam Heinr. Holle.
1754.



I.

Anecdoten und Anmerkungen über Christina, Königinn von Schweden.

Aus den Mélanges de Littérature, d'hiſtoire & de Philoſophie des Herrn d'Alembert.

> Deſcends du haut des Cieux, auguſte Vérité
> Réponds ſur mes écrits ta force & ta clarté
> Que l'oreille des Rois s'accoûtume à t'entendre.
>
> Henriade Chant. I.

Die Geſchichtskunde iſt die ſchlechteſte von allen menſchlichen Wiſſenſchaften, wenn ſie nicht durch die Philoſophie erleuchtet wird. Man würde ſie mit mehrerem Vergnügen erlernen, wenn man, anſtatt die Geſchichte ſo vieler Prinzen aufzuzeichnen, die großentheils nichts, als die Jahrbücher des Laſters und der Schwachheit enthält, ſich ein wenig mehr

Y 2 damit

damit beschäfftiget hätte, die Geschichte der Menschen zu schreiben. Noch ärger ist es, wenn man in diese Geschichte eine Menge Begebenheiten einmischet, woran man noch weniger Theil nimmt, als an der Geschichte selbst. Es wäre zu wünschen, daß man bey jedem Jahrhunderte einen Auszug der wahrhaftig nützlichen historischen Begebenheiten machen und alles das übrige verbrennen möchte. Durch dieses Mittel würden wir unsere Nachkommenschaft vor der Uberschwemmung bewahren, womit sie bedrohet wird, wofern man fortfährt, die Druckerey zu misbrauchen, um der Nachwelt Sachen zu melden, warum sich die Zeitgenossen nicht bekümmern. Ich zweifle nicht daran, daß ein so vernünftiges Verlangen in den Augen der Gelehrten ein Verbrechen der beleidigten Gelehrsamkeit seyn wird, das die Schmähungen und Verfluchungen aller Zusammenschmierer verdient; aber zum Glücke sind diese Verfluchungen weniger fürchterlich, als der Fluch der Herren Theologen. Die Weisen sollten allein berechtiget seyn, die Menschen zu schildern, wie sie auch allein das Recht haben sollten, sie zu regieren. Die Geschichte und die Menschen würden sich sehr gut dabey befinden.

Ich habe mich nicht enthalten können, bey dem Anblicke zweener dicken Bände von Denkwürdigkeiten über Christina, Königinn von Schweden, die man in Holland gedruckt hat, diese Betrachtungen anzustellen. Wenn der Verfasser dieser Denkwürdigkeiten die Absicht gehabt hat, seine Heldinn kennen zu lehren, so zweifle ich sehr daran, daß er sie erreichet hat. Ich kenne in Frankreich verschiedene Gelehrte, die es ziemlich gewohnt sind, ekelhafte Schriften zu

lesen,

lesen, und die dennoch sein Werk nicht haben lesen, noch den Mischmasch von Gelehrsamkeit und Citationen ruhig verdauen können, worinn die Geschichte der Christina gleichsam verschlungen ist. Es ist ein Bild, das ziemlich schlecht gezeichnet, in Stücke zerrissen, und unter einem Haufen von Schutte zerstreuet ist.

Inzwischen bewog mich die Begierde, die ich jederzeit gehabt habe, mir von dieser sonderbaren Prinzessinn, von der man so verschieden geredet hat, einen Begriff zu machen, ich will nicht sagen, diese ungeheure Zusammenstoppelung durchzulesen, sondern nur mit einiger Sorgfalt durchzublättern. Ich sah dieses Werk als eine Perspectivmalerey an, worinn der Maler auf eine ungestalte Art eine menschliche Figur gezeichnet hat, die man nur aus einem gewissen Gesichtspuncte entwickeln kann, wo sie sich in ihren richtigen Verhältnissen und von allen den fremden Vorwürfen befreyet zeigt, deren Mischung sie unkenntbar machete. Ich habe mich bemühet, diesen Gesichtspunct zu erhaschen, aber ich kann mir nicht schmeicheln, daß ich ihn gefunden habe.

Doch, dem allen ungeachtet, will ich meinen Lesern einige Anmerkungen und Anecdoten mittheilen, welche die Frucht von der Durchlesung dieses Buches sind. Wird ihnen die Zeit dabey lang, so will ich mich mit dem Abte von Saint Pierre damit entschuldigen, daß mir beym Aufschreiben derselben die Zeit nicht lang geworden; und dann verbiethe ich auch niemanden, zum Originale selbst zu gehen, und darinn mehr Vergnügen zu finden, als ich darinn angetroffen habe.

Ich war anfänglich willens, nach diesen Denkwürdigkeiten eine kurzgefaßte Geschichte der

Christina zu entwerfen. Nachdem ich mich aber besser bedacht, sah ich ein, daß ein solches Werk mir unmöglich glücken könne, weil es nicht nach meinem Geschmacke war. Der einförmige Schritt und die Monotonie der Schreibart, die man für gut befunden hat, dem Geschichtschreiber vorzuschreiben, würden mir beständige Fesseln gewesen seyn: ich weiß nicht, aus welcher Ursache man darüber eins geworden, die Geschichte zu weiter nichts, als zu einer langen Zeitung zu machen, die in Absicht auf die Schreibart und die Begebenheiten ganz genau seyn muß. Man will, daß der Geschichtschreiber sich aller Anmerkungen enthalten und sie seinen Leser machen lassen soll. Ich für mein Theil bin sehr wohl damit zufrieden, wenn man mich dieser Mühe überhebt; oder ich glaube vielmehr, daß das wahre Mittel dem Leser zu Betrachtung Anlaß zu geben, dieses sey, wenn man selbst einige macht, sie mögen nun gut oder schlecht seyn. Kurz, die Anmerkungen scheinen mir eben so nothwendig zu seyn, die Geschichte angenehm zu machen, und selbst um die Begebenheit dem Gedächtnisse einzuprägen, als es die geometrischen Beweise sind, um dem Geiste einen dauerhaften Begriff von dem Inhalte der Lehrsätze zu geben. Der Geschichtschreiber, sagt man, soll weiter nichts seyn, als ein Zeuge, der aussagt; die Anmerkungen würden ihn der Partheylichkeit verdächtig machen. Aber mich deucht, die bloße Art, eine Sache zu erzählen, macht einen Geschichtschreiber eben so verdächtig, als die Anmerkungen es immer thun können; und wenn er also doch in beyden Fällen parteyisch scheinen kann, so ziehe ich die Parteylichkeit vor, wobey den Lesern die Zeit am wenigsten lang

wird.

wird. Ueberdem kann dieser Verdacht der Parteylichkeit nur auf einen Schriftsteller fallen, der die Geschichte seiner Zeit beschreibt; ich mag immerhin die Christina loben oder tadeln, man würde mir höchstens Schuld geben, daß ich mich geirret habe, wie man gleichfalls thun könnte, wenn ich bloß erzählete; aber niemals wird man mich beschuldigen können, daß ich sie hasse oder liebe.

Indessen, um diesem Vorurtheile, das so allgemein fest gesetzt ist, nicht ganz und gar zuwider zu handeln, so bedenke man, daß ich nicht die Geschichte der Christina schreibe; es sind nichts als Anmerkungen über die wichtigsten Begebenheiten von dem Leben dieser Prinzeßinn, oder wenn man es lieber haben will, nichts als ein mit Anmerkungen begleiteter Auszug aus den Denkwürdigkeiten der Christina, eine Unterredung mit meinem Leser, ein Brief über diese Denkwürdigkeiten; kurz, alles, was man haben will. Wenn es nur darauf ankömmt, den Titel zu verändern, so müßte man sehr widersinnisch seyn, wenn man sich nicht beruhigen wollte.

Ich verschone das Publicum mit denen Briefen, die Christina in ihrem fünften Jahre an den König, ihren Vater, geschrieben, und worinn sie ihm meldet, daß sie sich Mühe geben wolle, recht zu bethen; Briefe, von denen der Verfasser der Denkwürdigkeiten gesteht, daß sie nicht sehr einnehmend für fremde sind, wovon er abrr glaubt, daß sie es für die Schweden ungemein sind. Auch will ich meine Leser mit ihrer und ihres Vaters Gustav Adolphs, Nativität verschonen, um an deren statt diesen berühmten Sieger einige Augenblicke zu betrachten.

So lange er mit Frankreich vereiniget, und von dem römischen Hofe, der auf die österreichische Macht eifersüchtig war, in geheim gebilliget, die deutschen Protestanten wegen Ferdinands Unterdrückung rächete, erscholl ganz Bayern von Gebethern, Beschwörungen, Litaneyen und Verfluchungen wider diesen Prinzen; die deutschen Mönche predigten, daß er der Antichrist sey, und die lutherischen Prediger bewiesen, daß er es nicht sey. Indessen versichert mein Schriftsteller, daß sich dieser Prinz seiner Siege mäßig bedienete. Man giebt vor, daß Deutschland diese Mäßigung den Gesinnungen zu danken habe, die Gustav gegen die Katholiken angenommen, da er in seiner Jugend zu Pavia unter dem berühmten Galiläus studieret hatte, den die Inquisition nach der Zeit für einen Erzketzer erklärete, weil er ein großer Astronomus war. Aber außer, daß diese Reise des Gustavs nach Italien sehr zweifelhaft ist, so scheint ein Land, worinn man das ptolemäische System zu einem Glaubensartikel machete, eben nicht geschickt zu seyn, einen Prinzen auf eine günstige Art einzunehmen, der in allen Vorurtheilen der Lutheraner erzogen war. Uebrigens versichert der Pabst Urban der VIII, der mit allem Eifer eines Pabstes für die Religion, einen noch größern Haß gegen den Kaiser Ferdinand verknüpfte, daß die Spanier Carls des V der römischen Kirche mehr Schaden gethan, als Gustavs Schweden dem deutschen Reiche zugefüget hätten: Wenn etwas vermögend wäre, dieses Lob verdächtig zu machen, so würde es der vorgegebene Geschmack an den Wissenschaften seyn, den man dem Gustav zuschreibt, weil er Bücher von der Schlachtordnung und Kriegeskunst

geskunst gelesen. Auf eben die Art könnte man vorgeben, daß der verstorbene König von Preußen die Wissenschaften geliebet habe, weil seine ausnehmende Liebe zu seinen Soldaten ihn bewog, den Wundärzten der Armee seinen Schutz angedeyen zu lassen: die Liebe zu den Künsten und Wissenschaften ist nicht der Fehler der kriegerischen Könige; man denkt nicht darauf, die Menschen aufzuklären, wenn man mit nichts beschäfftiget ist, als sie zu vertilgen. Mein Verfasser ist inzwischen von Vorurtheilen für seine Monarchen so eingenommen, daß er eben diesen Geschmack auch Carln dem Zwölften beyleget, der in seinem Leben nichts anders gelesen hat, als Cäsars Schriften. So hat man viele Monarchen wegen desjenigen, was sie nicht gethan haben, oft mehr gelobet, als wegen dessen, was sie gethan haben, und sie durch diese Lobsprüche der Mühe überhoben, sie zu verdienen.

Was mir in der ganzen Geschichte des Gustavs am seltsamsten vorkömmt, sind die weisen und philosophischen Betrachtungen über die Eroberer, die man ihm zuschreibt. Man sollte glauben, daß Socrates sie gemachet hätte, und Gustav hätte billig zu dem Verdienste, sie gedacht zu haben, auch noch den Ruhm hinzufügen sollen, sie auszuüben. Das Uebel, so er dem Hause Oesterreich zugefüget hat, hat Schweden nicht glücklicher gemacht. Mir ist außer dem Czaar Peter kein Prinz bekannt, dessen Eroberungen seinen Unterthanen vortheilhaft gewesen; und doch würde es in der Moral noch erst zu entscheiden seyn, ob ein Prinz, um die Glückseligkeit seiner Unterthanen zu vermehren, berechtiget sey, seine Nachbarn unglücklich zu

machen. Um die Ruhe des deutschen Reiches zu versichern, und das österreichische Haus zu demüthigen, war es nicht nothwendig, daß Gustav in einem Jahre zween Drittheile von Deutschland anfiel, und seine Alliirten so eifersüchtig und argwöhnisch machete, daß ihm Ludwig der Dreyzehnte eine Zusammenkunft abschlagen mußte, wobey der König von Schweden alle Ehre allein würde gehabt haben. Gustav behauptete mit Recht, daß unter den Königen kein anderer Unterschied statt findet, als der Unterschied des Verdienstes; aber das vornehmste Verdienst eines Monarchen ist die Liebe zu den Menschen, zu der Gerechtigkeit, und zum Frieden. Die Könige, die nichts als Macht, oder die selbst nichts als Tapferkeit besitzen, sind ihren Hofleuten immer die ersten von allen Königen, und dem Weisen die niedrigsten.

Nachdem dieser Prinz, wie bekannt, in der Schlacht bey Lützen durch einen so sonderbaren Schuß getödtet ward, daß man auch ein Geheimniß darunter gesuchet hat, folgte ihm Christina in der Regierung. In dem Plane, den der Canzler Oxenstirn von der Regierung entwarf, bemerket man einen Widerwillen gegen die despotische Regierungsart, der dem Andenken eines Ministers Ehre macht. Er scheint sich für eine Regierungsart zu erklären, die aus der monarchischen und republikanischen zusammengesetzt ist; und ich kann nicht läugnen, daß diese Regierungsform nicht viele wichtige Vortheile haben sollte, ohne jedoch die kützliche Frage zu berühren, welches die beste Regierungsform sey, die man nach der Verschiedenheit des Clima, der Lage, der Umstände, des Genies der Könige und der Völker verschieden beantworten kann.

Aber

Aber man kann einen so aufgeklärten Mann, als Oxenstirn war, nicht in dem Verdachte halten, daß er, wie einige vorgeben, der aristocratischen Regimentsform den Vorzug gegeben, von der das Recht der Natur und die Erfahrung beweisen, daß sie die schlechteste von allen sey.

Diejenigen, denen die Erziehung der Christina anvertrauet ward, hatten Befehl, ihr frühzeitig die Lehre einzuflößen, daß sie ihr ganzes Vertrauen nicht einer Person allein zuwenden sollte; eine Maxime, die ohne Zweifel an und für sich selbst vortrefflich ist, aber die so viel Prinzen nur gar zu sehr gemisbrauchet haben, indem sie gegen das Laster und die Tugend gleich mistrauisch gewesen, niemals guten Rath angenommen, und sich für klug und standhaft gehalten haben, da sie doch nichts als halsstarrig waren.

Christina zeigete sehr früh einen durchdringenden Verstand. Man versichert, daß sie von ihrer Kindheit an den Thucydides und Polybius im Grundtexte gelesen, und sehr wohl darüber geurtheilet habe. Man hätte besser gethan, wenn man sie die Menschen, anstatt der griechischen Autoren, hätte kennen gelehret. Die wahre Philosophie ist einem Prinzen noch nothwendiger, als die Geschichte; ich nehme die Geschichte der Bibel aus, worauf sie, nach dem Verlangen der schwedischen Stände, sehr viel Zeit wenden sollte, weil dieselbe, wie sie sich in einem besondern Memoire ausdrücken, die Quelle aller andern Historien ist. Man muß die Stände loben, daß sie in verschiedenen Stellen dieses Memoire darauf dringen, daß man der jungen Königinn die Gründe der Religion beybringen solle; aber es scheint, als wenn alle andere Vorwürfe,

zum

zum Vortheile dieses einzigen, ein wenig zu sehr vergessen worden: die Folge zeigete, daß man sie nicht hätte versäumen sollen.

Ich will mich in keine umständliche Erzählung, weder der Minderjährigkeit der Christina, noch ihres Bezeigens gegen Frankreich einlassen, nachdem sie die Regierung selbst übernommen hatte; ich will auch nichts von ihren Beschwerden über ihre Alliirte, noch von den Klagen erwähnen, die ihre Alliirten vermuthlich auch über sie führeten. Es geschieht in diesen Umständen oft, daß alle auf einmal klagen, und nicht selten haben alle Recht. Diejenigen, die es unternehmen, diese politischen Händel aus einander zu setzen, scheinen mir mehr bewundernswerth, als nachahmlich zu seyn: aber es scheint, als wenn die Schwierigkeit, die Wahrheit öffentlicher Begebenheiten, die sich vor unsern Augen zutragen, genau zu wissen, diejenigen sehr vorsichtig machen sollte, die es wagen, Begebenheiten und geheime Intriguen zu entwickeln, die zwischen zwo oder drey Personen vor hundert Jahren vorgegangen, und deren Geschichte durch diejenigen, so die vornehmste Rolle gespielet haben, vielleicht sehr verschieden würde erzählet seyn.

Ich werde also über alle diese Begebenheiten, ein kluges und richtiges Stillschweigen beobachten. Ich habe nur diese Schrift, die besondere Geschichte der Christina, und nicht die Geschichte ihrer Regierung zum Augenmerke, und ich betrachte sie bloß darum, einen Augenblick als Königinn, um sie hernach in ihrem Privatleben desto besser und näher zu betrachten.

Für nichts ist man der Christina mehr Dank schuldig, als für die Achtung, die sie dem berühmten Grotius bezeigete. Dieser Mann, der durch seine Schriften berühmt ist, dessen größtes Verdienst aber darinn besteht, daß er der Freund des Barneveldts und der Vertheidiger der Freyheit seines Vaterlandes gewesen, hatte in Frankreich vor der Verfolgung der Gomaristen Schutz und Sicherheit gesucht; er misfiel dem Cardinal von Richelieu, weil er ihm in seinen gelehrten Gaben nicht schmeichelte. Denn allezeit müssen sich die größten Männer den andern Menschen durch eine oder die andere Schwachheit nähern. Es schmeichelt der menschlichen Bosheit, wenn sie den Cardinal von Richelieu mitten in seinem Glücke und Ruhme betrachtet, und sich zugleich vorstellen kann, daß er sich eben so über den Grotius beschweret, als sich Philaminte in den gelehrten Weibern über den Clitander beklaget *: Er weiß es, daß ich schreibe, und doch hat er mich niemals gebethen, ihm etwas vorzulesen.

Der Beschützer des Trauerspiels Myrame und der tyrannischen Liebe, der den Corneille zugleich verfolgete, und belohnte, that nicht nur nichts für den Grotius, sondern nöthigte ihn sogar durch sein verächtliches Bezeigen, sich nach Schweden zu begeben; Gustav Adolph nahm ihn daselbst auf, und Christina, die sein Verdienst bald einsahe, schickte ihn als Ambassadeur nach Frankreich zurück; hiedurch fand sie ein Mittel, auf eine Art, die ihrer würdig war, einen

* Il fait, que dieu merci, je me mêle d'écrire & jamais il ne m'a prié, de lui rien lire.

nen Mann von einem so seltenen Verdienste zu belohnen, die Holländer zu demüthigen, die sie nicht liebte, und dem Cardinal eins zu versetzen, über den sie, ihrer Meynung nach, Ursache hatte, sich zu beschweren. Grotius also, den sein Verdienst, die Unbiegsamkeit seines Charakters, und die ausdrücklichen Befehle der Christina von aller Art des Nachgebens entfernten, genoß das Vergnügen, einem Minister, der ihn verachtet hatte, als seines gleichen zu begegnen. Es ist eine Ehre für die Christina, daß sie vom Grotius, wie die Nachwelt, gedacht hat; der Beyfall dieser Königinn war übrigens zu dem Ruhme dieses großen Mannes gar nicht nothwendig; aber man muß es doch immer den Prinzen Dank wissen, wenn sie gerecht sind, und die berühmten Männer ihrer Staaten kennen, die oft ein jeder kennt, nur sie nicht. Wenn Christina dem Grotius aus keinem andern Grunde, als aus Eitelkeit, Achtung bezeiget hätte, so muß man ihr selbst für diese Eitelkeit danken; wenn sie bey den Königen, wie bey andern Menschen eine Schwachheit ist, so ist es doch wenigstens eine Schwachheit, die zu großen Dingen führet.

Nach dem Siege bey Nördlingen, wo der Prinz von Conde und Turenne an der Spitze der französischen Kriegsvölker, die Ehre der Schweden rächeten, die einige Jahre vorher an eben diesem Orte waren geschlagen worden, schrieb Christina dem Prinzen einen Danksagungsbrief. Einige Geschichtschreiber geben vor, daß dieser Prinz in seiner Antwort auf diesen Brief gestanden habe, daß er einen großen Theil des Sieges dem Vicomte von Turenne verdanken

ken müsse. Wenn dieses wahr ist, so würde der Prinz von Conde seinen Ruhm durch dieses Geständniß bis auf den höchsten Gipfel gebracht haben; aber man findet in seiner Antwort nicht die geringste Spur davon.

Man wird sich nicht verwundern, daß Christina, die die Wissenschaften und die Ruhe eben so sehr liebte, als ihr Vater den Krieg, den westphälischen Friedensschluß beschleunigte. Die Heftigkeit der Minister, ihre Eifersucht und ihr persönlicher Haß unter einander setzten diesem Frieden größere Schwierigkeiten entgegen, als die ungeheure Menge der Angelegenheiten, die durch denselben mußten ausgemacht werden. Die schwedischen Bevollmächtigten, die eben so uneinig unter einander waren, als die französischen, waren der Graf Oxenstirn, ein Sohn des Großcanzlers von Schweden, und der Hofcanzler, Alder Salvius. Der erstere richtete sich in allen Stücken nach dem Rathe seines Vaters, der der Christina misfiel, weil er ihr gar zu nothwendig war, und der sich bemühete, den Friedensschluß wider den Willen der Königinn zu entfernen. Er glaubte, daß die Forsetzung des Krieges den Schweden rühmlich, und zugleich ein Mittel seyn würde, Frankreich zu schwächen, das er als einen gefährlichen Freund fürchtete, und den deutschen Protenstanten Vortheile zu verschaffen. Er schrieb an seinen Sohn, der sich vor dem Labyrinth der Geschäffte scheuete: „Weißt du denn „nicht, mein Sohn, wie wenig das Geheimniß die „Welt zu bewegen und zu lenken auf sich hat.„

Salvius, der Gehülfe des Oxenstirns, der von einem geselligen Charakter war, hatte das ganze Ver-

trauen

trauen und die Gewogenheit der Königinn. Uebrigens war dieser Salvius nicht ohne alle Verdienste; Christina, die, wie alle Prinzen, lieber sahe, daß man ihr schmeichelte, als daß man ihr diente, war indessen doch aufgeklärt genug, um die Ehre ihres Verstandes und ihren wahren Vortheil ihrer Eigenliebe nicht ganz und gar aufzuopfern, da sie den Salvius zum schwedischen Senator machte, ob er gleich nicht von einer Familie abstammte, die zu dieser Würde edel genug war, hatte sie im Senat eine Rede gehalten, die alle Könige auswendig lernen sollten. „Wann „es darauf ankömmt, einen guten und klugen Rath „zu ertheilen, so fragt man nicht nach sechszehn Ahnen, sondern nach dem, was man zu thun hat. Salvius würde ohne Zweifel ein Mann von Fähigkeit „seyn, wenn er von einer großen Familie wäre. „Wenn die Kinder der großen Häuser Fähigkeit besitzen, so werden sie, wie die andern, ihr Glück machen, „ohne daß ich mich jedoch auf sie allein einschränken „will.„ Wenn Salvius nur ein mittelmäßiger Kopf war, so hätte Christina ohne Zweifel diese Worte bey einer bessern Gelegenheit anwenden sollen. Indessen ist sie zu loben, daß sie Verstand genug gehabt hat, sie zu denken, und Muth genug, sie zu sagen.

1648. Dieser so sehr gewünschte westphälische Frieden ward endlich geschlossen, und zwar zum Vergnügen der meisten theilnehmenden Mächte, aber zum größten Verdrusse des Innocentius des X. Dieser Pabst hätte gern in diesem Frieden zwey Vortheile finden mögen, die nicht mit einander bestehen konnten, die Erniedrigung des österreichischen Hauses,

ses, die er als ein weltlicher Prinz verlangte, und die Demüthigung der deutschen Protestanten, die er als Pabst wünschte; er gab eine Bulle heraus, worinn er der Christina den Titel einer schwedischen Königinn weigerte, vermuthlich um sie dafür zu bestrafen, daß sie gar zu vielen Einfluß in das Friedenswerk gehabt hatte. Eine solche Unternehmung würde im zwölften Jahrhunderte sehr gut gewesen seyn, da die Prinzen noch glaubten, daß sie der Bullen und des Segensprechens nöthig hätten, um Prinz zu seyn; aber sie kam fünfhundert Jahr hernach viel zu spät. Der Nuncius ließ zu Wien die Bulle seines Herrn anschlagen, der Kaiser ließ sie abreißen, Innocentius schwieg stille, und niemand dachte mehr daran.

Die Liebe zur Freyheit bewog die Christina, alle Parteyen auszuschlagen, die sich ihr anbothen, ob gleich einige darunter sehr vortheilhaft waren, und die Schweden sie drungen, sich zu verheirathen. Einige ihrer Unterthanen schrieben ihr so gar bey dieser Gelegenheit in langen Briefen, alle die allgemeinen Sätze, die man sich leicht vorstellen kann, und die ich mich wohl hüten werde, hier anzuführen. Der König von Spanien, Philipp der IV. war einer von den Freyern der Königinn, er ließ aber diesen Gedanken bald fahren, weil er besorgte, daß er durch diese Verbindung würde gezwungen werden, den Protestanten nicht mehr als Ketzern zu begegnen. Von allen Prätendenten ließ es sich keiner mehr angelegen seyn, als Carl Gustav, ein Vetter der Königinn, und Pfalzgraf, dem sie schon in ihrer Kindheit bestimmt war: die Königinn war eben so taub gegen ihn, als gegen seine Nebenbuhler. Allein, es sey nun, daß er ihr

weniger zuwider war, oder daß sie schon damals den Vorsatz gefaßt hatte, die Regierung niederzulegen, sie brachte es endlich so weit, daß ihn die Stände für ihren Nachfolger erklăreten, und man kann sagen, daß sie durch diesen Prinzen dem schwedischen Reiche ein Geschenk machte. Durch diese Handlung erhielt sie auf einmal ihre Freyheit, versicherte die Ruhe von Schweden, und kam dem Ehrgeiz einiger schwedischen Familien zuvor, die nach ihrem Tode die Krone hätten können streitig machen. Man wies dem Carl Gustav ein gewisses Einkommen zur Unterhaltung seiner Hofstaat an, aber die Königinn sagte, es sey ein Geheimniß, der königlichen Familie, niemals einem Erbprinz Ländereyen einzuräumen; ein Geheimniß, das gewiß diesen Namen nicht verdienet, und das allezeit ein Grundsatz auch der einfältigsten despotischen Prinzen gewesen. Aus eben dem Grunde entfernte Christina den Prinzen Carl Gustav allezeit, so viel nur möglich war, von den Reichsgeschäfften, so lange sie regierte; ob sie gleich die Regierung nicht liebte, so konnte doch ihr unabhängiges Genie nichts leiden, was sie einschränken könnte, so lange sie dieselbe noch verwalten wollte.

1649. Um diese Zeit trugen sich die französischen Unruhen zu, der Schleudererkrieg; dieser Krieg, der mehr durch das Lächerliche, das auf ihm haftet, als durch die übeln Folgen berühmt ist, die er nach sich zu ziehen schien, die Verbannung des Mazarins, seine Zurückkunft, seine abermalige Verbannung, die Gefangennehmung der Prinzen, die lärmenden Ver-

samm-

sammlungen des Parlaments, das damals aufrührisch und in der Folge bürgerlich gesinnet war, Decrete gab, wenn man Schlachten lieferte, und wider ganze Armeen gerichtliche Untersuchungen anstellte, kurz, alle die tragicomischen Begebenheiten, die unsere Nation so gut schildern. Die Neigung zur Ruhe, die Furcht, daß dieser bürgerliche Krieg einen auswärtigen veranlassen möchte, und vielleicht der Geschmack, den diese Prinzeßinn noch immer an dem Prinzen von Conde fand, bewogen sie, an diesen Unruhen Theil zu nehmen; sie schrieb an die Königinn, Anna von Oesterreich, an den Herzog von Orleans, an die Prinzen, und selbst an das Parlament, Briefe, die keine andere Wirkungen hatten, als daß sie ihrem Gesandten von dem französischen Hofe Klagen, und von ihrer Seite Verweise zuzog, ob er gleich weiter nichts gethan hatte, als was ihre Befehle ihm vorschrieben. Die Staaten gleichen in ihren bürgerlichen Streitigkeiten den Privatleuten, sie wollen nicht, daß sich Fremde darein mischen sollen. Aber diese Unruhen, die ohne Christina entstanden waren, endigten sich auch bald ohne ihre Vermittelung. Das Parlament, das im Begriffe stand, sich mit dieser Prinzeßinn in Unterhandlung einzulassen, ward nach Pontoise verbannt, und war noch glücklich genug, da es wieder zurück kam, um eben den Cardinal zu complimentiren, auf dessen Kopf es einen Preis gesetzt hatte. Der Prinz von Conde, der zu den Spaniern geflohen war, verlor alles, außer seinen Ruhm, und Mazarin blieb bis an seinen Tod, Herr der Königinn, des Königs und des Staats.

1650. Die Liebe, die Christina für die berühmten Männer hegte, oder die sie wenigstens für sie bezeigen wollte, erregete bey ihr den Wunsch, den berühmten Descartes an ihren Hof zu ziehen, diesen Wiederhersteller der Philosophie, der in Frankreich, seinem Vaterlande, unbekannt war, weil er sich mehr um die Wissenschaften, als um sein Glück bekümmerte, den man zu Rom unter die ketzerischen Schriftsteller gesetzt hatte, weil er über die Bewegung der Erde den astronomischen Beobachtungen mehr Glauben zustellte, als den Bullen der Päbste, und der in Holland verfolgt ward, weil er an die Stelle des Geschwätzes der Scholastiker die wahre Methode zu philosophiren gesetzt hatte. Christina, die einige Schriften dieses Philosophen mit Vergnügen gelesen hatte, ließ ihm einige von denen moralischen Fragen vorlegen, womit sich die Philosophen schon so lange beschäfftiget haben, ohne daß sie entschieden sind, und ohne daß die Menschen dadurch gebessert worden. Unter andern sollte er entscheiden, welches das höchste Gut sey, das Descartes in den rechten Gebrauch des Willens setzte, und zwar, wie er sagte, aus dieser Ursache, weil die Güter des Leibes und des Glücks nicht von uns abhängen; als wenn der richtige Gebrauch unsers Willens weniger als alle übrigen Dinge dem allmächtigen Wesen unterworfen wäre. Diese Auflösung, die allem Ansehen nach, niemals einen Unglücklichen weniger in der Welt machen wird, gefiel der Christina so gut, daß sie eifrig wünschte, den Urheber derselben zu sehen, den sie für einen der glücklichsten Menschen hielt, und dessen Zustand sie am meisten beneidete. Sie trug es dem französischen Ambassadeur

am

am schwedischen Hofe, Herrn Chanut, einem Freunde des Philosophen auf, ihn dazu zu bewegen, wobey er aber anfänglich viele Schwierigkeiten fand. Die Verschiedenheit des Clima war eine von den wichtigsten Ursachen, warum Descartes sich zu dieser Reise nicht entschließen wollte. Er schrieb seinem Freunde, „daß ein Mann, der in den Gärten von „Touraine geboren wäre, und sich in ein Land begeben, worinn zwar in der That weniger Honig, „aber vielleicht mehr Milch sey, als in dem gelobten „Lande, sich nicht leicht entschließen könne, dasselbe zu „verlassen, um in dem Vaterlande der Bären, zwi„schen Felsen und Eis zu wohnen.„ Dieser Grund war für einen Weisen sehr bündig, dem seine Gesundheit nicht kostbar genug seyn kann, weil es eines von denen Gütern ist, die von den andern Menschen nicht abhängen. Aber sollte man nicht glauben dürfen, daß Descartes, der die Einsamkeit liebte, und die Wahrheit nach seiner Bequemlichkeit suchen wollte, sich ein wenig gefürchtet habe, dem Throne nahe zu kommen? Ein Prinz mag noch so sehr ein Philosoph seyn, oder es wenigstens seyn wollen, so giebt ihm doch die königliche Würde einen unauslöschlichen Charakter, der allezeit diejenigen, die sich ihm nähern, wenn man so sagen darf, ein wenig zurücke stößt, und der Philosophie unbequem und beschwerlich ist, so sehr sich auch der Monarch bemühen mag, sie zu beruhigen und dreuste zu machen. Der Weise fürchtet die Prinzen, schätzt sie zuweilen hoch und flieht sie beständig *.

* Wenn diese Regel Ausnahmen leidet, wie glücklich ist alsdenn der Monarch, zu dessen Vortheile man diese Aus-

Wir sind für uns beyde ein gnugsam großer Schauplatz, schrieb Descartes an einen Philosophen, wie er war, den er ersuchte, seine Einsamkeit mit ihm zu theilen, zu einer Zeit, da man sich bemühete, ihn daraus zu ziehen.

Indessen, da selbst die Liebe zur Freyheit den Königen nicht widerstehen kann, wenn sie anhalten, so gieng Descartes nicht lange hernach nach Stockholm, und zwar, wie er selbst sagte, mit der Entschliessung, der Königinn nichts von seinen Gedanken zu verbergen, oder wieder zurück zu gehen, um in der Einsamkeit zu philosophiren. Man sieht aus seinen Briefen, daß er mit dem Empfang der Königinn sehr zufrieden war, sie sprach ihn von allen den Beschwerlichkeiten der Hofleute frey, aber es geschahe bloß um ihm, der Gewohnheit nach, andere dafür aufzulegen, die seine Lebensart gänzlich umkehrten, und die ihn, nebst dem strengen Clima, nach Verlauf von vier Monaten, ins Grab brachten. Descartes fand bey der Christina viel Verstand und Scharfsinnigkeit. Es scheint aber doch, daß der herrschende Geschmack des Philosophen stets für die unglückliche pfälzische Prinzeßinn, seine erste Schülerinn, gewesen; es sey nun, daß die Unglücksfälle, die er selbst ausgestanden hatte, seine Neigung zu ihr verdoppelten, oder daß er mehr Einsicht, oder auch nur mehr von derjenigen Gelehrigkeit bey ihr angetroffen, die für das Haupt einer Secte die erste Huldigung ist; so viel ist gewiß, daß dieser

Ausnahme macht! Socrates, der von dem Anytus vor dem Areopagus angeklaget ward, würde zum Marcus Aurelius seine Zuflucht genommen haben, wenn er zu seiner Zeit gelebet hätte.

dieser Geschmack, den er vermuthlich blicken ließ, die Christina ein wenig eifersüchtig machete.

Descartes, der aus Liebe zur Philosophie, nicht nur dem Glücke, sondern auch allen andern Wissenschaften abgesaget hatte, und der von allen andern Arten des Ehrgeizes, welche die Menschen beunruhigen, nur den Ehrgeiz der Philosophen behalten hatte, nämlich das Verlangen, daß man seine Meynungen und seinen Geschmack allen andern Arten des Studierens vorziehen möchte, misbilligte es, daß Christina ihre Zeit zwischen der Philosophie und der Sprachwissenschaft theilete. Es war ihm mitten unter der Menge von Gelehrten nicht recht wohl zu Muthe, womit Christina umgeben war, und die den Fremden Anlaß gab, zu sagen: Schweden würde bald von Grammatikern beherrschet werden. Er unterstand sich sogar, der Königinn deswegen Vorstellungen zu thun, die so frey und stark waren, daß er sich auf ewig mit dem griechischen Sprachmeister der Königinn überwarf, nämlich dem gelehrten Isaac Voßius, diesem Gottesgelehrten, der zugleich so wenig andächtig und so abergläubisch war, von welchem der König von Engelland, Carl der II, sagete, daß er, außer der Bibel, alles glaube. Wenn diese Vorstellungen des Cartesius die Königinn nicht abhielten, Griechisch zu lernen, so brachte doch auch die Freyheit, so er sich genommen hatte, keine Veränderung in den Gesinnungen hervor, die sie gegen ihn hegete. Sie brach ihrem Schlafe die Stunden ab, die sie ihm widmete; sie wollte ihn zum Directeur einer Akademie machen, welche sie willens war, aufzurichten. Kurz, sie bezeugete ihm so viele Achtung, daß man vorgiebt, die stockholmischen Gram-

matiker hätten den Tod des Philosophen durch Gift beschleuniget. Aber diese Art, sich seine Feinde vom Halse zu schaffen, sagt Sorbiere, ist eine Ehre, welche die Gelehrten den Großen nicht beneiden.

Indessen, so viele Achtung Christina gegen die Philosophie des Descartes bezeugete, so ist es doch nicht wahrscheinlich, daß sie ihn, wie einige vorgegeben haben, in Staatssachen zu Rathe gezogen habe. Da sie in der besten Staatsschule von Europa, dem schwedischen Senate, erzogen war, so konnte sie wohl keinen Beystand von einem Manne erwarten, dessen Kenntniß der Menschen nur in der Theorie bestund, der durch seine Aufführung in Holland gezeiget, wie wenig er mit ihnen umzugehen wüßte, und den eine Einsamkeit von 30 Jahren gewöhnet hatte, nichts zu schonen. Man hat sogar vorgegeben, und vielleicht nicht ohne Grund, daß sie für die Meynungen des Descartes eben so wenig Eifer bezeuget habe, als sie Achtung gegen seine Person habe blicken lassen, und daß sie keine andern Vortheile aus den Studien der Philosophie gezogen, als daß sie überzeuget worden, die alten Thorheiten wären wohl so gut, als die neuern.

Christina bekam in ihrem Reiche bald wichtigere Geschäffte, als die Erlernung des Griechischen, der angebohrnen Begriffe und der Wirbel. Der Entschluß, den sie gefasset hatte, sich nie zu verheirathen, beunruhigte das Volk, das sich fürchtete, es möchte ihm an Herren fehlen. Die Erschöpfung der öffentlichen Einkünfte, die durch ihre Verschwendung ganz in Unordnung gerathen waren, erweckten ein allgemeines Misvergnügen; und damals kam sie zum ersten male auf die Gedanken, die Regierung niederzulegen.

Sie

Sie begab sich in den Senat, eröffnete ihr Vorhaben, und gab dem Prinzen Carl Gustav schriftlich davon Nachricht. Dieser Prinz war geschickt genug, um sich zu verstellen, und da er vielleicht besorgete, daß die Königinn ihren Nachfolger in eine gefährliche Versuchung führen wolle, so verwarf er die Anerbiethungen der Christina, bath Gott und das schwedische Reich, die Königinn noch lange zu erhalten, und pralete sehr mit Gesinnungen, die er gar nicht hatte. Die Einsamkeit, zu der dieser Prinz sich zwang, nachdem er die Thronfolge angenommen hatte, seine Vorsicht, sich vom Hofe zu entfernen, kurz, die Behutsamkeit, die er in allen seinen Reden und Handlungen beobachtete, waren auch für die Blödsinnigsten Beweise von seiner Begierde, zum Throne zu gelangen. Er schmeichelte sich vielleicht mit der Hoffnung, daß der Senat die Abdankung der Christina annehmen, und ihm das Vergnügen, zu regieren, verschaffen würde, ohne daß er den Ruhm der Bescheidenheit verlöre. Allein, er betrog sich in seiner Hoffnung. Vielleicht hatte Christina diesen Schritt nur darum gethan, um ihre misvergnügten Unterthanen zu beruhigen, und sich durch ihre Einwilligung von neuem auf dem Throne zu befestigen, oder vielleicht hatte sie auch gedacht, daß eine solche Entschließung von den fremden Mächten als eine heroische und den größten Philosophen würdige That würde angesehen werden, und hatte hernach erfahren, daß man dieselbe nicht billigte, oder vielleicht wollte sie den Thron aus Eigensinn behalten, den sie aus Eitelkeit verlassen wollte; dem sey, wie ihm wolle, genug, sie gab dem Ansuchen ihrer Unterthanen nach, oder stellete sich wenigstens so.

1652. Christina schrieb das Jahr darauf an den Herrn Godeau, Bischof von Vence, von dem wir so viele Verse und so wenig Gedichte haben. Dieser Prälat hatte sie in seinen Briefen gelobet; die Königinn antwortete ihm darauf: daß die Franzosen, die zu leben wüßten, so sehr an die Lobsprüche gewohnt wären, daß sie sich nicht unterstünde, über eine so allgemeine Gewohnheit zu klagen, sie sey ihm vielmehr dafür verbunden. Es scheint, daß eben dieser Prälat in seinem Briefe einige Begierde hatte blicken lassen, die Königinn zu bekehren. Indem sie dem Bischofe für seine gute Absicht danket, wünscht sie zugleich, daß er so, wie sie denken möchte, und scheint sich zu verwundern, wie man so aufgeklärt seyn könne, ohne ein Lutheraner zu seyn. Eben so wenig katholisch zeigete sie sich in dem Briefe, den sie um eben diese Zeit an den Prinzen Friedrich von Hessen schrieb, um ihm abzurathen, katholisch zu werden. Diese beyden Briefe sollten von einer Prinzeßinn sehr wunderbar scheinen, die ein Jahr darauf die katholische Religion annahm; wenn man nicht wüßte, wie wenig Zeit die Menschen brauchen, um ihre Meynungen und ihren Geschmack zu ändern. Ein protestantischer Schriftsteller, der dieser beyden Briefe erwähnet, bemerkt mit mehr Bosheit, als Witz, daß die Gnadenstunde damals noch nicht gekommen sey: mit mehrerem Grunde könnte man sagen, daß Christina damals von den Geistlichen noch nicht genug gequälet worden, um ihre Lehren zu verabscheuen. Denn so unglaublich ungerecht sind die Menschen, daß sie den Haß, den sie gegen die Prediger einer Religion hegen, ungemein leicht in einen Haß der Religion selbst verwandeln.

Fängt

Fängt man an, sich von ihnen zu trennen, so wird dasjenige gleichgültig, so vorher ehrwürdig war; und misbrauchen diese Lehrer gar ihre Gewalt, so höret dasjenige, was gleichgültig war, bald auf, es zu seyn. Diese Art zu denken ist ohne Zweifel weder billig, noch gründlich, wenigstens wenn es auf die wahre Religion ankömmt; aber die Leidenschaften schließen so, man muß ihnen eben so behutsam, als einem Kranken begegnen; und das sicherste Mittel, die Menschen zu lehren gerecht zu seyn, ist dieses, wenn man anfängt, gegen sie gerecht zu seyn.

Wenn man übrigens die Gründe selbst untersucht, die Christina dem Prinzen von Hessen vorlegt, um ihn zu bewegen, bey seiner Religion zu bleiben; so ist es sehr leicht einzusehen, daß sie gegen die ihrige sehr gleichgültig war. Ob sie gleich eine Lutheranerinn war, und folglich von der reformirten Religion eben so weit entfernet war, als von der katholischen, so ermahnet sie doch diesen calvinischen Prinzen, seine Religion nicht zu verändern. Sie scheint die dumme Heftigkeit zu verachten, mit der Leute, die sich doch für weise ausgaben, so viel von Dingen geschrieben haben, die man doch nur glauben muß. „Ich überlasse es denen, schreibt sie, die ihr Hauptwerk aus „den Streitfragen machen, sich nach ihrem Gefallen „die Hälse zu brechen.„ Sie legt dem Prinzen von Hessen keine andere Gründe vor, als die von der Ehre der Beständigkeit, und von den Vortheilen seines Hauses und seiner Staaten hergenommen sind; Gründe, die in der That nicht würdig sind, in den Angelegenheiten der wahren Religion zu Rathe gezogen zu wer-

werden, die aber mehr nach der Eitelkeit und Schwachheit der Menschen eingerichtet sind.

Ihre Freygebigkeit, die aber ohne Einsicht und verschwenderisch war, erwarb ihr bald die Lobsprüche der schwedischen und auswärtigen Gelehrten. Ihr Geschichtschreiber zählet derselben zweyhundert, die aber itzund vergessen sind, wie beynahe alle die Lobeserhebungen, die man den Prinzen bey ihrem Leben gegeben hat. Die Lobrede des jungen Plinius auf den Trajan, die im Rathe in Gegenwart des Kaisers gehalten ward, ist fast die einzige, die uns übrig geblieben ist; der Name des Redners, und der Begriff, den uns sein Werk von der Beredtsamkeit der damaligen Zeiten giebt, haben noch weniger zu ihrer Erhaltung beygetragen, als die Tugenden des Prinzen, der der Vorwurf derselben war. Das Werk hat nicht den Monarchen unsterblich gemacht, sondern der Monarch ist die Ursache, daß das Werk bis auf die Nachwelt gekommen ist; vielleicht würde diese Lobrede dem Trajan sogar schädlich gewesen seyn, hätte er sie nicht so sehr verdient, daß man die Schwachheit vergißt, die er gehabt hatte, indem er sie anhörete.

Ich übergehe alle Zeichen der Gewogenheit mit Stillschweigen, die Christina dem Salmasius, diesem so gelehrten und unangenehmen Manne gab, der bey seiner übrigen weitläuftigen Gelehrsamkeit auch gelernet hatte, Träume auszudeuten, ich will nichts von dem Besuch erwähnen, den Christina bey ihm abstattet, wo sie mit einander das Buch von den Mitteln sich empor zu schwingen, (le moyen de parvenir) durchgelesen, ich will auch nichts von der Faustschlägerey des Herren Meibom und Bourdelot, noch von

andern

andern eben so einnehmenden Begebenheiten melden. Ich übergehe auch die Namen aller derer Gelehrten in us, die Christina in ihre Staaten zog, oder die sie schon darinn fand, die Briefe, die sie an sie schrieb, und ihre Antworten, kurz den ganzen Briefwechsel, den Christina so wohl mit ihren Unterthanen, als mit Fremden führete. Sie hätte besser gethan, wenn sie anstatt so viele Complimentenbriefe an die Gelehrten zu schreiben, ein wenig mehr Wechselbriefe dem Nicolaus Heinsius geschickt hätte, dem sie aufgetragen hatte, Bücher, Manuscripte und Medaillen für sie zu kaufen, und der es niemals so weit bringen konnte, daß er sein ausgelegtes Geld wieder bekam. Nichts ist sonderbarer, als daß der Geschichtschreiber der Christina es unternimmt, sie in dieser Absicht zu rechtfertigen, und daß er dem Heinsius ein Verbrechen daraus macht, daß er sich über das Verfahren gar zu heftig beklaget hat. Die Monarchen sind es so gewohnt, sich unter einander zu hintergehen, aber es ist ihnen noch nicht erlaubet, den Privatleuten in diesem Puncte, wie ihres gleichen zu begegnen.

Das merkwürdigste in diesen Briefen, wovon wir reden, ist das Anerbiethen, das Christina dem Scudery that, wenn einem neuern Schriftsteller zu trauen ist, die Zuschrift seines Alarichs anzunehmen, und ihm noch ein ansehnliches Geschenk dazu zu geben, wenn er den Lobspruch des Herrn de la Gardie, der in die Ungnade der Königinn gefallen war, aus diesem Gedichte ausstreichen wollte; Scudery antwortete auf dieses Anerbiethen, daß er nie den Altar zerstöhre, auf dem er geopfert habe, wegen einer so

edlen

edlen Antwort sollte man wünschen, daß das Gedicht Alarich besser seyn möchte.

Unter den Gelehrten, die Christina aufnahm, findet man keinen einzigen Engländer. Diese Nation, die nach der Zeit so berühmt und so fruchtbar an großen Geistern geworden, ward damals durch Verwirrung und bürgerliche Kriege beunruhiget, die den Wissenschaften eben nicht vortheilhaft sind. Sie hatte eben Carln den I. enthaupten lassen, und dachte auf weiter nichts, als auf ihre Freyheit, ihre Vergrößerung und ihre Handlung. Die Hinrichtung dieses Prinzen machte damals viel Aufsehen in Schweden: Einige waren nicht übel damit zufrieden, wie der französische Ambassadeur, Herr Chanut, sagte, daß man ein öffentliches Beyspiel habe, daß ein König von England abgesetzt worden, weil er den Vergleich gebrochen, den er mit seinen Unterthanen aufgerichtet hatte; aber alle tadelten die ausschweifende Ungerechtigkeit und Wuth dieser Nation. Es ist gar nicht wahrscheinlich, daß Christina bey Anhörung dieser Neuigkeit die Worte gesagt habe, die ihr ein neuer Schriftsteller in den Mund leget: „Die „Engländer haben Recht daran gethan, daß sie ih„rem Könige den Kopf abhauen lassen, womit er nie„mals etwas gethan hat.„ Wie soll man diese Worte mit dem Briefe vergleichen, den sie zu eben dieser Zeit an den Sohn dieses unglücklichen Prinzen schrieb, und worinn sie diese That des blutdürstigen Parlaments offenbar tadelt? Es ist viel wahrscheinlicher, daß der Abscheu, den Christina vor dieser That hatte, eine von denen Ursachen gewesen, weswegen Christina die Schließung des Tractats verzögern

zögerte, den der Ambassadeur des Cromwels eben damals am schwedischen Hofe negociirte. Dieser Ambassadeur, der nicht anders als mit vieler Mühe seine Absicht erreichete, beklagte sich, daß man ihn bey den Audienzen von nichts als von Philosophie, Bällen und Lustbarkeiten unterhielte.

Unter allen fremden Ministern, die damals am schwedischen Hofe waren, war keiner mehr bey der Königinn gelitten, als der spanische Gesandte, Pimentel. Bey der ersten Audienz, die er bey der Königinn hatte, sprach er nicht ein Wort, und er gestand ihr den Tag darauf, daß er vor der Majestät, die aus ihrer Person hervor geleuchtet hätte, verstummt wäre. Man kann leicht denken, wie Christina diese Worte aufgenommen. Pimentel, der seine Sachen verstand, machte sich diesen ersten Vortheil zu Nutze, um das Vertrauen der Königinn zu gewinnen; er entdeckte bald in ihrem Charakter viel Liebe zu allem, was neu war, viele Vorurtheile für diejenigen, die zuletzt gekommen waren, und viel Neigung, ihre Geheimnisse auszuschwatzen, wenn sie einmal jemanden ihre Gewogenheit zugewandt hatte. Die Gunst, worinn Pimentel bey der Königinn stand, war dem spanischen Reiche nützlich, und erregte bey den Franzosen und bey den Schweden selbst so viel Verdacht, daß die Königinn bald genöthiget ward, ihm seinen Abschied zu geben.

1654. Wir sind endlich auf den Zeitpunct gekommen, da Christina die Regierung niederlegte. Dieses Vorhaben, so sie bereits einige Jahre vorher gehabt hatte, erwachte bey ihr mit solcher Heftigkeit, daß nichts vermögend war, sie davon abzubringen.

Es

Es ist wahrscheinlich, daß der Ekel an den Geschäfften, und die Begierde, frey zu seyn, die vornehmsten Gründe gewesen, welche sie dazu bewogen. „Ich „höre immer dasselbe, „ sagte sie, indem sie von den Geschäfften redete, „ich sehe wohl, daß ich mich den „Studien und dem Umgange der Gelehrten allein „überlassen muß. „ Es war ihr nicht anders, als wenn sie den **Teufel** sähe, um mich ihres eigenen Ausdrucks zu bedienen, wenn sie ihre Secretaire ins Zimmer treten sahe, um ihre eigene Depeschen zum Unterschreiben zu bringen; und der Verdruß, den ihr die Regierungsgeschäffte verursachten, stürzte sie in eine so tiefe Schwermuth, daß man besorgete, ihr Verstand würde darunter leiden. Sie meldete endlich dem Herrn Chanut schriftlich den Entschluß, den sie gefaßt hatte; die Reden, welche ihre Handlung veranlassen möchte, scheinen sie nicht sehr bekümmert zu haben. Ich bekümmere mich nicht um das Plaudite, schreibt sie an ihn, schwerlich kann ein männliches und starkes Vorhaben allen gefallen, ich bin zufrieden, wenn ich auch nur den Beyfall eines einzigen habe, und selbst diesen könnte ich noch entbehren. Wie angenehm wird es mir seyn, wenn ich mich erinnere, daß ich den Menschen Gutes gethan habe. Herr Chanut hätte ihr antworten können, daß sie in diesem Falle noch nicht hätte aufhören sollen.

Man hat von der Abdankung der Christina sehr verschiedentlich geredet; sie würde viel allgemeiner gebilliget seyn, (ohne es vielleicht zu verdienen) wenn diese Prinzeßinn, durch ihre Religionsveränderung, die kurz hernach geschah, nicht alle Feinde der römi-

schen

schen Kirche wider sich aufgebracht hätte. Denn überhaupt ist man ziemlich geneigt, die Monarchen zu loben, welche die Regierung niederlegen; und man hat so wenig Kenntniß von den unendlichen Pflichten eines Regenten, daß man seine Abdankung als eine ausnehmende Selbstverläugnung ansieht. Ich unterstehe mich, zu sagen, daß man sich in seinem Urtheile nicht so übereilen würde, wenn man dasjenige genauer untersuchen wollte, was der Name eines Monarchen demjenigen auflegt, der ihn führet; er ist ein geborner Sclave der Gerechtigkeit und des Wohlstandes, verpflichtet, die Gesetze, deren Beschützer er ist, vor allen andern und zuerst auszuüben, und er ist dem Staate von allem dem Bösen, was unter seinem Namen geschieht, und von allem dem Guten, was nicht geschieht, Rechenschaft schuldig. Wie wenig Leute würden Könige seyn wollen, wenn sie es mit der Bedingung seyn sollten, in der That Könige zu seyn? Wenn also ein Prinz die gehörigen Gaben zur Regierung besitzt, so begeht er ein Verbrechen, wenn er sie durch eine freywillige Abdankung unnütze macht. Nichts könnte ihn entschuldigen, als wenn er sich einen Nachfolger verschaffete, der seine Stelle vertreten könnte; aber außer daß ein solcher Nachfolger so selten ist, so haben einige Prinzen oft nach einem entgegengesetzten Grundsatze gehandelt, weil sie nichts als ihren Ruhm, und keinesweges die Menschen liebten. In Absicht auf die Könige, die nur aus Mangel der Fähigkeit den Thron verlassen, so thun sie weiter nichts, als was ihre wesentliche Pflicht ist. Indessen bekenne ich, daß es gewisse Pflichten giebt, für deren Erfüllung man den Menschen Dank schuldig ist, wenn

sie nämlich durch diese Erfüllung großen Vortheilen absagen. Von dieser Art ist die Pflicht, von der ich rede, und ich würde gern darein willigen, daß man die Prinzen lobete, welche die Regierung niedergelegt haben, wenn sie es darum gethan hätten, weil sie sich selbst haben Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und ihr Unvermögen zu regieren einsahen. Aber die meisten haben nicht einmal den Vortheil, daß sie diese löbliche That aus einem lobenswürdigen Grunde gethan haben. Die Liebe zur Muße, die Begierde, niedrige und schlechtere Neigungen in Ruhe zu befriedigen, sind fast allezeit die Triebfedern dieser Handlung. Sie glauben, daß ihnen zum Regieren nichts als der Wille fehle, und dieser Wille wacht auch oft in der Einsamkeit wieder auf, und quälet dieselben. Uebrigens ist das wohl der größte Vortheil, den die Prinzen durch ihre Abdankung erlangen können, daß sie auf diese Art von der Wirklichkeit der Lobsprüche versichern können, womit man sie zur Zeit ihrer Gewalt überhäufet hat, daß sie die Schmeichler verschwinden sehen, und mit ihrer Tugend allein gelassen werden, wenn sie so glücklich sind, Tugend zu besitzen. Aber allem Ansehen nach schmeichelt ein solcher Vortheil den Monarchen eben nicht sehr, und das Beyspiel der Könige, die sich freywillig ihrer Höflinge berauben, ist nicht ansteckend.

Man versichert, daß, ehe die Königinn die Krone niederlegen wollen, sie willens gewesen, mit dem Prinzen Carl Gustav eine Art von Vergleiche zu treffen, der diesem letzten gar zu beschwerlich würde gewesen seyn. Sie wollte sich den größten Theil des Reiches vorbehalten, gänzlich unabhängig seyn, die Freyheit haben,

haben, zu reisen, oder nach ihrem Gefallen einen Ort in Schweden zu ihrem Aufenthalte zu wählen; kurz, sie verlangete, daß ihr Nachfolger in den Stellen, die sie vergeben hatte, nicht die geringste Veränderung vornehmen sollte. Carl, der anfänglich gesucht hatte, die Königinn von ihrem Vorhaben abzurathen, und der sie, allem Ansehen nach, itzund in einer solchen Verfassung sah, daß sie nicht zurückziehen wollte, verwarf diese Bedingungen, und antwortete, daß er nicht bloß dem Namen nach König seyn wolle. Als Christina seine Antwort erfuhr, sagte sie, daß sie ihm diese Bedingungen bloß in der Absicht vorgelegt hätte, um seine Denkungsart zu erforschen, itzund aber sähe sie, wie sehr Carl Gustav würdig sey, zu regieren, weil er die Rechte eines Monarchen so gut kennete; schmeckte diese Rede nicht ein wenig nach der Comödie?

Um der Königinn indessen seine Erkenntlichkeit zu bezeugen, ließ Carl Gustav eine Medaille schlagen, mit der Umschrift, daß er den Thron von Gott und der Christina hätte; diese Medaille misfiel den Ständen, die mit Recht behaupteten, daß er durch ihre Wahl zum Throne gelanget sey. Man kann nicht daran zweifeln, weil es uns der heilige Paulus lehret, daß das rechtmäßige Ansehen der Könige nur von Gott herrühret; aber die Einwilligung der Völker ist das sichtbare Zeichen dieses rechtmäßigen Ansehens, und versichert die Ausübung desselben.

Die Geistlichkeit wollte die Christina verbinden, in Schweden zu bleiben, aus Furcht, daß sie ihre Religion verändern möchte; als wenn diese Prinzeßinn, nachdem sie den Thron der Freyheit aufgeopfert hatte, nicht das Recht erlanget hätte, sich dieser Freyheit in

ihrem ganzen Umfange zu bedienen, und als wenn sie nicht zu Stockholm hätte in die Messe gehen können, ohne die Ruhe des Staats zu stören. Aber entweder wollte die Königinn sich vor den geistlichen Verfolgungen in Sicherheit setzen, die den Monarchen selbst so furchtbar sind, vornehmlich wenn sie die Gewalt nicht mehr in Händen haben, oder vielleicht hatte sie auch schon damals den Entschluß gefasset, ihre übrige Lebenszeit außerhalb Schweden zuzubringen; genug, sie verließ Schweden noch an dem Tage ihrer Abdankung, nachdem sie eine Medaille mit der Ueberschrift hatte schlagen lassen, daß der Parnaß besser sey, als der Thron; eine Medaille, die ihren Gesinnungen eben so wenig Ehre macht, als die Ueberschrift ihrem Geschmacke zum Ruhme gereichen kann. Wie sie auf der schwedischen Gränze bey einem kleinen Flusse angelanget war, der damals dieses Königreich von Dänemark absonderte, sagte sie: **so bin ich denn einmal in Freyheit und aus Schweden, wohin ich niemals wieder zurück zu kehren hoffe!** Carl Gustav ließ ihr noch einmal seine Hand und sein Herz anbiethen; aber sie antwortete, daß es nicht mehr Zeit sey.

Sie legte einen Theil ihrer Reise in Mannskleidern zurück, und gieng auf diese Art durch Dänemark und Deutschland, indem sie allenthalben in den Reden, die ihre Abdankung veranlassete, eine Philosophie zeigte, die weit erhabener war, als die Philosophie, die sie zu dieser Abdankung bewogen hatte. Der Prinz von Conde war eben in Brüssel, als die Königinn durchreisete, und fragete, wo ist die Königinn, welche die Krone so freywillig niedergelegt hat, für

die

die wir streiten, und nach der wir die ganze Zeit unsers Lebens rennen, ohne sie erreichen zu können. Ihre Feinde geben vor, daß sie schon bey ihrer Ankunft zu Brüssel angefangen habe, ihre Abdankung zu bereuen; welches gar nicht wahrscheinlich ist; indessen verbreitete sich dieses Gerücht dergestalt in Schweden, daß der Großkanzler Oxenstirn, der damals zu Bette lag, sich nicht enthalten konnte, zu sagen: ich habe es ihr vorher gesagt, daß sie es bereuen würde; aber sie ist doch immer die Tochter des Gustavs. Dies waren die letzten Worte dieses großen Mannes.

Schon bereitete sich Christina zu ihrer Religionsveränderung, indem sie alle Klöster und Kirchen besuchte, die sie unterwegens antraf, vornehmlich wenn diese Gebäude einige besondere Seltenheiten enthielten. Endlich, nachdem sie zu Brüssel die katholische Religion angenommen hatte, schwor sie zu Inspruck öffentlich das Lutherthum ab, und erwählte sich diesen eben nicht allzu andächtigen Wahlspruch: Fata viam inuenient, das Schicksal soll mein Führer seyn.

1655. Diese Handlung war für die Katholiken ein großer Triumph, als wenn die Beweise, worauf die römische Religion gegründet ist, durch die Denkungsart dieser Königinn einen neuen Grad der Stärke bekommen hätten, und als wenn man eine wahre Religion nicht aus bloß menschlichen Absichten annehmen könnte. Die Protestanten ließen im Gegentheile aus einer eben so schlechten Ursache eine große Verzweiflung blicken. Sie gaben vor, daß Christina, der alle Religionen gleichgültig wären, die ihrige bloß

aus Bequemlichkeit verändert hätte, damit sie desto geruhiger in Italien leben könnte, wohin sie sich begeben wollen, um daselbst die Künste zu genießen, die dieses Land besitzt. Sie führen zum Beweise dieser Gleichgültigkeit einige Briefe oder einige Reden der Christina an, deren Wahrheit man erst recht beweisen muß, wenn man etwas daraus schließen will. So giebt man vor, daß die Jesuiten in Löwen ihr eine Stelle bey der heiligen Brigitta von Schweden versprochen, worauf sie geantwortet habe: ich sähe es lieber, wenn man mir eine Stelle unter den Weisen gäbe; eine Antwort, die, wenn sie wahr wäre, freylich mehr Philosophie als Christenthum in den Bewegungsgründen ihrer Bekehrung voraussetzen würde. Man kann es nicht läugnen, und eine gar zu unglückliche Erfahrung beweiset es, daß man selten eine Religion aus Ueberzeugung annimmt, deren Grundsätze uns nicht von unserer Kindheit an eingepräget sind. Der Eigennutz ist so oft der Bewegungsgrund einer solchen Veränderung, daß rechtschaffene Leute sogar denen, die eine falsche Religion abschwören, gemeiniglich ihre Hochachtung versagen, wenn sie nur im geringsten im Verdachte stehen, daß sie bey dieser Veränderung andere Absichten, als die Wahrheit, gehabt haben. Wenn man in seinem vierzigsten Jahre katholisch wird, so ist man gezwungen, es zweymal mehr zu seyn, als ein anderer. Die Religionsveränderung ist fast der einzige Fall, worinn sich ein übermäßiger Eifer entschuldigen läßt. Doch dem sey, wie ihm wolle, nur dem höchsten Richter der Menschen kömmt es zu, die Bewegungsgründe ihrer Handlungen zu erforschen. Um wieder auf die Christina

stina zurück zu kommen, so lasset uns bloß anmerken, daß, wenn sie nur darum katholisch geworden, um mit desto mehrerer Bequemlichkeit Statuen zu betrachten, sie selbst keine verdient habe, und daß sie dem verächtlichsten Monarchen, der jemals regieret hat, nachzusetzen ist, wenn sie sich bloß, um Gemälde zu sehen, des Vorzugs begeben hat, ihren Unterthanen Gutes zu thun.

So viel ist gewiß, daß Christina bey ihrem Aufenthalte in Rom viel Geschmack an den Werken der großen Meister bezeugete, womit diese Stadt angefüllet ist. Als sie eines Tages eine Statue der Wahrheit von dem Ritter Bernini bewunderte, nahm ein Cardinal, der bey ihr stand, Gelegenheit, ihr zu sagen, daß sie die Wahrheit mehr liebe, als die andern Prinzen gewohnt sind, ja, antwortete sie, *aber alle Wahrheiten sind nicht von Marmor.*

Ihre Religionsveränderung hatte für ihren Lehrmeister, den Bischoff Johann Matthiä, einen gemäßigten und friedfertigen Lutheraner, der verschiedene Vorschläge zur Vereinigung der protestantischen Kirchen gethan hatte, sehr schlimme Folgen. Die Protestanten, die der römischen Kirche den Verfolgungsgeist so sehr vorwerfen, hassen die Verfolgung nur alsdann, wenn sie darunter leiden, und keinesweges, wenn sie dieselbe selbst ausüben. Matthiä ward ohne Grund angeklaget, daß er an dem Abfalle der Christina Theil gehabt habe, und durch die Stände von seinem Bißthume abgesetzet.

Christina, die niemals einige Neigung für Frankreich gehabt hatte, ward diesem Reiche auf einmal günstig, und zwar bey Gelegenheit einiger unanständigen

digen Reden, welche einige spanische Bedienten, so sie zurück geschickt hatte, von ihr geführet hatten. Die Bewegungsgründe, die den Geschmack der Prinzen verändern, brauchen nicht stärker zu seyn, als die, so den Geschmack der Privatpersonen verändern. Diese Liebe zu Frankreich ward so lebhaft, daß sie bald den Entschluß fassete, eine Reise dahin zu thun, und dieser Nation, die in die Monarchie so verliebt ist, eine Königinn zu zeigen, die den Thron verlassen hatte; um zu philosophiren. Sie hielt bey ihrer Reise durch die französischen Städte alle die Reden und alle die Ehrenbezeigungen aus, wozu die Monarchen verdammt sind. Ob sie sich gleich vor gar kurzer Zeit in den Schooß der Kirche begeben hatte, so empfieng sie doch, weil sie noch immer ein Frauenzimmer und eine Prinzeßinn war, einen Redner sehr übel, der sie von dem göttlichen Gerichte und der Verachtung der Welt unterhielt. Sie kam endlich zu Fontainebleau an; sie erstaunte über das Ceremoniel des Hofes, und fragte, warum die Damen so viel Begierde zeigten, sie zu küssen, geschieht es etwa darum, sagte sie, weil ich einer Mannsperson ähnlich sehe?

Die berühmte Ninon, die sie bey ihrer Durchreise durch Senlis sehen wollte, war das einzige französische Frauenzimmer, dem sie Zeichen ihrer Hochachtung gab. Diese Person, die wegen ihres Witzes, ihrer Denkungsart und Aufführung so sonderbar war, und die es so weit gebracht hatte, daß sie mit vielem Ansehen die Rolle einer Buhlerinn spielte; war geschickter, als eine jede andere, bey einer Prinzeßinn einen Eindruck zu machen, die eben so sonderbar war,

ob

ob gleich auf eine andere Art. Man muß die Ninon wegen des Bezeigens, das ihr wiederfuhr, loben; aber man muß die Christina nicht darum tadeln.

Von Fontainebleau gieng sie nach Paris, wo sie abermals Reden und lange und traurige Festins ausstehen mußte, die man ihr zu Ehren gab, ja so gar die Tragödien des Collegii, worüber sie dreuste spottete. Sie rächete sich an diesen Schauspielen wegen des Verdrusses, den ihr alle diese Feyerlichkeiten und Ceremonien verursachet hatten. Wenn die Schauspiele in den Collegiis sich in eben dem Maaße, als die Schauspiele auf der Bühne, verbessert haben, so urtheile man aus ihrem itzigen Zustande, wie sie damals beschaffen gewesen.

Christina besuchte in Paris viele Gelehrte, nahm Verse ohne Zahl an, und schätzte sie vermuthlich nach ihrem Werthe. Sie hatte seit langer Zeit eine große Hochachtung für den berühmten Menage geheget, der uns in seinen Schriften unter einigen nützlichen Dingen so viele nichtswürdige hinterlassen hat. Auf ihrer Reise von Schweden nach Italien hatte sie ihm bey ihrem Aufenthalte in Brüssel geschrieben, zu ihr zu kommen, sie meldete ihm, daß sie die Hälfte des Weges gethan hätte, und daß es ihm zukäme, die andere Hälfte zu thun. Menage fand es nicht für gut, sich wegen einer Königinn Ungelegenheit zu machen, die es nicht mehr war. Sie war darum nicht übel auf ihn zu sprechen. Denn als sie zu Paris angekommen war, wo sie nichts, als solche Leute suchte, die sich durch ihre Wissenschaften und durch ihren Verstand berühmt gemacht hatten, gab sie dem Menage die Verrichtung, die Personen, die zu ihr

wollten, zu ihr zu führen; eine Stelle, die ein Gelehrter damals zum ersten, wahrscheinlicher Weise auch zum letztenmale bekleidet hat. Weil man einiges Ansehen dadurch zu erhalten glaubete, wenn man der Königinn vorgestellet ward, so war Hr. Menage kaum im Stande, alle diejenigen zu befriedigen, die ihn darum ersuchten, und weil er niemand abwies, so sagte Christina, Menage kennt doch in der That viele Leute von Verdienst.

Sie hatte Ursache, mit Paris zufriedener zu seyn, als mit dem Hofe, wo sie nur ein mittelmäßiges Glück gehabt hatte. Die Damen und die Hofleute konnten keinen Geschmack an einer Prinzeßinn finden, die sich wie eine Mannsperson kleidete, die die Schmeichler abwies, die denenjenigen ein Compliment wegen ihres guten Gedächtnisses machte, die ihr eine artige Historie erzählen wollten, und deren Geist mit einem Worte, wenn man so reden darf, etwas gar zu Männliches, für solche nichtswürdige Geschöpfe hatte, bey denen ihr alle ihre Kenntnisse und Einsichten unnütz waren. Diejenigen, die sie am besten zu kennen glaubeten, vergleichen sie mit dem Schlosse Fontainebleau, welches groß aber unregelmäßig wäre. Man würde sich über die schlechte Aufnahme, die man ihr daselbst wiederfahren ließ, nicht verwundern, wenn man bedenket, wie wenig Eindruck der Czaar, Peter der Große, im Jahre 1717 auf eben diesen Hof machte, ein Monarch, der über die Christina erhaben war. Der größte Theil der Franzosen sahe in diesem Monarchen weiter nichts, als einen Fremden, der gar nicht die Manieren ihres Landes hatte, aber keinesweges einen Prin-

zen

zen voller Genie, welcher reisete, um sich zu unterrichten, und den Thron verlassen hatte, um sich desselben würdig zu machen. Es scheint, als wenn unsere Nation diese niedrige Art von Aufmerksamkeit, von der Tacitus redet, weiter als eine jede andere getrieben habe, eine Aufmerksamkeit, die nur gewohnt ist, große Männer aus Eitelkeit zu schätzen, ihren Ruhm in ihren Minen sucht, und sich verwundert, ihn nicht darinn zu entdecken.

1657. Christina hatte so viel Geschmack an Frankreich gefunden, daß sie kaum in Rom wieder angelanget war, als sie sich vornahm, eine zwote Reise dahin zu thun. Man glaubte, daß politische Absichten sie dazu bewogen, aber diese Reise ward durch nichts merkwürdig, als durch den traurigen Tod des Monaldeschi, ihres Oberstallmeisters, den sie, wie bekannt ist, in Fontainebleau in ihrer Gegenwart ermorden ließ. Die Umstände dieser Ermordung sind bekannt genug, aber dasjenige, was nicht so bekannt ist, und was noch befremdlicher als die Grausamkeit der Christina, scheinen muß, das sind die gelehrten Abhandlungen, welche die Rechtsgelehrten schrieben, um sie zu rechtfertigen. Diese Schriften, diese traurigen Denkmäler der Schmeicheley der Gelehrten gegen die Könige, beschimpfen ihre Verfasser, ohne diejenige zu entschuldigen, für die sie geschrieben wurden.

Es thut mir aber um Leibnitzens Andenken, und um die Menschlichkeit leid, daß ich den Namen dieses großen Mannes unter der Zahl der Vertheidiger eines Mordes sehen muß; und noch mehr muß ich über seine Ungerechtigkeit gegen den französischen Hof er-

erstaunen, indem er sagete, wenn derselbe die That, der Christina übel aufgenommen, so sey es bloß darum geschehen, weil man die vorige Neigung nicht mehr für sie gehabt hätte. Die Nachwelt wird es sehr befremden, daß man in unserm Europa, das sich für so menschlich und gesittet hält, im Ernste die Frage aufgeworfen, ob eine Königinn, die den Thron verlassen, nicht noch das Recht behalten habe, ihre Bediente ohne einige Form des Processes ermorden zu lassen. Man hätte vielmehr fragen sollen ob es der Christina, wenn sie auf dem schwedischen Throne geblieben wäre, erlaubt gewesen wäre, sich eines so barbarischen Rechtes zu bedienen; eine Frage, die vor dem Richterstuhle des Natur- und Völkerrechts sich bald würde haben entscheiden lassen. Dem Staate, dessen Erhaltung den Monarchen heilig seyn muß, weil er beständig bleibt, wenn die Könige und Unterthanen verschwinden, ist daran gelegen, daß die Menschen nach den Gesetzen gerichtet werden. Den Prinzen selbst ist daran gelegen, deren Stärke und Sicherheit die Gesetze sind. Die Menschlichkeit erlaubet ihnen zuweilen, die Strenge derselben zu mildern, wenn es darauf ankömmt, zu begnadigen: aber niemals ist es ihnen erlaubet, von denselben abzugehen, um grausam zu seyn. Man würde den Königen Unrecht thun, wenn man sich einbildete, daß diese Grundsätze sie beleidigen könnten, oder daß nur Muth dazu gehöre, sie in dem Schooße einer Monarchie vorzutragen. Sie sind die Stimme der Natur, der die Tyranney eben so verhaßt ist, als ihr ein gerechter und weiser König werth ist. Nach so wahren Grund-

sätzen,

sätzen, die so tief in das Herz aller Menschen gegraben sind, ist, meiner Meynung nach, wenig daran gelegen, zu entscheiden, vor welchem Richterstuhle Christina, die die Regierung niedergelegt hatte, den Monaldeschi hätte sollen richten lassen, ob es hätte in Schweden, in Rom, oder in Frankreich geschehen sollen. Es ist wenig daran gelegen, würde ich antworten, vor welchem Gerichte es geschehen wäre, nur mußte es nicht vor ihrem eigenen Gerichte geschehen.

Noch weniger wesentlich scheint es mir zu seyn, wenn man untersuchen wollte, welches die Ursache der Ermordung des Monaldeschi gewesen; vielleicht ist es so gar für die Ehre der Königinn nothwendig, über dieses Geheimniß eine Decke zu ziehen! es wäre abscheulich, wenn ein Liebeshandel die Ursache derselben gewesen wäre, wie einige Schriftsteller haben vorgeben wollen. Die That der Christina hat einen solchen Bewegungsgrund nicht nöthig, um verhaßt zu seyn.

1657. Weil ihr Frankreich zuwider war, wo der Mord des Oberstallmeisters einen Abscheu vor ihr verursacht hatte, so nahm sie sich vor, nach England überzugehen; Cromwell, der damals dieses Königreich auf eine despotische Art regierte, die viel weiter gieng, als die Tyranney, wofür er seinen König hatte bestrafen lassen, hielt es nicht für rathsam, die Christina aufzunehmen. Dieser Mann, der ein eben so geschickter Staatsmann als gefährlicher Bürger war, befürchtete, das Geheimniß seiner Geschäffte, den durchdringenden Blitzen eines Frauenzimmers auszusetzen, das man für eine Meisterinn in den Staatsstreichen hielt. Außerdem konnte er sich nicht entschließen,

schließen, eine Königinn zu sehen, die drey Kronen für eine Religion hatte fahren lassen, die er hassete, und er fand es nicht für gut, das Geld der Engländer auf einen so unnützen Empfang anzuwenden. Christina verlor auch bald die Lust zu dieser Reise, und reisete dafür nach der französischen Akademie, die damals bey weitem das nicht war, was sie itzund ist; weil man ihr nichts bessers zu geben hatte, als eine Uebersetzung einiger Verse des Lucrez, wider die Vorsehung, die der Cotin gemacht hatte, und denen er wie Patru saget, einige zwanzig von seiner Art entgegen gesetzt hatte, um sie zu behaupten. Es ist nicht unnütz anzumerken, daß man in eben der Versammlung der Königinn einige Artikel aus dem französischen Wörterbuche vorlas, woran die Akademie damals arbeitete; man fiel auf das Wort jeu, worunter sich diese Worte befanden: Jeux de Princes, qui ne plaisent qu'à ceux qui les font. Spiele der Prinzen, die nur denen gefallen, die diese Spiele machen.

1658. Endlich kehrte Christina nach Rom zurück, wo sie sich in ruhiger Muße ihrem Geschmack für die Künste und Wissenschaften, vornehmlich aber für die Chymie, die Medaillen und Statuen in ruhiger Muße überließ. Der Cardinal Azzolini, der eine Neigung gegen sie faßte, welche die Verläumdung nicht verschonet hat, brachte die Finanzen der Königinn, die theils durch ihre Verschwendung und Nachläßigkeit, theils durch die unrichtige Bezahlung der bewilligten schwedischen Gelder, in große Verwirrung gerathen waren, wieder in Ordnung. Dieser Cardinal blieb ihr Freund und Vertrauter bis an

seinen

seinen Tod. Man saget auch, daß nicht mehr als drey Männer sich die Hochachtung der Königinn erworben, der Prinz von Conde durch seine Tapferkeit, der Cardinal von Retz durch seinen Verstand, und der Cardinal Azzolini durch seine Höflichkeit. Wenn man übrigens von dem Charakter der Königinn schliessen soll, so ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß sie sehr zur Ueppigkeit oder gar nur zur Liebe geneigt gewesen. Eine ziemlich übelverstandene Eitelkeit war ihre Hauptleidenschaft.

Christina war nicht lange in Rom gewesen, als sie mit Alexander dem Siebenten Händel bekam. Dieser Pabst war ein eitler und zänkischer Mann, und hatte sich bereits die Ehre der Bekehrung dieser Prinzeßinn zueignen wollen, von der er doch nur weiter nichts als einen Brief erhalten hatte, nachdem sie diesen Entschluß genommen hatte. Das Antheil, das Christina an den französischen Angelegenheiten zu nehmen schien, erweckte dem Pabste Misvergnügen, der Ludwig den Vierzehnten nicht liebte; aber Christina, die die Denkungsart Alexanders des Siebenten kannte, und Ursache hatte, ihn zu schonen, besänftigte ihn von Zeit zu Zeit, indem sie sich in den öffentlichen Proceßionen den Segen geben ließ; sie nahm sogar ihre Wohnung in einem Kloster, um desto weniger Verdacht bey dem Pabste zu erwecken, der sie durch Geistliche und Mönche ausspioniren ließ. Dieser Aufenthalt in einem Kloster brachte die Leute auf die Gedanken, daß sie willens sey, sich zur Nonne einkleiden zu lassen; „Die Königinn Christina, schrieb Guy „Patin bey dieser Gelegenheit, wird noch alle Lebens„arten durchgehen, wofern sie nicht bald stirbt; sie

„hat

„hat schon sehr verschiedene Personen gespielt, die von „ihrem ersten Stande sehr entfernet sind, da man sie „die zehnte Muse und die Sibylle des Nordens „nannte.„ Man kann leicht einsehen, ob es wahrscheinlich gewesen, daß eine Prinzeßinn, die wider den Pabst aufgebracht war, auf eine so seltsame Art die Bande noch genauer zusammenziehen wollen, welche sie an den Pabst verknüpften.

1660. 1661. Die Ursachen des Misvergnügens, die sie entweder wirklich hatte, oder zu haben glaubte, vermehreten sich endlich dergestalt, daß sie sich nach dem Absterben Carl Gustavs entschloß, nach Schweden zurück zu kehren: Diese Reise, deren wahre Ursachen man nicht wußte, gab den Politicis zu vielen Muthmaßungen Anlaß; sie fiel aber unglücklich aus. Die alten Unterthanen der Christina vergaßen alles, was sie für sie gethan, und alle die Liebe, die sie ihnen vormals bezeuget hatte, und sahen in ihr weiter nichts, als ein Frauenzimmer, das sie verlassen hatte, um in einem fremden Lande in dem Schooße einer Religion zu leben, von der sie glaubten, daß sie Schweden schädlich sey. Die Messe, die in ihrem Pallaste ziemlich frey gehalten ward, misfiel dem Adel eben nicht sehr, der mit nichts als Intriguen und Kriegen beschäfftiget war. Aber sie beleidigte die beyden untersten Stände des Königreichs, die Geistlichkeit, deren Ansehen sie trotzete, und den Bauernstand ungemein, dessen Vorurtheile sie aufbrachte; diese beyden Stände weigerten sich, ihr ihre Einkünfte zu versichern, indem sie überzeugt waren, daß man an Luthern glauben müßte, um werth zu seyn, zu leben. Christina mochte immerhin sagen, daß sie als eine Monarchinn nieman-

den von ihren Handlungen Rechenschaft geben dürfe; man antwortete ihr, daß es ihr nicht frey stünde, die Grundgesetze des Reichs aufzuheben. Die Stände ließen ihre Kapelle niederreißen, und beurlaubeten ihre italienischen Almosenpfleger, die sie mitgebracht hatte. Sie war nur noch dem Namen nach Königinn, sagt ein Geschichtschreiber, und derjenige, den sie zum Könige gemacht hatte, und der sich rühmete, alles von Gott und von Christina zu haben, war nicht mehr.

Allem Ansehen nach würde Christina diese Verfolgung durch eine andere bestraft haben, wenn sie in ihrem Vorhaben, wieder auf den Thron zu gelangen, wäre glücklich gewesen; aber dieses Vorhaben lief auf weiter nichts hinaus, als daß man sie zu einer abermaligen Abdankung nöthigte. Sie gieng also nach Rom zurück, und sah bey ihrer Durchreise durch Hamburg den berühmten Lambecius, den sie durch ihre Begegnung wegen der Verfolgungen tröstete, die er damals von den Theologen dieser Stadt erdulden mußte. Diese Verfolgungen giengen so weit, daß er katholisch ward, um seinen Feinden zu beweisen, daß er kein Atheist sey: für alle andere, außer für die, so er überzeugen wollte, war dieser Beweis entscheidend.

Die Belagerung von Candia, von der die christlichen Prinzen damals Zuschauer abgaben, ohne dieser Stadt zu Hülfe zu kommen, schien der Königinn von Schweden nicht so gleichgültig zu seyn; Sie gab sich sehr viel Mühe, den Venetianern Hülfe an Geld und Truppen zu verschaffen; und ob diese Bemühungen gleich fruchtlos waren, so waren sie doch so stark, daß man sie für eigennützig hielt; so geschickt ist die mensch-

liche Bosheit, ohne Grund auch die löblichsten Handlungen zu vergiften.

1662. Kurz hernach fiel die bekannte Sache mit den Corsen vor, weswegen sich der König von Frankreich auf eine Art, die den römischen Hof so sehr demüthigte, Recht verschaffete. Christina hatte in dieser Sache zugleich die Ehre, bey dem Könige für den Pabst, den sie nicht liebte, eine Fürbitte zu thun, und das Vergnügen, nichts auszurichten. Der Pabst, den es würde verdrossen haben, wenn er ihr das Nachgeben des Königs zu danken gehabt hätte, und der vielleicht ihre Bewegungsgründe einsah, glaubte ihr gar nicht verbunden zu seyn, weil sie nichts ausgerichtet hatte. Er fuhr fort, ihr mit so weniger Mäßigung zu begegnen, daß sie es endlich müde ward, vom Pabste nichts als Verdruß und Vergebung der Sünden zu haben, und den festen Schluß fassete, noch einmal nach Schweden zurück zu kehren.

1663. Unterdessen daß sie die schwedischen Stände hierüber ausforschen ließ, beschäfftigte sie sich in Rom mit dem Umgange der Gelehrten, und machte sich bisweilen auf ihre Kosten lustig. Sie ließ unter andern eine sonderbare Medaille schlagen, um sich an der Verlegenheit zu belustigen, worein die Umschrift derselben die Gelehrten setzen würde. Ich weiß nicht, ob dies Vergnügen sehr anständig ist. Ein Prinz hat so viel Ursache, die Wissenschaften zu lieben und zu beschützen, daß es sich für ihn weniger, als für einen jeden andern schickt, die armen Gelehrten lächerlich zu machen: diese Sorge muß man ihnen selbst überlassen, sie lassen sich dieselbe nur gar zu sehr angelegen seyn.

Die

Die Bedingungen, die der Senat der Christina künftig, wenn sie sich in Schweden aufhalten würde, selbst damals vorschrieb, da sie bereits abgereiset war, um zum zweytenmale wieder dahin zu kommen, schienen ihr so hart zu seyn, daß sie es für gut befand, in Hamburg den nächsten Reichstag abzuwarten, um auf demselben ihre Rechte geltend zu machen. Von hier aus schrieb sie an den Reichsrath Sevedt Baak, der ihre Angelegenheiten am schwedischen Hofe besorgte, daß die Verbindlichkeit, die sie hätte, große Angelegenheiten zu schonen, sie gelehret habe, zu leiden, und ihren Schmerz zu verbergen. Auf dieser Reise fand sie in dem Cabinette eines Antiquarii die Medaille ihrer Abdankung, welche sie wegwarf und nicht sehen wollte. Diese Handlung, die vielleicht nichts als eine Wirkung ihres gegenwärtigen Verdrusses war, ward indessen mit vieler Wahrscheinlichkeit als ein lebhafter Ausdruck ihrer Reue über ihre Abdankung angesehen.

Der Reichstag ward gehalten, und man hätte denken sollen, daß sich die Angelegenheiten Gottes verändert hätten; denn von allen Ständen war die Geistlichkeit der Christina allein günstig. Vermuthlich befürchteten die Geistlichen, daß sie noch mehr ausrichten würde, als sie selbst hoffete, wenn sie an den Hof käme, und ihre Forderungen selbst vorbrächte; und die schwedischen Priester übeten bey dieser Gelegenheit die Maxime aus, daß man seinem Feinde eine goldne Brücke bauen müsse. Aber der übrige Theil der Nation, dem alle diese Reisen der Christina wenig Hochachtung für sie eingeflößet hatten, und der in ihrer Aufführung nichts, als sehr viel Unbeständigkeit

und Intriguen sah, bediente sich des Rechts, das sie ihm gegeben hatte, und schlug ihr beynahe alle ihre Forderungen ab. Sie verließ also Schweden auf ewig, und kam nach Rom zurück, wo sie ihre übrige Lebenszeit misvergnügt zubrachte, indem sie von ihren alten Unterthanen übel bezahlt, von Frankreich vergessen, und selbst von der Nation wenig geachtet ward, die sie allen andern vorgezogen hatte. Die Erkenntlichkeit und die Bewunderung waren, so zu sagen, die ersten Bewegungen der Römer gegen eine Prinzeßinn gewesen, die die Regierung niedergelegt hatte, um unter ihnen zu leben; aber die Menschen haben keine dauerhafte Empfindung, als für die Größe und die Macht; und selbst die Prinzen, die am höchsten geschätzet werden, und die es am meisten verdienen, wissen nicht, wie sehr ihnen der Thron nothwendig ist, um ihren Gaben Gerechtigkeit zu verschaffen, und wie viel Verdienst ihnen in den Augen des Pöbels, das ist, fast aller Menschen, ihre Krone giebt, selbst alsdann, wenn sie dieselbe am wenigsten nöthig haben. „Christina, sagt der Geschichtschreiber Nani, ward „bald nach ihrer Abdankung gewahr, daß eine Köni„ginn ohne Staaten eine Gottheit ohne Tempel sey, „deren Dienst bald verlassen wird.„

Sie war noch nicht zu Rom angelanget, als sie von dem Tode des Pabstes Alexanders des Siebenten Nachricht erhielt. Es ist nicht unnütz, anzumerken, daß dieser Pabst beym Antritte der päbstlichen Würde, viel Strenge und Widerwillen gegen den sogenannten Nepotismum bezeigte. Diese Uneigennützigkeit war der Vorwurf eines Briefes, den der Cardinal Pallavicini vor seine Geschichte des tridentinischen Concilii

an

an ihn gerichtet hatte; aber der Pabst veränderte seine Denkungsart oder seine Aufführung so plötzlich, und überschwemmete Rom dergestalt mit seinen Nepoten, daß Pallavicini das Lächerliche dieses Briefes einsah, und ihn nicht heraus gab, ob er gleich bereits abgedruckt war.

Ihm folgte Clemens der Neunte in der päbstlichen Würde, seine Regierung, die gar zu kurze Zeit dauerte, ward das güldene Alter Roms genannt. Christina hatte viel Ursache, mit diesem Pabste zufrieden zu seyn, er war freygebig, prächtig, ein Freund der Wissenschaften und der Menschen, und so aufgeklärt, daß er die Religion durch die Endigung aller Zänkereyen verehrungswürdig machen wollte. Es wäre in der That zu wünschen, daß er in seiner friedfertigen Art zu denken viele Nachfolger haben möchte.

Christina setzte ihre Bekanntschaft mit den römischen und auswärtigen Gelehrten beständig fort. Der Verfasser der Denkwürdigkeiten giebt sich die Mühe, uns bey dieser Gelegenheit ein Verzeichniß von den Gelehrten zu geben, die damals die arcadische Akademie ausmacheten, ein Verzeichniß, das in dieser Geschichte eben so unnütz ist, als die Liste, die er von den schwedischen Gelehrten giebt, die unter der Regierung der Christina gelebt haben. Ich will aus dieser ganzen Stelle seiner Denkwürdigkeiten nichts anders anführen, als den Titel eines Werks des Nicolaus Pallavicini, der folgendermaßen lautet: **Rettung der göttlichen Vorsehung durch das große Gut, das die katholische Religion in der Person der Königinn von Schweden erworben hat.** Dieser Tractat ward nicht gedruckt, weil man 54

Ketzereyen darinn zu finden glaubte. Ich bewundere die Geduld desjenigen, der sie gezählet hat.

Man sieht aus einem Briefe, den Christina an Otto von Guericken schrieb, wie sehr das Vorurtheil wider die Bewegung der Erde in Rom eingewurzelt gewesen. Diese Prinzeßinn, die dem Throne abgesagt hatte, um frey zu seyn, hatte doch nicht die Freyheit, einem Fremden dreuste zu sagen, daß sie die Unbeweglichkeit der Sonne glaube.

Sie hatte in Rom viel Umgang mit dem berühmten Lucas Holstein, der, wie man sagt, 8000 Fehler im Baronius gefunden, und der vielleicht noch mehr würde begangen haben, wenn er ihn widerlegt hätte.

1672. Bald darauf entstund der berühmte Krieg, den Ludwig der Vierzehnte wider ganz Europa, das wegen der Demüthigung der Holländer eifersüchtig war, mit so vielem Ruhme aushielt, und der durch den nimwegischen Frieden geendiget ward. Christina billigte es nicht, daß sich die Schweden in diesen Krieg gemischet hatten, worinn sie auch in der That nicht glücklich waren. Vielleicht war sie auch durch eine Schmähschrift aufgebracht worden, die man in Frankreich wider sie herausgegeben hatte, und wofür sie keine Genugthuung erhalten konnte. Aber das, was ihr am meisten zu Herzen gieng, war die Furcht, daß die Bezahlung ihrer Einkünfte dadurch möchte verzögert werden. Sie schickte einen Bevollmächtigten nach Nimwegen, der ihre Angelegenheiten daselbst besorgen sollte, den man als einen Ambassadeur einer Königinn ohne Macht, von der man nichts zu hoffen und zu fürchten hatte, empfieng und anhörete. Dieser Bevollmächtigte war ein junger Schwede, mit Namen Ce-

der-

derkranz; der wenige Verstand, und die schlechten Einsichten, die Christina bey ihm bemerkt hatte, konnten sie nicht abhalten, ihm ihre Angelegenheiten anzuvertrauen; sie sagte, sie wäre willens, diejenigen, die ihr dieneten, nicht allein glücklich, sondern auch klug zu machen. Indessen überschickten die Schweden der Christina gleich nach dem Friedensschlusse ansehnliche Summen; aber diese Prinzeßinn verwarf den Vorschlag gänzlich, den man ihr that, jährlich eine gewisse Summe auf Abrechnung ihrer Forderungen, von Frankreich anzunehmen. Wenn man sein eigener Herr seyn kann, antwortete sie, so muß man keinen andern suchen.

1679. In dem folgenden Jahre macheten die Meynungen der Quietisten, die, wie so viele andere, die menschliche Vernunft so sehr demüthigen, ein großes Aufsehen in Rom, wo dergleichen Zänkereyen im Grunde verachtet, und dem äußerlichen Ansehen nach mit vieler Feyerlichkeit beurtheilet wurden; das neue System hatte den Michael Molinos, einen spanischen Priester, zum Urheber, der ein großer Gewissensrath und selbst ein redlicher Mann war, wie der Pabst selbst gestehen mußte. Dies waren zween Titel, die ihm viele Feinde erregen mußten. Diejenigen, die eifersüchtig darnach trachteten, die Gewissen zu regieren, unterließen nicht, einen gefährlichen Ketzer in einem Manne zu finden, dessen Gedanken von der Spiritualität mehr Mitleiden als Unwillen verdienen. Christina nahm sich des Molinos, entweder aus einem natürlichen Mitleiden, oder aus Haß gegen die Verfolger desselben, oder auch vielleicht aus Begierde, in einer Sache, womit damals ganz Europa beschäfftiget

war, eine ansehnliche Rolle zu spielen, auf eine so öffentliche Art an, daß man sie sogar in dem Verdachte hielt, daß sie den Meynungen des Molinos zugethan sey, und es fehlete nicht viel, so hätte man dieser Prinzeßinn ein Verbrechen daraus gemacht, daß sie gegen einen unglücklichen Priester die Pflichten der Menschlichkeit erfüllete. Die geistige Ruhe, die Molinos predigte, und die damals die Aufmerksamkeit der Inquisition beschäfftigte, gab dem Pasquin Gelegenheit, auf eine lustige Art zu sagen: „Reden wir, „so stehen die Galeeren darauf, schreiben wir, so haben wir den Galgen, und halten wir uns in Ruhe, „so haben wir die Inquisition zu befürchten: was soll „man also anfangen?„

Molinos, der von der Christina unterstützet ward, hatte in der Person des Königs von Frankreich einen fürchterlichen Gegner, der durch die Feinde dieses bedaurenswürdigen Ketzerhaupts angetrieben, sehr eifrig auf seine Verdammung in Rom drang. Dieselbe ward endlich von dem Pabst Innocentius dem XI. ausgesprochen, der damals auf dem päbstlichen Stuhle saß, und wenn man auch das gerechte Verfahren des Pabstes bey dieser Gelegenheit nicht in Betrachtung zieht, so muß man ihm dennoch die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß ihn kein menschlicher Bewegungsgrund zu dieser Handlung angetrieben; man sieht aus seiner ganzen Aufführung gegen Frankreich, daß er gar nicht Willens war, den König zu schonen. Dieser tugendhafte, halsstarrige und blödsinnige Pabst bezeigte sich so unbiegsam, daß er unter einem weniger frommen Könige, als Ludwig der XIV. war, leicht eine Trennung zwischen der fran-

französischen und römischen Kirche hätte verursachen können. Seine Nachfolger haben weit mehr durch Güte erhalten, als er durch eine übel angebrachte Standhaftigkeit ausrichten konnte, und es ist etwas Merkwürdiges in der französischen Geschichte, daß der französische Hof, ohngeachtet seiner Ergebenheit gegen den päbstlichen Stuhl, sich den römischen Bischöfen, doch am besten widersetzet hat, und ihnen niemals auf eine andere Art, als freywillig, etwas zugestanden hat.

Die berühmte Mademoiselle le Fevre, die nachher unter dem Namen der Madame Dacier bekannt ward, schickte um diese Zeit der Christina den Florum ad vsum etc. zu; welchen sie eben damals herausgegeben hatte, Christina dankte ihr in ihrer Antwort auf eine sehr verbindliche Art, und ermahnte sie, die katholische Religion anzunehmen.

Ich weiß nicht, ob ich bey dieser Gelegenheit eines Briefes erwähnen soll, den der Verfasser der Denkwürdigkeiten anführet, und worinn die Königinn von Schweden, einen gewissen Grafen Vasato ermahnet, ein Mönch zu werden. Der Verfasser will sich dieses Briefes als eines Beweises bedienen, um die Religion der Christina darzuthun, ob er sich gleich in verschiedenen Stellen seines Werkes hat merken lassen, daß er an der Aufrichtigkeit ihrer Bekehrung zweifele, denn die Auflösung dieses Problema scheint ihm von großer Wichtigkeit zu seyn, und viele Unruhe zu verursachen. Aber ein Brief, der der Prinzeßinn und desjenigen, an den sie ihn schrieb, so unwürdig ist, beweiset weiter nichts, als wie viel Zeit,

Christina zu verlieren hatte; er gehöret mit zu denen, die man aus ihrer Geschichte hätte weglassen sollen.

Eben dieses ist auch meine Meynung von der Vertheidigung, womit man den vorgeblichen Geschmack dieser Königinn an der Astrologie entschuldigen will. Zu einer Zeit, da die Philosophie, (die gemeiniglich bey dem Throne aufhöret,) noch nicht alle Staaten aufgekläret hatte, würde es eben nichts Erstaunliches seyn, daß eine Königinn, die selbst nach denen Dingen begierig war, die sie nicht wissen konnte, für eine nichtswürdige Wissenschaft eingenommen gewesen wäre, auf die sich damals sehr große Leute legten, und die den berühmten Caßini in seiner Jugend beschäfftiget hatte. Zum wenigsten zeigte Christina einige Einsicht und Kenntniß der Welt, wenn sie sagte, daß die irdische Astrologie ihr noch sicherer vorkäme, als die himmlische, wenn man von den Begebenheiten urtheilen wolle, und daß man die Astrologie, so wie die Arztneykunst, nur darum studieren müsse, um nicht betrogen zu werden.

1683. Diese Prinzeßinn schrieb als Königinn, als eine römischkatholische Christinn, und als eine Bewundererinn großer Thaten, im Jahr 1683, einen Brief an den König von Pohlen, Johannes Sobiesky, der durch den Entsatz der Stadt Wien, die von den Türken belagert ward, dem Kayser einen so wichtigen Dienst leistete, und ihn zu gleicher Zeit demüthigte. Es scheint, als wenn Christina dem Sobiesky den Vorwurf zu verstehen gegeben, den man ihm machte, daß er sich nämlich durch die Beute des Krieges gar zu sehr bereichert habe: „Ich beneide „Ew.

„Ew. Majestät, schrieb sie, so viele Schätze nicht, ich be-
„neide Ihnen bloß den rühmlichen Titel eines Erretters
„der Christenheit; und ob ich gleich kein Königreich
„habe, so bin ich desfalls doch nicht von der Ver-
„bindlichkeit frey, die alle Monarchen Ew. Majestät
„schuldig sind.„

Indem Ludwig der XIV. den Pabst demüthigte, dachte er zugleich darauf, die calvinische Religion in seinen Staaten auszurotten, und widerrief im Jahre 1685 das Edict von Nantes. Christina schrieb bey dieser Gelegenheit an den Ritter von Terlon, französischen Ambassadeur am schwedischen Hofe, einen Brief, den Bayle in sein Journal einrückte. Sie bedauerte in demselben das Schicksal der verfolgten Calvinisten auf eine so theilnehmende und aufrichtige Art, daß dieser berühmte Schriftsteller daher Anlaß nahm, zu sagen, der Brief der Königinn sey ein Rest der protestantischen Religion. Dieser Rest der protestantischen Religion, Bayle mag auch sagen, was er will, war wenigstens sehr zweydeutig; es ist sehr wahrscheinlich, daß bloß die Rechte der Menschlichkeit der Christina diesen Brief abgezwungen. Die Verfolgung der Reformirten ward zu einem so hohen Grade der Gewaltthätigkeit getrieben, die man Ludwig dem XIV. nicht beymessen kann; sie war die unglückliche Wirkung der Heftigkeit seiner Minister. Er würde sie verabscheuet haben, wenn er ein Zeuge davon gewesen wäre. Ich lasse mich hier in die Frage nicht ein, ob der König die reformirte Religion in seinen Staaten hätte dulden sollen; ob zwo mächtige Religionen, die auf einander eifersüchtig

sind,

sind, in der Länge einem Königreiche nicht gefährlicher sind, als es die Ausrottung der einen von beyden seyn würde, ob es in dem Zustande, worinn die Sachen damals waren, nicht besser würde gewesen seyn, sich gelinder Mittel zu bedienen, als offenbare Gewalt zu gebrauchen, und in der Stille nach und nach Proselyten zur katholischen Religion zu machen, anstatt Märtyrer in der reformirten zu machen. Dieß sind politische und Religionsaufgaben, wenn man so sagen darf, die eine andere Feder als die meinige, und eine andere Schrift, als die gegenwärtige, erfordern. Aber es scheint doch, als wenn itzund alle Welt darinn einig wäre, daß diese Verfolgung, (die keinesweges von Ludwig dem XIV. befohlen worden,) mit einer Grausamkeit ausgeübet worden, die beydes, die Religion und die Gerechtigkeit, beleidiget; und daß man den König zu eben der Zeit, da man ihn wegen seiner richtigen Absichten lobet, zugleich beklaget, daß seine Befehle auf eine so unmenschliche Art vollzogen worden. Doch dem sey wie ihm wolle, die Gesinnungen, die Christina in diesem Briefe äußert, machen ihr Ehre, und sind eines von den schönsten Stücken, die wir von ihr übrig haben. „Seyd ihr auch, schrieb sie an den Ritter von Terlon, von der Aufrichtigkeit dieser Neubekehrten „recht überzeuget? = = „die Soldaten sind seltsame „Apostel = . . „ich beklage so viele rechtschaffene „Leute, die an den Bettelstab gebracht sind, ob sie „gleich irren, so verdienen sie doch mehr Mitleiden „als Haß . = . Ich betrachte Frankreich als einen „Kranken, dem man einen Arm abnimmt, um ein „Uebel auszurotten, das die Geduld und gelinde Mit-

„tel

„tel würden geheilet haben.„ Sie endiget ihren Brief, indem sie die Aufführung Ludwigs des XIV. gegen seine protestantische Unterthanen dem Bezeigen entgegen setzet, das er damals gegen den Pabst beobachtete. Dieser letzte Punct ist eben so überflüßig, als ihre italienischen Declamationen wider die Freyheiten der französischen Kirche und die berühmten Artikel von 1682.

Indessen nahm es Christina sehr übel, daß Bayle diesen Brief öffentlich bekannt gemacht hatte, noch mehr aber ärgerte sie sich über die Anmerkungen, die er hinzu gefüget hatte, um ihre Bekehrung ein wenig verdächtig zu machen. Ihre Klagen veranlasseten eine ziemlich lange Unterhandlung zwischen dem Philosophen und der Prinzeßinn, und diese Unterhandlung ward endlich zum Vergnügen beyder Parteyen geendiget.

1687. Die Sache wegen der freyen Zuflucht, die um diese Zeit in Frankreich so viel Lärm verursachte, machte in Rom nicht weniger Aufsehen. Christina, die ihrem Rechte anfänglich entsaget hatte, wollte ihre Entsagung wegen eines Verdrusses wieder aufheben, den ihr die Frechheit der päbstlichen Gerichtsbedienten verursachte, indem sie einen Missethäter bis in ihr Haus verfolgeten, und ihn herausholeten. Aber diese Sache, die in Paris mit vieler Feyerlichkeit getrieben ward, und von Seiten des Pabstes Bannstrahlen, und von Seiten des Parlements Decrete und Appellationes an ein künftiges Concilium veranlassete, ward zwischen der Christina und dem Pabste durch die Vermittelung ihrer Beichtväter auf eine

gelasse-

gelassene Art abgehandelt. Indessen kostete es doch eben so viel Mühe, sie beyzulegen, als wenn Christina furchtbar gewesen wäre.

Da der Prinz von Conde in dem vorhergehenden Jahre gestorben war, schrieb Christina, deren Bewunderung für diesen Prinzen durch sein Unglück nie war vermindert worden, an die berühmte Mademoiselle Scudery, um sie zu bewegen, einen Helden, der ihrer Lobsprüche so würdig sey, nach ihrem ganzen Vermögen zu erheben. Man sieht aus diesem Briefe, daß Christina dem Tode ziemlich stoisch entgegen sahe. „Der Tod, schreibt sie, der sich nähert, und „der seinen Augenblick nie versäumet, beunruhiget „mich nicht, ich erwarte ihn, ohne ihn zu wünschen, „und ohne ihn zu fürchten. „

1688. Indessen brach der Krieg wieder in Europa aus. Man sieht aus einem der letzten Briefe der Christina, daß sie es vorher gesehen, was für einen Ausgang derselbe, in Absicht auf den König Jacob den II, nehmen würde. Dieser Prinz, dessen Leben sich weit besser in einer Leichenpredigt, als in einer Geschichte ausnimmt, und dessen Verfolgungsgeist allezeit durch ein vernünftiges Christenthum wird gemisbilliget werden, war von einem Throne verjagt worden, weil er eine freye Nation, die ihn ganz geruhig seiner Mönche und seiner Maitressen genießen ließ, quälen wollte, und weil er die Engländer mit Gewalt zwingen wollte, das zu glauben, wovon er sie durch sein Beyspiel hätte überzeugen sollen. Nach Frankreich geflüchtet, in Europa wenig geachtet, den Spöttereyen des Hofes ausgesetzet, wohin er seine Zuflucht genommen hatte, hat er, wie man

man saget, nach seinem Tode Wunder gethan, da er in seinem Leben nie das Wunder hat thun können, wieder auf den Thron zu steigen. „Da ist aber„mals, schrieb Christina bey Gelegenheit dieses Krie„ges, ein großer Schauplatz geöffnet, der sehr viele „Leute zum Weinen und zum Lachen bringen wird. „Alles zittert in Rom, nur ich nicht. Meine größte „Aufmerksamkeit ist auf die Maaßregeln gerichtet, „die Schweden bey dieser Gelegenheit ergreifen „wird.„ Da sie noch immer wider Frankreich aufgebracht war, so scheint es, als wenn sie nicht wünschte, daß Schweden sich mit Frankreich verbinden möchte; man sagt auch, daß sie sich aus Verdruß über den Pabst und die Römer, deren sie müde war, damals mit dem großen Churfürsten von Brandenburg in eine Unterhandlung wegen einer freyen Zuflucht in seine Staaten eingelassen. Einige Schriftsteller haben, ohne zu untersuchen, ob dieses auch wahr sey, daraus den Schluß gezogen, daß sie Willens gewesen, die protestantische Religion wieder anzunehmen; aber wenn sie auch wirklich dieß eben nicht wahrscheinliche Vorhaben gehabt hat, so hatte sie doch nicht die Zeit, es auszuführen.

1689. Sie starb kurze Zeit hernach, mit Gelassenheit und Philosophie. Man hat vorgegeben, daß sie besser gestorben sey, als Elisabeth, möchte man doch auch sagen können, daß sie besser gelebet hätte. Sie verordnete in ihrem Testamente, daß man auf ihr Grabmaal nichts als die Worte setzen solle: D. O. M. vixit Christina annos LXIII. Die Bescheidenheit und der Stolz der Grabschriften sind beyde

de auf gleiche Art Werke der Eitelkeit. Die Bescheidenheit schickt sich besser zu der Eitelkeit, die große Dinge gethan hat, der Stolz schickt sich besser zu der, die nur kleine Dinge gethan hat. Wenn man die Grabschrift der Christina nach dieser Regel beurtheilet, so wird man finden, daß sie nichts als wahr sey, ohne groß zu seyn. Die Ungleichheit in ihrer Aufführung in ihrer Gemüthsbeschaffenheit und in ihrem Geschmacke, der wenige Anstand, der sich bey ihren Handlungen zeigte, der schlechte Vortheil, den sie aus ihren Kenntnissen und aus ihrem Verstande zog, um die Menschen glücklich zu machen, ihr oft unrecht angebrachter Stolz, weil er allemal unrecht angebracht wird, wenn er nicht Hochachtung zuwege bringt, ihre zweydeutigen Reden über die Religion, die sie verlassen hatte, und über die Religion, zu der sie sich bekannte, endlich das herumirrende Leben, so sie unter Fremden führete, von denen sie nicht geliebet ward; alles dieses macht, daß man zu ihrem Lobe weiter nichts sagen kann, als daß sie 63 Jahre gelebet hat.

Ich sage nichts von ihrem Leichenbegängnisse, ihrer Bibliothek, ihren Gemählden, ihren Seltenheiten, den Medaillen, die auf sie geschlagen sind, und überlasse alle diese Dinge dem Verfasser der Denkwürdigkeiten; ich will lieber von zwey Werken, die sie geschrieben hat, noch etwas sagen. Das eine führet den Titel: Pensées diverses, und ist, wie die meisten Werke von dieser Art, eine Sammlung von allgemeinen Sachen, die man sich nicht einmal die Mühe genommen hat, durch eine epigrammatische Wendung zu ver-

versteckem. Das Sonderbarste in dieser Schrift ist, daß man einige Sätze von der Religionsduldung darinne antrifft, die einigen höchst übertriebenen Sätzen von der Unfehlbarkeit des Pabstes gerade gegen über stehen. Hat sie diese letztere als ein Gegengift der erstern hingesetzt, so kann man sagen, daß die Arztney schlimmer als das Uebel ist. Das andere Werk ist eine Lobrede des Alexanders, dieses Eroberers, dieses Abgötzen des Alterthums und Gegenstandes der Critik unserer Zeiten, der wie der größte Theil der berühmten Prinzen, weder die übermäßigen Lobsprüche verdiente, womit ihn die Schmeicheley überhäufte, noch die Satyren, die so viele Gelehrte itzund auf ihn machen, weil sie nichts von ihm zu erwarten haben. Christina hätte diesen Prinzen weniger loben, und ihm mehr nachahmen sollen, nicht in seiner ausschweifenden Liebe zum Ruhme und zu den Eroberungen, sondern in seiner Größe der Seele, in seiner Fähigkeit zur Regierung, in seiner Kenntniß der Menschen, in seinen weitläuftigen Einsichten und in seiner aufgeklärten Liebe zu den Künsten und Wissenschaften.



* *

II.

Albrecht von Haller,

von den

empfindlichen und reizbaren Theilen

des

menschlichen Körpers.

II. Abschnitt.

Vorgelesen den 6ten May 1752.

Wir kommen nunmehro auf das Reizbare, welches von dem Empfindlichen so unterschieden ist, daß es höchst Empfindliche Theile giebt, die ohne alle Reizbarkeit sind; und hingegen giebt es wiederum reizbare, die keine Empfindung haben. Ich werde von beyden überzeugende Erfahrungen beybringen, und mit gleicher Sorgfalt erweisen, daß die Reizbarkeit nicht, wie man insgemein glaubet, von den Nerven entspringe; sondern aus der Structur des reizbaren Theils selbst folge.

Erstlich, so ist der Nerve, von welchem alle Empfindung zur Seele gebracht wird, selbst von aller Reizbarkeit entfernet. Dieses scheint zwar wunderbar zu seyn, indessen aber ist dieses so gewiß als wunderbar. Wenn man einen Nerven reizt, so bekommen die Muskeln, in welche Zweige von diesen Nerven

ven gehen, in der That krampfhaftes Zucken; und ich weiß kein einziges gegenseitiges Exempel. Denn ich habe so wohl das Zwerchfell, als die Muskeln des Unterleibes (bey einer Ratte,) und den vordern und hintern Schenkel vornehmlich bey dem Frosche, öfters auf eben die Art, da der Nerve gereizt wurde, krampfhaftes Zucken leiden sehen. Man sehe hiervon die hiermit übereinkommenden Versuche des Schwammerdam. Ich habe bey dieser Beobachtung, so wohl als George Christian Oeder, gefunden, daß, wenn der Nerve gereizt wird, keine andern Muskeln zittern oder zucken, als diejenigen, welche von diesem Nerven Aeste bekommen a).

Ich habe auch beständig gesehen, daß der mit dem Messer gereizte Nerve ein Zucken in dem Muskel macht, nicht anders, als wenn er von einem Gifte gereizet worden.

Ein solches Zusammenziehen aber, wie bey einer gereizten Muskelfaser, geschieht bey den Nerven nicht. Ich habe öfters bey Wunden, und vornehmlich bey Fröschen, den Nerven mit aufmerksamen Augen betrachtet, und gewartet, was in dem Nerven vorgehen würde, wenn der Muskel krampfhaftes Zucken hätte: ich habe aber niemals die geringste Spur einer Bewegung in dem Nerven gesehen.

Ich habe daher einen andern Versuch vorgenommen, welcher auch zu Berlin von dem gelehrten Hrn. Doctor J. Gottfried Zinn angestellt worden. Ich habe bey einem lebendigen Hunde einen langen Nerven über ein subtil eingetheiltes mathematisches Instrument gelegt, so daß der Nerve bey der geringsten

 Bewe=

a) n. 22. p. 5.

Bewegung nothwendig von einem Grade des Instruments zum andern fortrücken mußte; alsdenn habe ich ihn gereizt: allein er ist unbeweglich geblieben, und nicht um den geringsten meßbaren Raum von den Linien, auf welchen er lag, abgewichen.

Dieses sind neue Beweise, welche zeigen, daß den Nervenfäserchen wider alle Erfahrung eine oscellirende Kraft zugeschrieben wird.

Weder die äußerliche Haut, als der Sitz des Gefühls, weder die Nervenhäutchen des Magens, der Gedärme oder der Harnröhre, sind reizbar. Denn man muß hier nicht die ätzende Kraft des Vitriolöls, oder des Salpetergeistes, welche freylich die Haut zusammen ziehen, die zerschnittenen Nerven, die mit dem Messer getrennten Pulsadern zwingen, daß sie wie ein Wurm zusammen kriechen, misbrauchen: diese sauren Geister erregen auch in dem Häutchen der Harnröhre oder der Blase, oder der Gallenblase, ein offenbares Zusammenziehen. Die Lunge zieht sich von dem Vitriolöle auch nach dem Tode zusammen, wie J. G. Zimmermann b) anführet. Die äußerliche Haut, der Schwanz und das Fett schrumpfen etliche Stunden nach dem Tode zusammen, wie man bey eben demselben c) findet. Denn diese Kraft hat nichts mit dem Leben gemein, und alles erfolgt eben so wohl vier und zwanzig Stunden nach dem Tode, da aller Verdacht einer Empfindung weggefallen, wie ich aus Erfahrung habe.

Hierauf beruht auch keineswegs die Schärfe der Reizbarkeit und Empfindung. Der Magen ist höchst empfindlich; die Gedärme aber sind es viel weniger, denn

b) S. 17. c) S. 13.

denn sie schmerzen gewißlich nicht so stark: und gleichwohl habe ich gefunden, daß sie reizbarer sind. Das höchstreizbare Herz hat nur eine mittelmäßige Empfindung, und die Berührung desselben hat bey einem lebendigen Menschen vielmehr eine Ohnmacht, als einen Schmerz nach sich gezogen.

Ferner so ist ein Theil deswegen nicht empfindlich, weil er reizbar ist: nämlich, wenn der Nerve gebunden oder zerschnitten wird, so ist derjenige Theil, welcher mit diesem Nerven versehen ist, deswegen doch noch reizbar. Ich habe den berühmten bellinischen Versuch öfters wiederholet; jedoch aber den Erfolg ein wenig anders gefunden, als man ihn insgemein erzählet. Ich fasse und drücke den Nerven des Zwergfelles (Neruum phrenicum) eines lebendigen, oder, weil nichts daran liegt, eines frisch getödteten Thieres. Unter dem Orte, wo der Nerve zusammengedrückt wird, reize ich: so bekömmt das Zwergfell ebenfalls Convulsionen; unterbinde ich den Nerven: so erfolgt eben dieses. Zerschneide ich den Nerven, und reize den Nerven unter dem Orte des Schnittes, der von aller Gemeinschaft mit dem Gehirne, und also von aller Empfindung entfernet ist, so gehorchet das Zwergfell gleichfalls, und bekömmt krampfhaftes Zucken. Wenn ich auf eben diese Weise den Schenkelnerven zerschneide, so verliert das lebende Thier die Empfindung, und kann, ohne daß es ein Zeichen eines Schmerzes von sich giebt, allenthalben an dem Schenkel verletzt werden. Gleichwohl aber zittert dieser Schenkel, wenn der Nerve gereizt wird: er ist also deswegen nicht empfindlich, weil er reizbar ist.

Uebrigens habe ich gefunden, daß vieles in diesem bellinischen Versuche zu groß gemacht wird. So viel ist gewiß, daß der gebundene und gereizte Nerve das Zwergfell in eine zitternde Bewegung setze, er mag nun oberwårts oder unterwårts gebunden werden; die Unterbindung, welche unterhalb geschieht, hat auch nichts verschiedenes von der, welche oberhalb gemacht wird; das Zwergfell wird auch nicht mehr beweget, wenn der Nerve unterhalb gebunden wird, oder ruhet nicht etwa, wenn es oberhalb geschieht. Indessen habe ich gefunden, daß das Reizen seine Wirkung besser thut, wenn der Nerve gespannt, als wenn er schlaff ist. Wenn man den Nerven presset, und über dem Orte, wo er gepreßt wird, reizet, er mag nun unten gebunden seyn oder nicht, so bleibt er in beyden Fällen in Ruhe; und daher schreibt J. Friedrich Ortlob d), daß alsdenn eine Bewegung in dem Zwergfelle vorgehe, wenn der Nerve gedrückt werde e).

Endlich habe ich auch in den Gliedern der kleinern Thiere die Nervenståmme unterbunden, damit das Glied gelåhmet und unempfindlich würde. Alsdenn habe ich die Muskeln entblößet, dieselben mit einem Messer gereizet, und gesehen, daß derselben Fasern eben so hurtig, als erst, gezittert und geschlagen; obgleich in der That die Seele ihre Herrschaft nicht mehr über dieses Glied gehabt hat.

Ein

d) in praef. ad anatomen rationalem *Danielis Tavvry.*
e) An dieser Stelle fehlt etwas in der lateinischen Grundschrift.

Ein ähnlicher Versuch läßt sich auch bey Theilen, die von dem Körper getrennt worden, anstellen. Die Gedärme machen, wenn sie gleich schon von dem Körper getrennt f), und aller Gemeinschaft mit dem Gehirne beraubet worden, ihre wurmförmige Bewegung; und wenn sie mit dem Messer oder mit Gifte gereizt werden, so leiden sie eben die Zufälle, die ich gleich anführen werde, und welche sich an ihnen äussern, wenn sie in ihrer Lage und mit ihren Nerven verbunden bleiben. Eben diese Erfahrung findet auch bey dem Herzen, bey jedwedem Muskel, welcher aus dem Körper heraus geschnitten worden, statt g). Bey dem Aale schlägt das Herz zu ganzen Stunden in gleichen Zwischenzeiten, und mit einer gleichen Kraft; es nimmt auch wechselsweise das Blut in sich, und treibt es wieder heraus.

Wenn wir nun sagen, das Thier empfinde, wenn sich die Seele einen äußerlichen Eindruck vorstellet: so empfindet derjenige Theil des Körpers gewiß nicht, bey welchem entweder die Gemeinschaft des Nervens mit dem Gehirne aufgehoben, oder der gänzlich von dem Körper getrennet ist. Des Robert Whytt h) theilbare Seele hat die Nothwendigkeit eines Lehrgebäudes veranlasset, da sie in so viele Theile gespalten wird, als dem Zergliederer Muskeln oder Theilchen der Eingeweide von dem menschlichen Körper abzuschneiden beliebt. Ich habe den Versuch oft wiederholet, und die Gedärme geschwind aus dem Körper

f) I. Woodward Supplement. pag. 76.
g) J. G. Zimmermann S. 19.
h) An angeführtem Orte S. 383.

heraus gerissen, sie in etliche, z. E. vier, acht Theilchen getheilet: so haben sie sich, jedes besonders, wurmförmig beweget, und sich, wenn man sie gereizet, auch zusammengezogen. Dergleichen Versuche hat **Johann Woodward** an den Gedärmen i), **Baglivi** an dem Herzen eines Frosches k), und vor diesem vor allen **M. Aurelius Severin** l) angestellet. Ich habe gesehen, daß abgeschnittene Theilchen und einzelne Stückchen von einem Herzen auf dem Tische fortgekrochen sind. Daß auch die Afterbürde, die Häutchen des Eyes ihre Reizbarkeit von keinem Nerven haben, weil keiner darinnen ist, auch des **Johann Lußius** Meynung m): ich aber habe von dieser Sache keine Erfahrung. Ich finde auch, daß **George Baglivi** n) eben dergleichen Beweise für den Sitz des Reizbaren in den festen Theilen gegeben. Wir müssen hier auch die Insekten, welche in der That von solcher Natur sind, daß alles empfindlich und alles reizbar an ihnen ist, nicht zum Exempel anführen o).

Unsere Seele aber ist es, welche sich bewußt ist, sich, ihren Körper, und mit Hülfe des Körpers, die Welt vorstellet. Ich bin daher ich, und kein anderer, weil dasjenige, welches ich genennet wird, von allem dem, was meinem Körper und dessen Theilen widerfähret, geändert wird. Wenn sich nun das, was

i) An angeführtem Orte S. 80.
k) de fibra motrice p. 7.
l) vipera pythia p. 119.
m) An angeführtem Orte n. 34.
n) de fibra motrice et morbosa p. 7.
o) Theolog. des insect. T. II. p. 84. 85.

was ein Muskel, ein Darm leidet, auf eine andere Seele bezieht, und in einer andern eine Veränderung hervor bringt, in meiner aber nicht: so ist dieses nicht meine Seele, und gehöret mir nicht zu. Und wenn ein Finger von meinem Körper abgeschnitten ist, wenn Fleisch von meinem Schenkel weggenommen worden, so geht mich dieses ebenfalls nichts mehr an; ich stelle mir das, was diese Theile leiden, nicht mehr vor, oder ich habe keine Schmerzen mehr davon; es wird kein Gedanke mehr davon in mir erwecket. Dieser abgeschnittene Finger also, dieser abgerissene Muskel, wird nicht von meiner Seele, nicht von einem Theile derselben bewohnet; ich bin nicht in diesem Finger. Dieser Finger, sage ich, ist von meiner Seele, welche ganz ist, von welcher sich kein Theil absondern läßt, wie auch von der Seele eines jedweden andern Menschen, seiner ganzen Natur nach geschieden und getrennet. Denn mein Wille ist auch, nachdem dieser Finger abgeschnitten worden, noch vollkommen, es ist nichts mit von den Kräften der Seele weggegangen; dieser unverstümmelte Wille aber kann nun nicht mehr in diesen Finger wirken: und gleichwohl bleibt dieser Finger reizbar. Die Reizbarkeit hängt also weder von dem Willen, noch von der Seele ab.

Ferner so zeigen auch die Erfahrungen, daß nicht alle Kraft der Muskeln von den Nerven abhängt: denn wenn gleich diese leztern gebunden und abgeschnitten worden, so sind die Fasern dennoch reizbar, und haben eine Kraft, sich zusammen zu ziehen. Und hierdurch wird vielleicht der Nutzen der Nerven etwas eingeschränkt: denn sie scheinen nur so viel zur Bewe-

gung der Muskeln mit beyzutragen, daß sie den Willen der Seele auf denjenigen Theil bringen, welcher bewegt werden soll; ferner vermehren und erwecken sie, diese Vermehrung mag nun geschehen, wie sie will, die natürliche Kraft der Fasern, dadurch sie sich zu verkürzen bestreben.

Ich komme aber wieder auf die Sache, und will Erfahrungen anführen, wodurch ich ausfündig gemacht habe, welche Theile des Körpers reizbar, und in was für einem Grade sie solches sind.

Die äußerliche Haut nehme ich aus. Das zellichte Gewebe und das Fett, welches das Vitriolöl begierig verschluckt, ist nach aller Meynung unbeweglich, wird auch nicht durch das mindeste Reizen beweget; solchergestalt haben weder die Lunge, welche die stärksten sauren Säfte ebenfalls zusammenziehen; noch die Leber, die Milz oder die Nieren etwas Reizbares an sich. Denn sie bestehen aus dem zellichten Gewebe, das unter allen am wenigsten reizbar ist, und aus Gefäßen, die sich auch durch das Reizen nicht bewegen lassen.

Und dieses scheint mir ein Merkmaal zu seyn, wodurch sich ein Fäserchen vom zellichten Gewebe von einem Fleischfäserchen unterscheidet: da sie doch übrigens einander so ähnlich sind, daß man sich öfters betrüget. Wie viele, auch zu unsern Zeiten, haben nicht das zellichte Gewebe, wie auch die runden Mutterbänder und die Kapsel des Glisson, in welchen ebenfalls viele Zergliederer Fasern finden, für Muskelhäutchen gehalten?

Ein Faden von dem zellichten Gewebe verhält sich zur Reizung, wie ein Faden vom todten Fleische: er

er giebt nach, wenn er berührt wird, er biegt sich, wenn er gestoßen wird, und stellt sich wieder her, wenn man nachläßt. Wenn er zerschnitten wird, so zieht er sich auf beyden Seiten zurück und läßt eine Lücke. Wird aber eine lebendige Muskelfaser mit einem Messer oder mit Gifte gereizet, so wird sie kürzer; sie zieht ihre äußersten Enden an, und so bald als man nachläßt, verlängert sie sich wieder, und wiederholet gleich darauf dieses Nachlassen und Zusammenziehen.

Die Senne ist nicht reizbar, so, wie sie auch nicht empfindet. Keine Kraft des Messers, oder eines mäßigen Giftes erweckt krampfhaftes Zucken in den Fasern derselben; setzt auch den Muskel, der sich in diese Senne endiget, in keine Bewegung. Wenn auch gleich eine elektrische Funke, die aus den Sennen gezogen wird, stark ist, wie Herr Jallabert p) bemerket, so entstehen doch auch an den andern sehr festen und härtesten Theilen des Körpers heftige elektrische Funken.

Die Bänder, das Knochenhäutchen, das harte und dünne Hirnhäutchen, und alle Arten der Häutchen sind, weil sie von dem zellichten Gewebe entstehen, auch von keiner reizbaren Natur. Diejenigen, welche in das harte Hirnhäutchen, in den Herzbeutel bewegende Fleischfasern gesetzt haben, können durch diese Erfahrungen überzeuget werden, daß durch das Brennen, Stechen, Zerreißen des harten Hirnhäutchens, oder des Herzbeutels keine sichtliche Bewegung erreget werde. Diese Erfahrungen sind so wohl bey mir,

als

p) de electricit. S. 79.

als bey dem Herrn Zinn, Walsdorf, Oeder und andern wohl hundertmal, und allezeit mit einerley Erfolge wiederholet worden.

Daß die Pulsadern reizbar sind, scheinen einige Umstände glaublich zu machen: nämlich, so wohl die in ihnen befindliche Muskelhaut, als auch am meisten die Nothwendigkeit, eine Ursache zu finden, welche macht, daß die Erweiterungen der Pulsader wechselsweise mit dem Drucke des Herzens überein kommen, und daß dieselbe enger wird, wenn der Druck des Herzens nachläßt. Und es ist bekannt, daß berühmte Männer, und nur neulich Peter Senac und Robert Whytt q) den Pulsadern, und meistens den kleinern Gefäßen, so viel reizbare Kraft zuschreiben, daß das Herz von den Ursachen der Bewegung des Blutes fast ausgeschlossen wird. Ich will auch nicht in Abrede seyn, daß diese Hypothese nicht die größte Wahrscheinlichkeit habe; so wohl wegen der Aehnlichkeit mit den Gedärmen, die ihre Flüßigkeiten durch die wurmförmige Bewegung weiter bringen, als auch wegen der Hauptpulsader des Seitenwurms, welche z. E. verschiedene für das Herz gehalten haben, und die völlig nach Art der Gedärme, indem sie sich nach und nach zusammen zieht, ihre Flüßigkeiten weiter schafft. Ferner auch wegen der Thiere, bey denen, wenn gleich das Herz heraus gerissen worden, noch einige Zeit einige Bewegung der Säfte übrig bleibt, die von nichts andern, als von den Pulsadern, hergeleitet werden zu können scheint; endlich auch wegen der besondern Entzündungen, die durch

q) An angeführtem Orte S. 95.

durch den Reiz entstehen. Denn man hat durch das Microscop das Blut in den Fischen und in dem Frosche wohl noch eine Stunde, nachdem ihnen das Herz ausgerissen worden, mit einer schwankenden Bewegung in den Pulsadern oscilliren, und in den Blutadern wieder zum Herzen gehen gesehen; und wenn das Herz geruhet, und nicht geschlagen, auch sich die Kiemen (Branchiae) nicht bewegt haben, und keine Empfindung mehr übrig gewesen ist, so hat man dennoch das Blut durch die Gefäße des Fischchens gehen und wieder zurück kommen gesehen.

Dieses mag nun alles so seyn, so beweisen doch die Versuche nichts dergleichen. Es entsteht bey keinem Thiere in der Pulsader, sie mag äußerlich oder innerlich, mit einem Messer, oder mit Gifte, oder aber mit rauchendem Salpetergeiste gereizet werden, ein Zusammenziehen: wo man nicht das Zusammenziehen nehmen will, das von dem Vitriolöle entsteht r), und welches ebenfalls erfolget, wenn man dasselbe viele Stunden nach einem vollkommenen Tode auf die Ader bringt. Ich habe vor dem Microscop bey lebendigen Fröschen die Pulsadern öfters mit Alkohol, mit Salpetergeiste, und mancherley scharfen Liquoren vergebens gereizet; ich habe auch nicht gesehen, daß eine Bewegung erfolgt ist, da doch inwendig das Blut wie zu einer erdfahlen Schmiere geworden.

Ferner habe ich bey Thieren, deren Blut ich mit Hülfe des Vergrößerungsglases circuliren gesehen, niemals ein Zusammenziehen in den Pulsadern wahrgenommen. So oft ich in Fröschen und Fischen das Blut

r) J. G. Zimmermann S. 24.

Blut viele Stunden bewegen gesehen, habe ich dennoch allezeit gefunden, daß die Häutchen der Pulsadern wie gläserne Röhrchen vollkommen geruhet. Und die auf einer Pulsader liegende Blutader ist gleichwohl durch keinen Pulsschlag bewegt worden, welchen das Microscop nicht hätte sichtbar machen können. Von dem Versuche aber, welchen Anton von Heyde s) anführet, daß sich nämlich eine zerschnittene Pulsader bey einem Frosche so zusammen gezogen habe, daß nichts mehr durchgegangen, habe ich öfters den gegentheiligen Erfolg gesehen; nämlich, der Schnitt in die Pulsader hat seine Figur behalten, und ist wie ein unbeweglicher Spalt geblieben, hat sich auch weder verengert noch erweitert.

Ob ich also wohl die Reizbarkeit der Pulsadern nicht gänzlich verwerfe, so sehe ich doch nicht, daß sie durch Versuche bestätiget werden kann.

Bey den Blutadern kann ich auch schwerlich eine Reizbarkeit zugeben; denn ich sehe zwar bey denselben eine Bewegung, eine Bewegung, die so wohl von dem Athemholen, als von dem Zusammenziehen der Hohlader herrühret, die ich öfters, und vornehmlich bey kalten Thieren, an dem Herzen habe zusammen ziehen, und ihr Blut in das Herzohr treiben gesehen. So weiß ich auch, daß die Blutader wenn sie mit scharfen Gifte, mit Vitriolöle, oder mit rauchendem Salpetergeiste berühret wird, nicht wenig, und offenbarer als die Pulsader, zusammen gezogen wird, und daß sie sich verengert und das Blut austreibt, wie ich bey Zickelchen und Katzen gesehen.

Da

s) Obs. 35.

Da aber gleichwohl die Blutadern sich weder durch das Reizen des Messers, noch durch mäßige eingespritzte Gifte zusammen ziehen, in dem menschlichen Leben aber wahrscheinlicher Weise kein so scharfer Liquor, als die Gifte, die Blutadern durchfließt: so sehe ich ein, daß die Blutadern entweder eine schwache oder gar keine Reizbarkeit haben müssen.

Die Milchgefäße werden von dem Vitriolöle auch zusammen gezogen und ausgeleeret. Daß dieselben keine mittelmäßige reizbare Kraft haben, erhellet auch daraus, daß sie sich nach dem Tode, da sie doch ganz voll sind, völlig ausleeren, und so zusammen gezogen werden, daß keine Höhlung übrig bleibt.

Die verschiedenen Ausführungsgänge haben ebenfalls keine größere Reizbarkeit als die Blutadern. Die Gallenblase, der gemeine Gallengang (Ductus choledochus) t), der Harngang, die Harnröhre, ziehen sich zwar zusammen, wenn sie mit einem scharfen Gifte berühret werden; ein mäßiges Reizen aber, oder das Schaben mit einem Messer, scheinen sie nicht zu empfinden.

Der Harngang empfindet nicht einmal das Reizen des Vitriolöls; und scheint daher aller Muskelkraft beraubt zu seyn: es sind auch niemals in dieser Röhre Muskelfasern mit genugsamer Gewißheit gezeiget worden.

Wegen der Natur der Harnblase hat mich eine Erfahrung in größere Gewißheit gesetzt. Denn dieselbe hat sich bey einem halb todten Hunde, wenn sie mit

t) I. G. Zimmermann p. 46. vom Vitriolöle.

mit einem Messer oder mit einer Nadel gestochen worden, zwar nicht allezeit, jedoch öfters bis auf die kleinste Weite zusammen gezogen, und den Urin, da der Bauch schon aufgeschnitten gewesen, ausgetrieben. Allein ich habe auch gesehen, daß sie sich nach dem Tode von sich selbst zusammen zieht, und ausleeret, wenn sie voll gewesen: wie ich dergleichen Erfahrung vor diesen aus dem Wepfer angeführet habe u).

Daß die Drüsen und Schleimhöhlen (Sinus mucosi) reizbar sind, hiervon beweisen das von einer chymischen oder mechanischen Schärfe verursachte Weinen, und das durch eine scharfe Einsprützung veranlaßte Tröpfeln des Schleims der Harnröhre und andere Erscheinungen von dieser Art, daß bey lebendigen Thieren so viel als ich erfahren, nichts dergleichen vorhanden ist.

Die Gebährmutter vierfüßiger Thiere ist ebenfalls reizbar, und macht eben so geschwind als die Gedärme eine augenscheinliche kriechende Bewegung, sie mag nun noch in dem Körper, oder aus demselben heraus geschnitten seyn. Es scheint auch nicht zweifelhaft zu seyn, daß die menschliche Gebährmutter ebenfalls reizbar ist, daß ein großer Theil des Gebährens davon abhängt, und daß sie sich daher so stark zusammen zieht, daß auch die Hand der Hebammen davon müde wird und einschläft. Daher hat Ruysch, wie gar wohl bekannt, ganz sicher gewartet, bis der Mutterkuchen von sich sich selbst herausgegangen, wenn es sich gleich verweilet; und hat

u) de cicut. aquat. p. 250.

hat sich hingegen vor der Ausziehung desselben gefürchtet.

Die Reizbarkeit der Zeugungstheile ist zwar von besonderer Art, und so beschaffen, daß sie vornehmlich durch wollüstige Vorstellungen der Seele, als durch einen Reiz, zur Bewegung angetrieben werden. Daß sie aber bey dem allen mit den andern Theilen des menschlichen Körpers von gemeinschaftlicher Natur sind, erhellet z. E. aus der Steifigkeit, welche von der Menge des Urins, von dem Ueberflusse des Saamens, von dem Gebrauche der spanischen Fliegen, von der scharfen Feuchtigkeit des Trippers entsteht. Mit diesen Reizungen aber mag es seyn, wie es will, so ziehen sich doch in der That die Blutadern zusammen, und die Bewegung des Bluts durch dieselben wird verzögert. Robert Whytt, welcher gegenseitiger Meynung ist, und die Steifigkeit von einem häufigen Zuflusse des Blutes in die Pulsadern herleitet, scheint die Erfahrung nicht gewußt zu haben, da das männliche Glied so wohl bey dem Menschen als bey den andern Thieren, wenn man es unterbindet, dennoch steif wird, da doch kein Verdacht wegen eines häufigern Zuflusses des Blutes durch die Pulsadern statt findet.

Alle Muskeln aber sind reizbar; sie schlagen, so viel mir bekannt, ohne Ausnahme, nach dem Absterben alle von sich selbst, und zittern, ziehen sich auch wechselsweise zusammen und lassen nach. Bey dem Schlafmuskel, bey dem Brustmuskel, bey den Ribbenmuskeln (Sternocostales), bey dem geraden Muskel des Unterleibes, bey dem aufziehenden Muskel der Hoden (Cremaster), bey dem Schließmus-

kel des Hintern, habe ich es selbst, bey dem Schließmuskel der Blase hat es Herr Whytt x), und andere haben es bey andern Muskeln gesehen. Bey Ribbenmuskeln habe ich öfters mit Vergnügen gesehen, daß diese Muskeln, da das Brustbein weggeschnitten gewesen, so eine Kraft geäußert, daß sie die Ribbenknorpel haben krümmen und einwärts ziehen können. Sie sind, wie ich gesehen, lange Zeit, und länger als das Zwergfell reizbar geblieben. Ferner so ist es eine alte Erfahrung, die auch den gemeinen Leuten bekannt y), daß das Fleisch der Thiere nach erfolgtem Tode von sich selbst zittert: und es läßt sich leicht aus der Ruhe wieder in Bewegung bringen, man mag nun den in den Muskel laufenden Nerven reizen, oder den Muskel selbst mit dem Messer oder mit Gifte angreifen. J. G. Zimmermann hat unserm ähnliche Versuche angestellet z); und die Muskeln der Ochsen hat Woodward a), den Muskel des Dickbeins bey dem Menschen, als der mit einem scharfen Safte berühret worden, hat W. Croone b), bey dem Frosche Herr Bremond c), Herr Oeder aber die Muskeln, wenn sie mit Salze berühret worden, heftig zucken gesehen d). Und bey der ersten Erfahrung liegt wenig dran, ob der Nerve ganz ist, und

x) S. 93.

y) *Highmor* disquis. anat. p. 137. *B. Langrish* de mot. musc. p. 51. *Woodward* p. 74. L. c. Parsons. de mot. musc. p. 68. *W. Croone* de mot. musc. p. 10. *Mazini* de mechan. medic. p. 13. Hughes Barbados p. 309.

z) S. 19. a) S. 73. 74. 75. 76.

b) de mot. musc. p. 30.

c) Mem. de l'Acad. des Sciences 1739. p. 476.

d) S. 2.

und mit dem Gehirne zusammenhängt, oder ob er abgeschnitten ist e). Dieses sey wie es wolle, so wird die Muskelfaser gezogen; sie nähert sich mit den äussersten Enden der Mitte, und es entstehen in dem wirkenden Muskel einige wellenförmige Bewegungen, die quer durchgehen. Das Blut geht, wenn man das Mikroscop zu Hülfe nimmt, nicht aus dem wirkenden Muskel eines Frosches heraus, sondern circuliret so wohl, als vorher. Es wird auch kein Muskel bey einem einzigen Thiere, wenn er wirket, blaß. Ich habe schon längst erinnert, daß des Harvey Beobachtung, die an dem Herzen angestellet worden, und da dasselbe, wenn es sich ausleeret, blaß wird f), die Ursache eines Irrthums gewesen, worein die größten Männer gefallen sind.

Diese Reizbarkeit der Muskeln ist bey den meisten so beschaffen, daß sich der Muskel von einem Reizen etlichemal zusammenzieht und wieder nachläßt, bis er endlich, indem die oscillirende Bewegung nach und nach abnimmt, sich wiederum in Ruhe begiebt g). Diese Veränderung geschieht bey dem geraden Muskel des Unterleibes offenbar, und bey dem Ribbenmuskel (Sternocostalis), und andern, ohne daß solche Fasern vorhanden sind, welche Hamberger h) und andere ohne Noth in dem Herzen angenommen haben. Denn bey diesen Muskeln sind alle Fasern gerade, und einander parallel; und dennoch lassen sie ebenfalls wechselsweise nach. Jedoch hat Robert Whytt nicht

 Recht,

e) Herr Oeder S. 5.
f) Comment. *Boerhaav.* n. 400. Phys. prim. lin. n. 4.
g) Whytt S. 18.
h) In progr. de causa dilat.

Recht, wenn er schreibt i), daß das Zusammenziehen aller Muskeln von sich selbst mit der Erschlaffung abwechsele. Denn in der Harnblase ist in der That nichts dergleichen, welche von dem ersten Augenblicke der Zeit an, da sie sich zusammen zu ziehen angefangen, bis zu Ende mit einer fortdaurenden Kraft zusammengezogen wird.

Der Regenbogen im Auge (Iris) hat, worüber man sich wundern wird, keine Reizbarkeit; wenigstens läßt er sich, bereits angeführtermaßen, nicht von einer mechanischen Ursache, z. E. mit einem Messer u. d. g. reizen. Ich finde hiervon in des Herrn Whytt Schrift k), daß dessen Erweiterung nicht durch eine Muskelkraft geschehe, weil er nach erfolgtem Tode sehr weit offen bleibt: wie ich sonst öfters gesehen, und itzo bey einer Katze sehe, die unter der Marter gestorben, und der die Sehe so weit offen steht, daß fast kein Regenbogen da ist. Man hat auch gesehen, daß derselbe bey dem Frosche ohne Reizbarkeit ist.

Unter den **Muskeln** sind einige vorzüglich mit der Kraft, sich zusammen zu ziehen, begabet, und behalten dieselbe nach dem Tode des Thieres länger. Hierunter rechne ich vornehmlich das **Zwergfell**, das ich allezeit von solcher Natur gefunden, daß es zu der Zeit, da andere Muskeln nach erfolgtem Ableben ruhen, sich zu bewegen, oder doch wenigstens, wenn der Nerve gereizt wird, zu zittern fortfährt.

Ich habe wohl eine Stunde und darüber nach dem Tode, da die Gedärme schon geruhet, gesehen, daß es reizbar

i) S. 243. k) Sect. VII.

reizbar gewesen und gezittert; und eben dergleichen Erfolg hat Herr Zimmermann l) gesehen: auch hat J. Jacob Wepfer m) schon längst erinnert, daß sich, wenn der Magen ausgeschnitten wird, das Zwergfell zusammenziehe. Indem ich dieses erzähle, bin ich nicht in Abrede, daß zuweilen auch bey warmen Thieren, wenn das Herz ruhet, auch andere Muskeln schlagen und zittern können, dergleichen Exempel Oeder n) anführet. Jedoch aber können alsdenn meistens nur das Zwergfell, das Herz, und die Gedärme gereizet werden; oder das Herz und die Gedärme bewegen sich von sich selbst, wenn auch schon die übrigen Muskeln alle ihre Neigung zur Bewegung verloren haben.

Wenn der Schlund über dem Zwergfelle gereizet wird, so zieht er sich augenscheinlich genug zusammen. Ich habe dessen wurmförmige Bewegung, ohne daß er gereizet worden, offenbar gesehen, und wahrgenommen, daß er einen Bissen auf- und niederwärts getrieben; auch gefunden, daß die wurmförmige Bewegung von der Reizung entstanden. Hierdurch glaube ich, daß die Zweifel aufgelöset sind, die ein gelehrter Mann vor nicht allzulanger Zeit wider die Bewegung dieser Muskelröhre vorgebracht hat.

Der Magen ist ziemlich reizbar, und wenn er mit Gifte berühret wird, so überläuft er gleichsam mit einer Furche und niedergedruckten Linie. Wird er mit dem Messer gereizet, so zieht er sich bey dem Pförtner und anderwärts zusammen. Ich habe gefunden,

 daß

l) S. 19. m) de cicut. aquat. p. 195.
n) de temporali p. 4.

daß er sich vornehmlich von dem Gifte zur Linken des Pförtners in eine Art eines Zirkels zusammengezogen. Wird der Magen geöffnet und mit Gifte berühret, so giebt er auch einen Schaum von sich, und die Lefzen der Wunde rollen sich zusammen, wie bey den Gedärmen. Ich habe auch den Magen, damit man nicht mit Herrn **Schwarzen** etwas dem Zugange der Luft zuschreibt, bey noch ganzem Unterleibe durch das durchsichtige Zwergfell seine wurmförmige Bewegung machen sehen: eben dieses nimmt man wahr, wenn man durch das entblößete Darmfell hineinsieht. Bey der Katze und dem Kaninchen habe ich gesehen, daß die Bewegung eine Stunde gedauert, und bey der Ratte, wie man sie insgemein nennet, oder bey der großen Maus, hat sich derselbe noch zu der Zeit beweget, da die Bewegung bey den Gedärmen schon aufgehöret gehabt.

Bey dem allen hat der Magen, ich weiß nicht was träges an sich, wenn man ihn mit den Gedärmen vergleichet. Wenn er bey einem Frosche mit Gifte gereizet wird, so zieht er sich nicht zusammen. Ich habe nach öfters beygebrachten Giften das Wirken des Magens, da durch das Reizen ein Brechen erreget wird, einmal völlig gesehen: es geschah durch heftige und kurze schütternde Stöße, die plötzlich wiederholet wurden; und ich habe auch einmal den Magen von dem sublimirten Quecksilber sich zusammenziehen und breit werden sehen.

Die Gedärme, sowohl die dicken, als die dünnen, wie auch der Blinddarm bey den Thieren, bey welchen er groß ist, sind gewaltig reizbar. Ich habe gesehen, daß sie, wenn auch die Muskeln des Unterleibes geöff-

geöffnet und zerstöret worden, dennoch den Koth ausgetrieben: welches auch J. J. Wepfer und Stahl o) gefunden. Hierzu kömmt noch, wider die Meynung derjenigen unter den Neuern, welche dem Zusammenziehen der Muskeln des Unterleibes allzuviel zuschreiben, daß der verstopfte Leib, und durch die Fäulniß eines Fiebers sich verhaltende Stuhl, der durch keine Willkühr, durch kein Bestreben des Athemholens gelöset werden kann, durch die von einem Klystiere in den Gedärmen entstandene Reizung sogleich geöffnet wird. Kein anderer Theil in dem thierischen Körper fährt fort, sich länger zu bewegen; ja oftmals länger als das Herz selbst: wie ich vierzehnmal gefunden habe; und wenn sich das Herz länger beweget hat, so scheint dieses daher gekommen zu seyn, weil der Unterleib zuerst geöffnet geworden, und die Gedärme erkaltet sind p). Bey dem allem gesteht man dem Herzen, in Absicht auf seine geschwinde Bewegung und Dauer derselben, wie auch anderer Umstände wegen, den Vorzug zu. Das Opium, welches die wurmförmige Bewegung der Gedärme vernichtet, und dem Körper fast alle Reizbarkeit benimmt, läßt dennoch, wie wir etlichemal gesehen, das Herz bey völligen Kräften und Bewegung. Die Bewegung des Herzens hat auch bey nicht wenigen Versuchen, dergleichen ich sieben aufgezeichnet, länger, als die Bewegung der Gedärme gedauert.

Sie haben sich öfters von sich selbst, wenn sie schon in Ruhe gewesen, entweder von der kalten Luft, oder

 von

o) theor. vit. et mort.

p) Man bes. hier Oeder S. 5. und J. G. Zimmermann.

von einer verborgenen Ursache zu bewegen angefangen, und ihre Bewegung ist nach und nach heftiger geworden. Ferner habe ich gesehen, daß bey den Gedärmen, wenn sie ausgerissen gewesen, diejenige Bewegung, welche fast nach allen angenommenen Meynungen hätte unterdrückt werden müssen, vielmehr zugenommen: welches auch die Meynung des Herrn Felix, unsers vormaligen Schülers ist q). Sie werden aber auch äußerlich, wenn man sie mit einer Nadel, oder mit einem Messer ritzet, und mit Alkohol, oder mit Gifte berühret, gereizet: innerlich aber sind sie hauptsächlich ausnehmend reizbar. Wenn man in einen Darm schneidet, und Gift in die Höhlung desselben bringt, so tritt und fließt viele Galle mit einem Schaume herab, und wird auch wechselsweise wieder eingesogen. Ich habe niemals die wurmförmige Bewegung offenbarer, als bey einer Katze gesehen, welche sublimirtes Quecksilber bekommen hatte. Die Oeffnung des zerschnittenen Darms wird so verändert, daß sie sich nach demjenigen Theile zuzieht, der der Wunde am nächsten ist, die auswärts gekehrten und aufgerollten Lefzen kehren die innere Fläche der zotichten Haut gegen den Darm, und umfassen den zunächst liegenden obern Darm, hängen sich auch leicht an einen jeden dran liegenden Körper an. Wenn man auch nur den Darm aufschlitzet, so ziehen sich ebenfalls die Lefzen zurück.

Uebrigens ist die wurmförmige Bewegung so schwer zu beobachten, daß man sie kaum zu einer gewissen

q) de motu peristalt. n. 11.

wissen Ordnung bringen kann. Jedoch ist überhaupt offenbar, daß sich der Theil unter der Zusammenziehung erweitert, und dasjenige in sich nimmt, was der zusammengezogene Theil von sich giebt. Wenn man also einen Theil des Darms mit Gifte berührt, so so verengert sich derselbe, und treibt die zu nächst bey ihm befindliche Materie von oben und unten heraus; es entsteht alsdenn daselbst ein Knoten, der sich so genau zusammen zieht, daß keine Höhlung übrig bleibt. Nachmals oscillirt der erweiterte Theil ebenfalls, so, daß er sich zusammen zieht, und den Unrath über- und unterwärts von sich läßt.

Das Verkriechen des einen Darms in den andern habe ich bey einem Kaninchen, welches Gift bekommen hatte, gesehen. Der dünne und zusammen gezogene Darm wird von dem nächsten weitern Theile eingenommen, und begiebt sich auch leichtlich wieder heraus: er treibt aber ebenfalls die Speisen unter und über sich. Ferner so ist auch ebenfalls gewiß, daß sie die Lage nach der Länge verändern, und sich bald von der rechten nach der linken Seite, bald umgekehrt, bewegen. Bey dieser Bewegung werden die nach der Länge laufenden Fasern offenbar und sichtlich; so, wie hingegen die Querfasern bey der Zusammenziehung mehr zum Vorschein kommen.

Bey kalten Thieren scheinen mir die Gedärme nicht so reizbar zu seyn: denn ich habe gefunden, daß bey einem Frosche, eine Stunde nach dem der Bauch geöffnet worden, der Magen und die Gedärme nicht reizbar gewesen; die Bewegung des Herzens aber ist länger geblieben.

Wir kommen auf solche Art allmählich auf das Werkzeug, das unter allen am reizbarsten ist, auf das Herz selbst, welches, da es die Ursache aller Bewegung in dem menschlichen Körper ist, auch zur Bewegung am geschicktesten ist, und sich von der geringsten Ursache reizen läßt. Und es erhellet durch Erfahrungen, daß es vornehmlich bey kalten Thieren sehr reizbar ist, und die Gedärme in Ansehung des Vermögens sich in Bewegung bringen zu lassen, weit übertrifft. Denn erstlich bewegt es sich bey einem kalten Thiere nach erfolgtem Tode am allerlängsten, und zu vier und zwanzig r), dreyßig s) und mehr Stunden; bey einem warmen Thiere aber so lange bis das Fett von der Kälte geliefert ist, welches der gemeine Zeitpunct der Bewegung in den Muskeln ist. Ich habe gemeiniglich bey dem Frosche gesehen, daß der Puls des Herzens vom Mittage an bis weit in die Nacht hinein gedauert; jedoch selten bis den andern Tag früh gewähret. Nachgehends kann man es auch, wenn es schon ruhet, durch äußerliches Reizen mit einer Nadel, mit einem Messer, durch Aufstreuung des Salzes t), durch Aufgießung eines Giftes, und zuweilen bloß durch warme Dinge, wie man beym Woodward findet u), leicht wieder in Bewegung setzen. Das Ohr hat sich, da es mit Gifte gereizt worden, etlichemal zusammen gezogen; und

r) Bey einer großen Otter hat es Charas wahrgenommen, de la theriaque p. 43.

s) Bey der Schildkröte J. Caldesi.

t) Oeder p. 3.

u) An angeführtem Orte p. 52.

und eben dergleichen habe ich auch bey dem Herzen gesehen. Jedoch geschieht es bey diesen Reizungen mit Gifte meistens, daß die daraus entspringende Bewegung kurz, nicht selten nur an einem Orte, und bloß auf derjenigen Stelle ist, welche gereizet wird. Auf eine bessere Art aber kann das Herz in Bewegung gebracht werden, wenn die innere Fläche gereizet wird; und die Bewegung desselben wird auch durch das Blasen verneuert, wenn es gleich gegen alle Antriebe der Gifte unempfindlich ist. Dieses geschieht durch eine jede Flüßigkeit, auch durch die leichteste unter allen, durch die Luft, wenn sie in die Höhlungen desselben getrieben wird. Denn man mag Wasser in das Herz einspritzen, oder Luft in beyde Stämme der Hohlader, oder in der Milchbrustader (Ductus thoracicus) einblasen x), welchen Versuch ich an einem Hunde angestellet, und wodurch derselbe wieder zu sich selbst gekommen; oder man mag durch das Einblasen in die Luftröhre veranlassen, daß die Luft schlechterdings durch den Weg des Umlaufes aus den Luftgefäßen in das Blut und in die linke Herzkammer kömmt, welcher Versuch gemeiniglich nach dem Robert Hook genennt zu werden pflegt, und den ich bey verschiedenen Thieren öfters wiederholet: so wird doch das Herz allezeit in Bewegung gesetzt. Diese Reizung der innern Wände des Herzens, welche viel stärker als die äußerliche ist, bringt eine Zusammenziehung hervor, wiederholte Zusammenziehungen nämlich, und wechselsweise Nachlassungen, die nach und nach immer schwächer werden und

x) *Wepfer* cicut. aquat. p. 29.

und endlich verschwinden. Diese Reizung benimmt auch der Reizbarkeit nichts, wie die Reizungen der Gifte thun, welche den Theil, den sie berühret haben, fast unempfindlich machen. Ich will nicht leicht sagen, welcher Theil des ganzen Herzens am meisten reizbar ist. Die Zergliederer gaben insgemein dem rechten Herzohr und der rechten Herzkammer den Vorzug. Allein ich habe, wo ich nicht irre, gezeiget, daß die rechte Herzkammer kein Vorrecht habe, und daß die linke Herzkammer und das linke Ohr alsdenn länger schlage, wenn die reizende Ursache länger in diese Seite wirkt y). Daß das Gewicht der reizenden Flüßigkeit erfordert werde, sehe ich eben nicht ein. Das Herz schlägt hurtig, wenn es aufgeblasen wird, das heißt, wenn ein flüßiges Wesen hinein kömmt, das tausendmal leichter als das Blut ist: der Puls geht auch von der Luft nicht langsamer und träger als von dem eingesprißten Wasser. Meines Erachtens thut der geringe Unterschied zwischen dem schweren Blute und dem leichtern bey dieser Sache nicht viel, da ich sehe, daß das Herz einer Frucht von seinem dünnen und leichtern Blute hurtiger und lebhafter springt, als bey erwachsenen Personen, bey denen das Blut schwer ist. Daß keine Schärfe das Herz zu reizen erfordert werde, zeigt das Exempel mit der Luft und dem Wasser, welche die Reizbarkeit viel eher als das Salz vermehren. Der Grund des Reizens liegt nicht in der Schärfe: denn die innere Fläche des Herzens hat sich, als sie von dem rauchenden

y) In Comment. Societ. Reg. recit. d. X. Nov. Tom. I. p. 263.

den Salpetergeiste berühret worden, nicht zusammen gezogen.

Wer nun aber fragen wollte, warum das Herz so viel reizbarer als die andern Muskeln sey, dem würden wir schwerlich antworten können. Es sind hier nicht mehr Nerven als anderwärts, und sie sind vielmehr noch kleiner als in den Muskeln des Auges. Daß aber diese Nerven empfindlicher sind, und daher dem Reize nicht widerstehen können, muthmaßet Whytt z). Woher kömmt aber diese so scharfe Empfindung des Herzens? Sind die Nerven mehr entblößt, und liegen der innern Höhlung des Herzens näher oder sind sie geschickter, sich reizen zu lassen? Die Zergliederung giebt hierinnen wenig Licht, wenn man nicht das Ohr zum Exempel anführen will, welches gewiß sehr reizbar und zugleich sehr dünne ist. Indessen bin ich nicht abgeneigt, diese Ursache anzunehmen, woraus sich auch die reizbare Natur der Gedärme erklären läßt, die ebenfalls bey ihrer kleinen Menge Nerven von sehr reizbarer Natur sind. Denn wie viel die Blöße der Nerven zu der Schärfe der Empfindung beyträgt, erhellet aus dem Exempel der Harnröhre und Harnblase, so oft der überziehende Schleim verlohren gegangen; und aus dem Exempel der Gedärme selbst, wenn durch den Abgang des Schleims die zotichte Haut entblößt wird, und Blut tröpfelt. Die Zergliederungskunst aber zeigt diese Blöße schwerlich; sie zeigt nicht einmal leichtlich die größern Stämmchen der Nerven des Herzens. Uebrigens hat man gefunden, daß unter allen Thieren der Aal,

z) S. 311.

Aal, so wohl in Ansehung des Herzens, als in Ansehung der Muskeln am wenigsten reizbar ist.

Aus diesen Erfahrungen zusammen erhellet nun, daß nichts in dem Körper reizbar, als die Muskelfaser ist, der dieses Vermögen so eigen ist, daß sie bey der Berührung kürzer zu werden sich bestrebet. Ferner erhellet auch, daß die Reizbarkeit in den Lebenstheilen am größten sey, und daß das Zwerchfell, wenn die übrigen Muskeln schon in Ruhe sind, noch die völlige Geschicklichkeit zur Bewegung behalte; und wenn dieses abgestorben, so ist der Magen noch reizbar: endlich und zuletzt kann unter allen noch die Bewegung des Herzens erreget werden. Dieses alles scheint sehr geschickt zu seyn, die Lebenswerkzeuge von denen, die von dem Willen abhängen, zu unterscheiden. Ein leichter natürlicher Antrieb ist bey denen, welche am meisten reizbar sind, hinlänglich. Bey den trägern hingegen entsteht keine Bewegung, wo nicht entweder der Wille der Seele, oder ein sehr starker Reiz, der weit größer als der natürliche ist, dazu kömmt. Denn wenn dergleichen hinzu kömmt, so werden, wie insgemein bekannt ist, die willkührlichen Muskeln von einer Bewegung hingerissen, die man Convulsionen nennt.

Es wird aber leicht zu erweisen seyn, daß das Vermögen diese Bewegung hervor zu bringen, von allen andern Eigenschaften der Körper entfernet ist a). Was die Elasticität anbetrifft, so befindet sie sich auch bey einer ausgetrockneten Faser, welche ihre Reizbarkeit solchergestalt verlieret, daß sich alsdenn bey

a) *Zimmermann.* in addend. *Oeder* p. 7.

bey einem Frosche in keinem Theile das geringste Leben mehr zeiget, wenn die Fasern ausgetrocknet sind. Ferner so gehöret die Elasticität für harte Körper, die Reizbarkeit aber für die allerweichsten. Der Vielfuß ist so reizbar, daß dessen Körper auch von dem Lichte gerühret wird, ob er gleich keine Augen hat. Die gallerichten Thiere sind höchst reizbar, ob sie gleich von der Elasticität am weitesten entfernet sind. Robert Whytt füget hinzu b), daß die Bewegung des Herzens von sich selbst aufhöre, und zuletzt wieder anfange: welches bey keiner reizbaren Faser wahrgenommen wird; und daß von einer stählern Nadel keine Reizung entstehe c). Und Wilhelm Battie erinnert, daß die Fasern bey erwachsenen Menschen weniger, bey Kindern aber mehr reizbar sind, da sie doch bey jenen mehr Elasticität haben.

Da aber die Muskelfaser aus einer Gallerte oder aus einer Klebrichkeit (Gluten) und aus erdichten Grundtheilen besteht, so fraget sichs, ob die reizbare Kraft in der Klebrichkeit, oder ob sie in den Elementen sitzt? Daß sie in dem ersten Theile der Faser ihren Sitz habe, ist wahrscheinlich, weil die Klebrichkeit eine Neigung, sich zu verkürzen hat, und wenn man sie zieht, zurück fährt; die Erde aber nimmt, wenn sie trocken, unter allen Körpern ihre veränderte Lage am wenigsten wieder an sich, und läßt sich zerreiben: die Elemente nämlich bleiben, wenn sie einmal von einander getrennet worden, von einander gesondert. Hierzu kömmt noch, daß die jungen Thiere aus mehrerer Klebrigkeit, und aus wenigerer Erde beste-

b) S. 231. u. f.

c) de princip. anim. p. 34.

bestehen; daß aber die jungen Thiere am meisten reizbar sind, ist aus der Geschwindigkeit des Pulses offenbar, welche bey dem hüpfenden Puncte am höchsten ist, und nach und nach von 150 in einer Minute bis auf 60 vermindert wird, und bey alten Leuten wieder bis auf 95 kömmt. Ferner so sind auch alle sehr erdichte und schwere Theile in dem menschlichen Körper, als Knochen, Zähne, Knorpel dieser reizbaren Kraft beraubt: und die reizbare Faser selbst, wird bloß durch das Austrocknen und Verfliegen der Klebrigkeit träg und unbeweglich.

Wie es aber zugeht, daß die Klebrigkeit, die aus einer todten Lymphe entstanden, in einem Thiere reizbar wird, ist noch zu untersuchen übrig. **Robert Whytt** sagt mit des Stahls Anhängern die Seele trage das Ihrige dazu bey, sie empfinde etwas Beschwerliches, und ziehe die berührte Faser, um dieser Beschwerlichkeit los zu werden, zusammen, und was dergleichen mehr ist.

Ob aber diese Theorie gleich sehr leicht ist, und wir dabey geschwind davon kommen, so scheint sie doch mit den Erscheinungen nicht überein zu stimmen. Und zwar erstlich, so ist die Reizbarkeit von der Empfindlichkeit ihrer ganzen Natur nach unterschieden: und es würde sich anders verhalten, wenn die Reizung von der Empfindung entspründe. Ja wenn wir auch dieses voraus setzten, so würden doch diejenigen Theile nicht reizbar seyn, die dem Willen der Seele entzogen wären; von dessen Gegentheile wir doch durch die Erfahrungen überzeugt werden. Ferner so bleibt auch das Thier, wenn es gestorben, noch reizbar, und dessen Theile ziehen sich, wenn sie gereizet

wer-

werden, auch wenn sie von ihrem Körper getrennt, oder sonst der Empfindung beraubt sind, zusammen. Nichts ist gemeiner, als daß man bey dem Frosche das Herz schlagen, und die Muskeln reizbar bleiben sieht, wenn auch gleich das Rückenmark und der Kopf abgeschnitten sind. Herr Whytt macht die Zeit des Todes mit ziemlicher Scharfsinnigkeit ungewiß d), und glaubt, daß das Thier noch Leben habe, wenn es auch eine etwas lange Zeit todt geschienen: er beweiset solches auch aus dem Exempel ertrunkener und in Ohnmacht liegender Leute. Da aber gewiß ist, daß die Seele in dem Kopfe ihren Sitz hat, und da dieselbe keine Herrschaft in den übrigen Körper hat, auch, wenn die Nerven zerstöret oder abgeschnitten werden, keine Empfindung zur Seele gelanget, auch keine Bewegung nach dem Willen der Seele erfolget; da ferner, wenn auch der Kopf oder die Nerven abgeschnitten werden, die Reizbarkeit dennoch vollkommen bleibt: so erhellet, daß auch die Reizbarkeit bleibe, wenn die Seele entweder ihren Sitz verlassen, oder deren Gemeinschaft mit dem Körper unterbrochen worden, und daß sie folglich nicht von der Seele abhänge. Dieses ist so offenbar, daß es nicht nöthig ist, hinzu zu fügen, daß die Reizbarkeit auch ohne eine Empfindung der Seele vorhanden seyn könne, wie das Exempel des Herzens beweiset; und daß sie durch keinen Willen regieret werde, wie ebenfalls das Exempel von dem Herzen lehret. Eine Empfindung aber, welche nicht empfunden wird, eine Wirkung des Willens, welche ohne Bewußtseyn geschieht, und

d) S. 367. 389. u. f.

und durch keine gegenseitige Macht des Willens unterbrochen werden kann, und dergleichen den Begriffen so widersprechende Dinge nehmen nun gleichwohl die Gegner an.

Was verbiethet uns also zu glauben, die Reizbarkeit könne wohl eine Eigenschaft der thierischen Klebrichkeit in der Muskelfaser seyn, vermöge deren sie sich, wenn sie berühret und gereizet wird, zusammenzieht; wovon es aber nicht nöthig ist, eine weitere Ursache anzugeben, eben so, wie keine wahrscheinliche Ursache des Anziehens oder der Schwere bey der Materie angegeben werden kann. Die physikalische Ursache liegt in dem innern Baue verborgen, und wird durch Versuche gefunden, die zwar dieselbe zu zeigen offenbar genug, zu Erforschung der Ursache in dem Baue aber allzugrob sind.

Die Reizbarkeit wird durch das Vertrocknen, durch die Gerinnung des Schmeeres, bey einem lebendigen Thiere aber hauptsächlich durch beygebrachtes Opium vernichtet. Ich habe ebenfalls so, wie der berühmte Herr Abraham Kaau Boerhaave e), gesehen, daß die wurmförmige Bewegung des Magens und der Gedärme dadurch vernichtet worden, so daß sie auch von sich selbst in Ruhe kommen, und durch kein Reizen wieder in Bewegung gebracht werden. Indessen habe ich sonst bey einer Katze gesehen, daß die wurmförmige Bewegung übrig geblieben. Durch eben dieses Gift wird auch die peristaltische Kraft der Harnblase gehemmet. Ja ich habe bey einem Frosche, dem Opium beygebracht worden, gesehen, daß die

e) In impetum faciente Hippocratico.

die wurmförmige Bewegung, die Reizbarkeit der Gedärme, und die convulsivische Kraft der Nerven aufgehoben worden. Whytt saget, daß die reizbare Kraft des Herzens auch durch das Opium vernichtet werde; ich aber habe nicht gesehen, daß sie vertilget wird f).

Da übrigens einige berühmte Männer von der sogenannten Reizbarkeit, als einer neuen Eigenschaft des Körpers geschrieben, und auch mir die Ehre der Erfindung dieser vorzüglichen Kraft eines belebten Körpers zugetheilet; andere hingegen behauptet haben, diese Meynung, die sie für falsch halten, sey nicht einmal neu: so wird es nicht undienlich seyn, etwas von der Historie dieser Eigenschaft beyzufügen. Es sind einige dunkele und hie und da von sich selbst in die Augen fallende Erfahrungen zu aller Zeit bekannt gewesen, und das Zittern des abgeschnittenen Fleisches ist auch dem Virgil nicht unbekannt gewesen. Daß sich aber die Alten des Versuches, das Fleisch zu reizen, und eine Bewegung hervor zu bringen, bedienet haben, finde ich nicht. Franz Glisson g), der Erfinder der Lebenskraft, welche in den Elementen der Körper wohnet, hat, so viel ich weiß, das Wort Irritabilitas ausgedacht. Sie soll aus der natürlichen Perception entspringen, ohne Empfindung seyn, und zu dem Vermögen des Archäus, der den Körper selbst zubereite, gehören h): wiewohl auch eine andere Reizbarkeit sey, die von der äußerlichen Empfindung, und

f) 371. 372. S.
g) de ventriculo et inteſtin. c. VII.
h) n. 6.

eine andere, die von dem innern Appetite entstünde i), u. s. f. Er hat auch Erscheinungen angeführet, um daraus zu zeigen, daß diese Bewegung ohne Empfindung entspringe, und daß das Fleisch todter Körper sich bey Berührung scharfer und stechender Feuchtigkeiten zusammenziehe; daß ferner die natürliche Perception und Reizbarkeit so darinnen verborgen liege, daß sie auch endlich die Knochen und Säfte des Menschen reizbar mache k). Er hat auch Grade der Reizbarkeit gemacht, und die allzugroße, und die kützelnde, die Boerhaave oft erwähnet, nicht übersehen l).

Lorenz Bellin m) hat zwar von dem natürlichen Zusammenziehen (de contractione naturali) geschrieben, und gezeiget, daß aus diesem Zusammenziehen die verborgen liegende Schärfe, oder eine jedwede Flüßigkeit, an die Oberfläche der Fasern, und nach diesem vollends heraus getrieben werde: welches er auch mechanisch erkläret. Daher lehret er auch, daß durch das Reizen sich die Muskeln zusammenziehen, die Bewegung des Blutes beschleuniget werde, die Entzündung entstehe, die Ableitung (Revulsio) und die Ausführung geschehe: er hat aber keine Erfahrungen, welche von dieser Kraft überführten, angestellet. **George Baglio** n) ist der Sache näher gekommen, und hat auch Erfahrungen darüber angestellet. Er hat die Theilchen eines zerschnit-

i) n. II. k) c. 8. n. I.

l) eben daselbst n. 6.

m) Bes. unter seinen opusc. de stimulis und im Tract. de sanguin. missione.

n) de fibra motrice et morbosa.

schnittenen Herzens ohne einige Beyhülfe der Nerven zittern und oscilliren, auch wechselsweise sich zusammenziehen und nachlassen gesehen o): ferner hat er gefunden, daß sich jedwede Muskelfaser, wenn sie zerschnitten wird, zusammenzieht, und daß dieses geschehe, ohne daß die Seele oder die Empfindung etwas dazu beytrage p).

Von dieser Zeit an hat die **stahlische** Secte viel von ihrem *Tone* geschwatzet, welches zwar das natürliche Zusammenziehen der Fibern ist, das sie aber auch der Seele zugeschrieben, aber durch keine Erfahrung, so wie diese Secte allezeit von der Anatomie nicht viel gehalten, bestätiget haben.

Boerhaave hat zwar bey der Bewegung des Herzens eine stimulirende Kraft, und eine verborgene Neigung zur Bewegung, die in dessen Abschnitten oder Abtheilungen sitzt, angenommen q): da er aber gleichwohl alle Kraft der Muskeln von den Nerven hergeleitet, so hat er nicht genugsam gesehen, daß die Ursache der Bewegung in dem Muskel selbst sitze, und daß zwar der Nerve den Willen der Seele dahin leite r), und das Zusammenziehen vermehre und belebe; daß aber doch der Nerve hierbey auch entbehrlich sey: und es erhellet viel deutlicher, daß das Nervensystem nichts dazu beytrage, da auch die kleinsten Insekten, wenn sie auch nicht einmal einen Kopf haben, reizbar sind. **Johann Woodward** hat in dem Supplemente, das nach seinem Tode von D. **Holloway** heraus gegeben worden, Erfahrun-

 gen

o) S. 7. p) S. 12.

q) institut. rei med. n. 187.

r) eben das. n. 402.

gen von der Reizbarkeit, die nach dem Tode übrig bleibt, angeführet, welche nicht zu verachten sind. Alexander Stuart s) hat viel nützliches gefunden, und auch erinnert, daß die Faser, wenn sie gleich von den Nerven abgesondert worden, reizbar bleibe.

Ich habe mancherley, welches zu dieser Sache gehöret, hin und wieder, aber keine besondere Abhandlung gelesen, bis ich in den Commentariis Boerhaavianis t) diese Worte im Jahr 1739. geschrieben.

Also wird das Herz von einer Ursache beweget, die weder vom Gehirne, noch von den Schlagadern herrühret, welche unbekannt ist, und in dem Baue des Herzens selbst verborgen liegt. Ich habe mich nämlich durch die Natur der Sache selbst gezwungen gesehen, von meinem Lehrer abzugehen. Hierauf habe ich nach drey Jahren wiederum erinnert, daß **in der That jedwede thierische Muskelfaser, wenn sie gereizt werde, sich zusammen ziehe, und daß sie hierdurch hauptsächlich von einer Pflanze unterschieden sey** u); und daß es bloß von der fortdaurenden Reizung herrühre, daß die Lebenswerkzeuge zu wirken, fortfahren, wenn die Thiere ruhen. In meinem kurzen Begriffe der Physiologie aber x) habe ich die Bewegung des Herzens der Kraft des Reizes zugeschrieben; und in einer andern Ausgabe habe ich die reizbare Kraft der Muskelfasern, nachdem ich meine Erfahrungen angestellet gehabt,

s) de mot. muscul. p. 13.
t) ad n. 187. instit. rei med. not. i.
u) p. 586. T. IV. a. 1743.
x) a. 1747. n. 113. p. 51.

habt, umständlicher erhärtet y), auch gelehret, daß sie ohne Nerven übrig bleibe, und von aller anderer Eigenschaft des Körpers unterschieden sey. Und wer dieses nicht annehmen will, der mag mir zeigen, von welcher Qualität des Körpers dieselbe abhänge. Endlich habe ich wegen dieser Sache unzählige Erfahrungen an lebendigen Thieren angestellet, und die Schlüsse daraus hergeleitet, die ich ihnen vortrage.

Es ist mir sehr angenehm gewesen, daß fast zu eben der Zeit Johann von Gorter z), und der berühmte Herr Friedrich Winter a), in seiner Rede, de certitudine in medicina practica, worinnen er alle Bewegung in dem menschlichen Körper einer stimulirenden Kraft, und einer reizbaren Natur der Fasern zugeschrieben, von dieser Sache gehandelt. Diesen Männern haben hier und da verschiedene nachgeahmet. Viele Erfahrungen hat der Verwandte dieses berühmten Boerhaave, Abraham Kaav b) angestellet; die aber fast einen andern Zweck, als den unserigen, haben. Neulich aber hat Herr Robert Whytt c) von der stimulirenden Kraft, als der Ursache aller Bewegung in dem menschlichen Körper, geschrieben; jedoch auf solche Art, daß die Seele diese Reizung empfinde, und sich durch ein erregtes Zusammenziehen von der Empfindung einer Beschwerung zu befreyen suche. Er

y) n. 408. p. 252.
z) in exercit. de motu vitali.
a) Franeker 1746. fol.
b) de impetum faciente Hipp.
c) of vital motions Edimburg 1751. 8.

hat als ein meines Bedünkens nicht genugsam billiger Kunstrichter mich und andere alsdenn nur zu nennen beliebt, so oft er uns hat tadeln wollen; und uns hingegen nicht genennet, so oft er meine Meynung wiederholet hat. Er hat einige jedoch wenige Erfahrungen an sterbenden Thieren angestellet; die Theils zu Bestätigung der Meynung dienen, theils nicht genugsam wiederholt worden, und deren einige den unserigen widerstreiten.

Den wahren Weg dieses vorzügliche Vermögen des Körpers ins Licht zu setzen, sind zween von unsern Schülern, Johann George Zimmermann und George Christian Oeder gegangen. Beyde haben dieses Vermögen der Fasern, welches dem Gesetze des Anziehens ähnlich ist, aus Erfahrungen, ohne eine unnütze Theorie, aus einander zu setzen gesucht.

De la Metrie d) hat das neue Vermögen des thierischen Körpers zum Grunde des Lehrgebäudes gelegt, woraus er die Immaterialität der Seele zu vernichten gesucht, und sich, (weil er niemals so leicht zum Erröthen geneigt gewesen,) die Erfindung dieses Vermögens, welches seiner Meynung nach Stahlen und Boerhaaven unbekannt gewesen, zugeschrieben; er führt aber keine Erfahrungen bey seiner Erfindung an. Er hat, wie man mich genau berichtet, diejenigen Erfahrungen, die seiner gottlosen Meynung einigen Schein geben, und von unsern Erfahrungen leicht widerlegt werden, von einem Menschen

d) l'Homme machine n. 18. 22.

schen aus der Schweiz, der kein Bekannter, auch kein Schüler von mir, und auch kein Arzt ist, meine Sachen aber gelesen, und, wo mir recht ist, einiges von dem berühmten Herrn B. S. Albin bekommen hatte. Denn wenn die Reizbarkeit in den Theilen übrig bleibt, die von dem Körper getrennt, und der Herrschaft der Seele nicht mehr unterworfen sind; wenn sie sich allenthalben in der Muskelfaser befindet, auch der Beyhülfe der Nerven nicht bedarf, die gleichsam die Bedienten der Seele sind: so ist die Seele von dem Bezirke der Reizbarkeit sehr unterschieden, und die Reizbarkeit kömmt auch nicht von der Seele her; so ist es auch nicht die Seele, was wir in dem Körper die Reizbarkeit nennen.



* *

III.

Auszug eines Briefes

von

dem Herrn Professor Bose

in Wittenberg,

aus der Nouvelle Bibliotheque Germanique,

Tom. 3. Sec. Part. 1747. p. 442.

Wenn man mitten durch einen wohlgeschliffenen gläsernen Würfel sieht, und zwar so, daß die Ecke oder ein körperlicher Winkel, bey nahe gegen die Achse des Auges gerichtet ist, so wird das Licht in den sechs gevierten Flächen des Würfels jedesmal so zurück geschickt, daß man darinnen ganz deutlich acht Parallelipipeda entdeckt, worunter jedesmal zwey einander vollkommen gleich sind. Richtet man aber diesen körperlichen Winkel genau gegen die Achse des Auges, so werden die acht Parallelipipeda so gleich zu eben so viel vollkommen gleichen Würfeln. Jedermann weiß das, und der Beweis davon ist leicht. Vor zwey Jahren ließ einer von meinen Zuhörern einen gläsernen Würfel, dergleichen ich mich bey der Erklärung der Gesetze der zurückgeschickten * Lichtstrahlen bediene, auf die Erde fallen. Er war

* Loix de la reflexion. Wird wohl verschrieben seyn, und der gebrochnen heißen sollen.

war zween bis drey Zoll hoch. Durch das Fallen war ein klein Stück von einem körperlichen Winkel abgebrochen. So bald ich durch den Winkel sahe, welcher dem abgebrochenen gerade entgegen stand, so stellte mir dieser kleine Bruch eine artige Figur vor, welche wie zwey einander entgegen gesetzte Blätter aussahe. Es war eigentlich nur eine bloße Wirkung des Zufalls, ich unterließ aber nicht, mir es zu Nutzen zu machen. Ich war Willens, einige körperliche Winkel in meinem Würfel nach verschiedener Größe abschleifen zu lassen, indem ich gar nicht zweifelte, daß man, nach der verschiedenen äußerlichen Bildung dieser abgeschliffenen Winkel, jedesmal durch den entgegen gesetzten ganzen Winkel gar wunderbare Figuren erblicken würde. Ich sprach dieserwegen mit einem Manne, der seine Wissenschaft zwar nicht sonderlich nach Regeln gelernet hat, aber in der Ausübung derselben desto geschickter ist. Ich gestehe hier frey, ohne mir etwas anzumaßen, das mir nicht gehöret, daß eben dieser Mann allein seiner Seits eine Entdeckung gemacht hat, die fast ganz und gar neu ist. Man nehme also ein gläsernes Tetraëdrum, da jede Seite wohl geschliffen, und zween bis drey Zoll groß ist. Man lasse einen von den vier körperlichen Winkeln, flach oder linsenförmig schleifen. Man lasse alsdenn den andern Winkel mit der entgegengesetzten Grundfläche parallel abnehmen, und das kleine Dreyeck auf der abgekürzten Pyramide, welche das Tetraëdrum von dieser Seite vorstellt, glatt schleifen. Man schneide den dritten Winkel dergestalt ab, daß alsdenn jedesmal das größte unter den drey Dreyecken, welche in diesem Winkel zusammen

men stoßen, mit einem andern kleinen schiefwinklichten Dreyecke gekrönet wird, und also der vierte Winkel sich solchergestalt fast in vier sehr schiefe Trapezia endiget. Man sehe hierauf durch die Fläche des Dreyecks, welche einem Winkel des Tetraëdri gerade entgegen steht, so wird man mit Verwunderung durch die eine Fläche ein vollkommenes regulaires Icosaëdrum, durch die andere einen Stern von Pyramiden, durch die dritte, eine Figur, welche gar wunderbar ausgehöhlt ist, und so weiter sehen. Der Beweis hiervon wird entsetzlich verwickelt. Man begreift indessen gar wohl, was man vor ein großes Feld vor sich findet, wenn man das Hexaëdrum, das Octaëdrum, Dodecaëdrum und Icosaëdrum mit verschiedentlich abgeschliffenen Winkeln betrachtet. Ein großer Meßkünstler hätte hier schon eine gute Gelegenheit, seine Geschicklichkeit zu zeigen.



IV. Aus-

* *

IV.

Auszug der neuesten physikalischen Merkwürdigkeiten.

I. Von einem besondern Wasserinsekte.

Der Herr Pastor Schäfer hat eine kurze Beschreibung eines Wasserinsektes herausgegeben, das sich in stehenden Wassern aufhält, auf dem Rücken schwimmt, und sich sehr schnell von einem Orte zum andern beweget. Herr Linnäus hat dieses Thier unter die Classe der Monoculorum gesetzt; allein Herr Schäfer widerlegt dieses Versehen, und giebt dem Insekte, weil es keine Füße hat, den Namen: Apus pisciformis. Es ist ein Kupfer dabey, wo man das Insekt sowohl ins Lebensgröße, als vergrößert, mit seinen natürlichen Farben vorgestellet hat *.

II. Von einem besondern Agathe.

Dom Thomas Mangeart hat einen Agathen aus dem Cabinette des Herzogs Carls von Lothringen

* Die Schrift, welche 1752 in Nürnberg herausgekommen, führet den Titel: Apus pisciformis, insecti aquatici species nouiter detecta breuibusque descripta, a Iac. Christ. Schaeffero etc. 3 Bogen, in Quart.

gen abbilden lassen, und beschrieben, der wegen seiner Veränderungen sehr sonderbar ist. Er stellt von beyden Seiten einen vollkommenen Schwan vor; der Grund des Steines aber ist graulicht, und mit kleinen rothen Puncten und einigen durchsichtigen Flecken versehen. Wenn man diesen Stein in die Feuchtigkeit bringt, oder ihn drey Stunden lang in nasses Papier schlägt, so verschwindet der Schwan gänzlich, und der Stein hat alsdenn durchgängig nur einerley Farbe, nämlich aschgrau. Die durchsichtigen Flecken werden schmäler und dunkler. Wenn er aus der Feuchtigkeit herausgenommen wird, so erscheinen in weniger als zwo Stunden der Schwan, die Flecken und Farben vom neuen wieder, wie zuvor. Aus diesen verschiedenen Erscheinungen schließt der Verfasser, daß dieser ganze Agath so, wie er da ist, natürlich sey. Da er aber doch deshalb verschiedene Meynungen vernommen hat, auch sonst die Ursache so seltener Veränderungen nicht zu ergründen vermag; so hat er diesen Aufsatz in der Absicht öffentlich bekannt gemacht, um die Naturforscher darüber zu Rathe zu ziehen, und ihre Meynungen zu vernehmen †.

III. Von der Fruchtbarkeit des Getreides *.

Folgendes Mittel soll vermögend seyn, alle Arten von Getreide ungemein viel tragbarer zu machen, als sie

† Diese Schrift, welche 1752 zu Brüssel gedruckt worden, heißt: Mémoire sur les Variations d'une Agathe du Cabinet de S. A. R. le Duc Charles de Lorraine, etc. par Dom. Thomas Mangeart, Religieux, etc. In folio.

* Aus einer, 1752, zu Paris, in klein Duodez herausgekom-

sie natürlicher Weise seyn würden. Man läßt nämlich Salpeter schmelzen, trägt in denselben, wenn er im Flusse ist, dasjenige Getreide, was man aussäen will, zu 20 bis 30 Granen ein, läßt beydes verpuffen, und wiederholet dieses Verfahren, bis der ganze Salpeter zubereitet ist, der alsdann wie ein anderes feuerfestes Laugensalz an der Luft zerfließt. Hernach macht man eine Mistjauche, aus Ochsen- Pferde- Schaf- und Taubenmist, die man in einer Tonne mit Regenwasser faulen lassen muß. In diese Jauche mischt man die Salpeteressenz, zu einem halben Pfunde auf 90 Pfund Jauche, und weichet das Getreide, das man aussäen will, 24 bis zweymal 24 Stunden darinn ein, und brauchet es hernach zum Aussäen. Der Versuch soll die Güte dieser Erfindung bestätiget haben, und der Verfasser beruft sich besonders auf die überaus großen Sonnenblumen, die er zu Vincennes in seinem Garten gezeuget hat. Gelegentlich merkt er auch an, daß er an einem hohen Ufer achtzehn Schuh lange Getreidewurzeln und in einem Ziehbrunnen bis sechzig Schuh lange Weinrebenwurzeln gesehen habe.

gekommenen Schrift, welche den Titel führet: L'Abondance, ou la veritable pierre philosophale. Bey de la Guette.



Inhalt

Inhalt

des vierten Stückes im dreyzehnten Bande.

Hamburgisches
Magazin,
oder
gesammlete Schriften,
Aus der
Naturforschung und den angenehmen
Wissenschaften überhaupt.



Des dreyzehnten Bandes fünftes Stück.

Mit Königl. Pohln. und Churfürstl. Sächsischer Freyheit.

Hamburg und Leipzig,
bey Georg Christ. Grund und Adam Heinr. Holle.
1754.





I.

Herrn Erich Pontoppidanus Abhandlung Von den Schicksalen der dänischen Sprache, und ihrem sowohl ehemaligen als itzigen Zustande in dem südlichen Cimbrien oder dem Herzogthume Schleswig.

Ich habe mir vorgenommen, die verschiedenen Abwechselungen und Schicksale der dänischen Sprache in Cimbrien, oder dem südlichen Theile desselben, welcher itzt das Herzogthum Schleswig heißt, etwas genauer zu untersuchen. Sie war in demselben ehehin so blühend und gemein

als in den übrigen Gegenden des Königreichs Dänemark: sie ist aber mit der Zeit durch verschiedene Zufälle verdorben, und endlich von der ausländischen sächsischen, oder deutschen Sprache beynahe verschlungen worden.

Ich nenne die leztere, in Ansehung der dänischen Sprache, nicht schlechterdings fremd und ausländisch. Ich gebe vielmehr mit beyden Händen zu, daß beyde einerley Ursprung haben, und vielleicht von der Sprache der alten Celten herrühren können. Denn, sehr viele dänische Worte, welche mit der deutschen keine Gemeinschaft zu haben scheinen, sind in der That deutsch, oder, daß ich es recht sage, die deutschen Worte sind dänisch, oder haben zum wenigsten mit den dänischen einerley Ursprung. Man muß nur ihre Stammwörter recht untersuchen, wie unser berühmter Polyhistor, der Herr Justizrath, Johann Gramm, in seinen gelehrten Anmerkungen über Wachters Glossarium zum Nutzen und Vergnügen beyder Völker zu zeigen unternommen hat. Hieraus bin ich selber vollkommen überzeuget, daß die Meynung, von welcher ich ehedem weit entfernet war, und welche vor fünf hundert Jahren Roderich Toletan von dem gemeinschaftlichen Ursprunge der dänischen, deutschen, und mehreren Sprachen vorgetragen hat, feste stehe. Seine Worte lauten, wie sie Martin Zeiler Centur. I. Epist. 8. anführet, also: „ * Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen, Flandern und England haben

* Teutonia, Dania, Suecia, Noruegia, Flandria et Anglia, vnam habuerunt linguam, idiomatibus tantum distinctam.

„ben einerley Sprache gehabt, und sind nur durch
„die Mundarten unterschieden gewesen.

Nimmt man den gemeinen Satz der Isländer an, daß sich die Partey des Othins aus Asien geflüchtet, und ihre sogenannte asiatische Mundart in diese Länder gebracht habe, so kann nicht geläugnet werden, daß eben diese Mundart nach Sachsen gekommen sey, weil der Asiater Nachkömmlinge dieses Land, sowohl als Dänemark und Schweden, bewohnet haben.

Ich lasse die Verwandtschaft der Asiater mit den Cimbrern und Teutonen an ihren Ort gestellet seyn, weil die Geschichte von der Wanderung und Vermischung der Völker ein Zankapfel ist, über welchen man bis an das Ende der Welt wird streiten, und gleichwohl niemals die verwirrten Knoten dieser Sache auflösen, und an das Licht setzen können. Soviel ist indessen aus den ältesten griechischen und römischen Denkmälern gewiß, und wird fast von allen bescheidenen deutschen Geschichtschreibern bekannt werden, daß, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Teutoner, wenn sie die Stammväter der Deutschen sind, eher in Dänemark gewohnet, als Deutschland bevölkert haben. Besonders behauptet Pomponius Mela ausdrücklich, daß die Teutoner diejenigen Inseln, welche itzo die Dänischen heißen, bewohnet hätten, gleichwie Ptolemäus, und andere, die Cimbrer nach Chersonnesus, oder dem heutigen Jütland, setzen. Ich brauche die Teutoner hier nicht weiter, als in Ansehung ihres Namens und der Natur ihrer Sprache. Von diesen, und ihrer erster Wohnung in Dänemark, redet Pomponius Lib. III. C. 3. also:

so: „* Ueber die Elbe hinaus ist der codanische
„Meerbusen (Schagerrack,) welcher voll großer
„und kleiner Inseln ist. Das gewaltige Meer, wel-
„ches hier einen Busen machet, u. s. w. Hier woh-
„nen die Cimbrer und Teutoner. „Wiederum Cap. 6.
„Die dreyßig orkadischen Inseln liegen nicht weit
„von einander. Die sieben hemodischen liegen
„Deutschland gegen über in dem Meerbusen Scha-
„gerrack. Unter diesen hat Codanonia, welche die
„Teutoner noch bewohnen, vor den andern, sowohl
„an Größe, als an Fruchtbarkeit den Vorzug.„

Wenn also diese Teutoner sowohl ihr Geschlecht, als ihren Namen, aus Dänemark nach Deutschland gebracht haben, so folget von selbsten, daß auch die Sprache dahin gekommen ist, dieses und andere eben so unverfälschte Zeugnisse, haben den berühmten, und in den Alterthümern erfahrnen, Christoph Cellarius bewogen, daß er frey gestund, die erste Wohnung der Deutschen sey Dänemark, und besonders die Inseln im Schagerrack gewesen, woraus sie sich zerstreuet und Deutschland besetzet hätten. „**Es mag, saget er, mit diesem Namen seyn, wie es

* „Super Albim Codanus ingens sinus, magnis paruisque insulis refertus est. Acre mare, quod gremio littorum accipitur &c. *In eo sunt Cimbri & Teutoni*„ Cap. VI. „ Triginta sunt Orcades, angustis inter se diductae spatiis. Septem Hemodes contra Germaniam proiectae, in illo sinu, quem Codanum diximus. *E iis Codanonia, quam adhuc Teutoni tenent,* vt magnitudine alias, ita faecunditate antestat.„

** Quoquo modo illud nomen sese habet (nam variant libri) exinde non incertum est, Teutonos Codani sinus insu

„es will, (denn die Bücher stimmen nicht mit einan„der überein) so wird doch hieraus ziemlich gewiß, „daß die Teutonen die Inseln im Schagerrack, wel„che vom cimbrischen Chersonnesus an bis nach Scho„nen liegen, und itzo die dänischen heißen, ja viel„leicht auch ein Stück vom festen Lande in Deutsch„land um den Fluß Chalusus, (d. i. die Trave in „Holstein,) und was an dessen Ausflusse bey diesen In„seln liegt, bewohnet haben.„ Dissert. histor. de Cimbris et Teutonis. §. 7.

Aus der Betrachtung dieser Umstände möchte es das Ansehen gewinnen, als hätte die Muttersprache des Herzogthums Schleswig, wenn das Deutsche und das Dänische einerley ist, keine Veränderung gelitten. Allein hiewider ist zu merken, daß ich diese Veränderung der Sprache nicht in den alleräl testen, sondern in den mittlern Zeiten suche. Die dänische und deutsche Sprache mögen meinetwegen einerley Ursprung gehabt haben, es ist genug, daß sie von undenklichen Zeiten dergestalt von einander unterschieden sind, daß ein Volk das andere nicht ohne Dolmetscher hat verstehen können. Daß aber die Einwohner des Herzogthumes Schleswig, sowohl als die übrigen Dänen, vor Alters eine von der deutschen ganz unterschiedene Sprache gehabt haben, daß diese Sprache erst nach mancherley Zufällen verdorben, verstümmelt, und mit der deutschen bey nahe in eine sey geschmol-

 zen

insulas, quae a cimbrica Chersonneso vsque ad Scandiam sunt, quas nunc Danicas appellamus, et forte etiam in continente Germania, partem circa Chalusum amnem (i. e. Travam amnem in Holsatia) eiusque ostia, que subiecta illis insulis sunt, incoluisse.

zen worden, dieses will ich mit mehrerem augenscheinlich beweisen.

Das südliche Cimbrien wird gegenwärtig zu den deutschen Ländern gezählet, welche unter dem Scepter unseres großmächtigsten Königs stehen. Die Predigten und übrigen gottesdienstlichen Handlungen werden in den mehresten Städten und Dörfern deutsch verrichtet; die Landesregierung wird nach den Gesetzen, Befehlen und Sprüchen der obern Gerichte verwaltet, die in eben dieser Sprache abgefasset sind, und allein die deutsche Sprache wird in den Schulen zum Unterrichte der Jugend gebrauchet. Dahero haben der Herr Hübner, und andere Weltbeschreiber, die ihm gefolget sind, Gelegenheit genommen, diese dänische Provinz, wenigstens mit der Feder, so viel an ihnen war, dem römischen Reiche zu verbinden.

Allein, es läßt sich nichts destoweniger leichtlich beweisen, daß die alleräl teste, eigentlichste und gemeinste Sprache dieses Landes keinesweges die deutsche, sondern die dänische sey. Die Reisenden merken dieses zwar mit genauer Noth, und die mehresten Einwohner, lassen sich davon, wenn sie auch klüger als andere sind, kaum überreden; jedoch, die Wahrheit der Sache ist für sich klar, und beruhet auf folgenden Gründen.

§. 1.

Wenn man die Einwohner in vier gleiche Theile theilet, so reden zwey Viertel davon im gemeinen Leben dänisch, ein Viertel deutsch, und etliche wenige, die an den westlichen Küsten wohnen, frie-

fisch.

fisch. Dieses ist aber von schlechten Leuten, und besonders von Bauern zu verstehen, welche bey dem allen einen Fremden oder Reisenden den sie erblicken, so gut sie können, deutsch anreden. Wir wollen hiervon Casp. Danckwerths Worte anführen, welche in dessen Schlesw. Holsteinischen Landesbeschreibung, S. 54. 55. also lauten: „Zu diesen „unsern Zeiten wohnen in diesem Herzogthume Dänen „oder Jütten, Sachsen und Friesen. Die Jütten „besitzen den größesten Theil darvon, sintemal alles, „von Koldingen bis an den Schleystrom, und die „Stadt Schleswig, jüttisch ist, oder dänische Völ„ker, so sich der dänischen Sprache gebrauchen, „etwa die Stadt Flensburg ausgenommen, so von „Dänen und Deutschen untermenget. Die Stadt „Schleswig, und was ferner von der Schley an bis „an die Eyder und Lewens-Au belegen, wird meh„rentheils von Sachsen bewohnt, die gebrauchen „sich der niederdeutschen Sprache, wie dann auch „die Einwohner Femern. Auf der Westseekann„te von der Gränze oder schodburgischen Au an, bis „an Tondern wohnen abermal lauter Jütten, her„nach aber kommen die Nordfriesen.„

Wenn diese Worte des Danckwerths von dem Volke allein, und besonders von dem Landvolke, genommen werden, so haben sie ihre Richtigkeit. Denn aus dem Munde dieser Leute, nicht aber von etlichen wenigen Adelichen, Kaufleuten oder obrigkeitlichen Personen, kann man lernen, welches die eigentliche und besondere Sprache in einem Lande heißen müsse. Also ist in Esthen und Liefland die uralte wahre

Sprache die esthische, und nicht die deutsche. Wenn gleich die letzte in den Städten unter den Kaufleuten und auf dem Lande unter den Adelichen gebräuchlich worden ist. Denn, diese sind von deutschem Herkommen, und haben ihren Ursprung von den deutschen Ordensrittern, welche vor vierhundert Jahren das Land mit Gewalt einnahmen. Gleiche Schicksale hatte, wie wir in der Folge zeigen werden, das südliche Cimbrien.

§. 2.

Mein zweyter Grund stehet eben so feste, und ist von der eigenen und ächten Benennung der meisten Städte, und fast aller Dörfer und Rittergüter alten Namen hergenommen. Diese sind augenscheinlich dänisch, und zeigen, daß ihre ersten Erbauer und Eigenthümer, welche jedem Orte seinen Namen gaben, Dänen müssen gewesen seyn. Woher lernen wir wohl, daß vor einigen Jahrhunderten Leute, welche wendisch oder slavisch redeten, in den mecklenburgischen und pomerischen Gegenden, in der Mark Brandenburg, in Sachsen und Schlesien gewohnet haben? Gewiß, wenn auch alle geschriebene Nachrichten verloren gegangen wären, so würde doch die Sache deutlich genug aus den alten Namen der Oerter und Gegenden erhellen, welche allein von der mächtigern deutschen Nation nicht haben können ausgerottet und vertilget werden. Dergleichen sind **Wismar**, **Wolgast**, **Stetin**, **Demmin**, **Berlin**, **Pyritz**, **Pregnitz**, **Lausnitz** u. s. w. Damit ich diese Wahrheit zu meinem Vorhaben anwende, so will ich ganz von vorne anfangen, und die Namen

eini-

einiger Flecken anführen, deren dänische Endigung auf Bye, Drop, oder Strufp, Toft, Balle, Byll, Mark, Holm, Lev, und dergleichen, das, was ich behaupte, deutlich zeiget. Es gesteht dieses selbst Danckwerth, wenn er die in den äußersten Gränzen von Deutschland gelegene Gegend Dänischwolde beschreiben will, und S. 155. also spricht: „Allhie wird die deutsche, zu verstehen die niedersächsische Sprache, durchgehends geredet, und hören demnach die Bujen (Byen) auf, und kommen „Dörfer an deren Statt.„

Ich übergehe hier die Namen der in den nordlichen Gegenden, oder in den Aemtern, Appenrade, Tondern und Hattersleben gelegenen Flecken, weil bey diesen gar kein Zweifel ist: ich will die Namen anführen, welche in Angeln und Schwanzen, und folglich in denjenigen Ländern vorkommen, die am meisten gegen Süden liegen. Hier finden sich z. E. die Orte Brodersbye, Tumbye, Uelsebye, Kalbye, Meelbye, Riisbye, Ketelsbye, Grumbye, Gungelsbye, Norbye, Vindebye, Gerebye. Eben so Snarup, Brarup, Flarup, Rurup, Dosterup, Hosterup, Trelstrup; wie auch Bundsboll, Trollboll, Borsboll, Balle, Kruksballe, Havetoft, Kalltoft, Kragelund, Jaldelund, Galdelund; endlich Esmark, Rasmark, Lockmark, Vindemark, Hevemark, u. s. w. Ich könnte, wenn es nöthig wäre, hiezu noch ein paar hundert ähnlich klingende Namen von Rittersitzen fügen, die entweder zum Theil oder gar noch nicht verdorben und

und verdrehet worden sind, als Ruggesgaard, Roehovet, Himmelmark, Eshelsmark, Westergaard, Satrópholm, und andere. Jedermann kann schon aus dem bloßen Tone dieser Worte muthmaßen, daß die ersten Erbauer und Besitzer dieser Orte niemand als Dänen gewesen sind, und zwar solche Dänen, die das Deutsche so wenig verstanden, als es die itzigen Einwohner von Weel oder Koldingen verstehen.

Unter den Städten, deren Namen wir bald anführen werden, kann die Hauptstadt, wovon dem Lande der Name geblieben ist, hievon den deutlichsten Beweis geben. Diese wurde wie jedermann weiß, bis auf die christlichen Zeiten, und einige Jahrhunderte darnach, Hedebye oder Hadebye genannt. Die Endigung Bye verräth sogleich ihren Ursprung. Es gilt uns gleichviel, ob der Ort seinen Namen von der unter den Fabeldichtern so bekannten Jungfer Hetha, wie die gemeine Meynung ist, oder von Haß und Streitigkeiten, oder von den daran gelegenen Haiden, und waldichten Hügeln bekommen hat: genug, es würde dieser Name alters wegen vergessen seyn, wenn nicht jenseits des Seebusens das Dorf Hadebye läge, und das Andenken des alten Namens aufbehielte. Wo itzo Hadebye liegt, da lag ehehin der vornehmste Theil der Stadt, wie auch der erste christliche Tempel in Dänemark, welchen, auf Erlaubniß Harald Klags der heilige Ansgarius eingeweihet hatte. Von dieser Benennung der Stadt schreibt Casp. Danckwerth, S. 113. also. „Mit diesem Namen ist nicht,

„wie

„wie man gedenken möchte, der Südertheil der „Stadt allein genennet gewesen, sondern die ganze „Stadt, und zwar von den Dänen, wie unter an„dern der Scribent Edelwerdus klärlich anzeiget, „wenn er spricht *: Das alte Angeln liegt zwi„schen den Sachsen und Gothen, und seine „Hauptstadt heißt auf sächsisch Sleswick, auf „dänisch aber Haitby.„ Ich glaube, der ehrliche Edelwerd irret sich hier, wenn er das Wort Schleswick für sächsisch ausgiebt; da vielmehr wick, eigentlich viig, einen Meerbusen anzeigt, wo das Meer, welches gleichsam seine Gränzen überschritten hat, durch krumme Beugungen in das Land hinein lauft, und den Schiffen einen sichern Stand verschaffet. Daher nannten die Dänen Danzig ehehin Danskvig; daß ich anderer bekannten Oerter, und dessen nicht erwähne, daß das ganze Amt Bahus, wegen seiner vielen Häfen und Seebusen Vig-Siden genennet wird. Was das Wort Sle anbelanget, so leitet es Joh. Strelov in seinem Chronico Guthilandico S. 28. und Nic. P. Peträus de Origin. Cimbror. P. II. §. 177. von dem Worte Slaee her, welches Schilf oder Meergras bedeutet. Dieses wird von dem wallenden Meere in großer Menge vor die Ausflüsse in diesem Meerbusen geführet, und derselbe fast dadurch verstopfet; es ist also Slesvig eben so viel als Tangvug der Schilfbusen. Dieses drücket der vortreffliche Dich-

* Anglia vetus sita est inter Saxones et Giotos, habens oppidum capitale, quod sermone Saxonico Slefwick secundum vero Danos Haitby dicitur.

Dichter Nicolaus folgendermaaßen aus *: Da wo die Stadt Schleswig lieget, die ihrem Namen vom dem Meergrase hat, da fließt das schnelle Wasser Slia. Es ist also dieser Name, welcher eigentlich dem Seebusen zukömmt, nachhero der daran liegenden Stadt geblieben, und der Stadt Slesvig an dem Ausflusse der Slia eben so ergangen, wie der Stadt Lemvig, welcher Name, Lemviig, oder Lymviig, eigentlich auch nur dem Lymischen Seebusen gebühret, aber gleichwohl auf die daran gelegene Stadt gekommen ist. Die Deutschen haben diesen Namen noch unkenntlicher gemacht, da sie ihn so schrieben, wie sie ihn gemeiniglich aussprechen, an statt, daß sie Slesviig, und nicht Schleswig hätten schreiben sollen.

Gehen wir von Schleswich nach Flensburg, und suchen den Ursprung dieses Namens auf, ob er dänisch oder deutsch ist, so darf ich mich hier nicht mit der Untersuchung verschiedener Meynungen aufhalten, weil, wer Lust hat, diese in Ioh. Molleri Isag. ad Hist. Cherson. Cimbr. S. 260. u. f. nachlesen kann. Ich darf nur so viel erinnern, daß mir itzo des oft angeführten Casp. Danckwerths Meynung, die ich vor einigen Jahren verworfen habe, wahrscheinlicher vorkomme. Er muthmaßet, Flensburg habe, wegen seiner vielen lautern Quellen, seinen Namen Vlensborg, gleichsam Weelensborg, d. i. Wandborg, von dem Wasser Wahl bekommen, welches itzo Weel heißt. Ich lasse dieses an seinen

* Nunc vbi Slesuicum iacet vrbs, quam nuncupat alga,
Illic exundans vel celer vnda Slia.

nen Ort gestellet seyn, und getraue mir aus eben diesem Grunde der Hauptsache auf folgende Weise näher zu kommen. In dem nordlichen Cimbrien hat die an dem äußersten Theile eines Seebusens liegende Stadt **Weel**, **Veyle**, die einer der angenehmsten Orte in ganz Dänemark, und Flensburg in vielen Stücken nicht unähnlich ist, ihren Namen ohne Zweifel von einem Worte bekommen, welches in unserer Muttersprache **Wasser** heißt. Es zeiget dasselbe nicht überhaupt ein jedes Wasser an, sondern einen solchen wasserreichen Ort, dergleichen sich hier und dar an Seebusen finden, die man lateinisch Vadum, (einen Furth) oder mare vadosum nennet, und wodurch man zu Fuße gehen, oder doch fahren kann. Ein solcher Ort heißt dänisch **Veyle**, und hieher haben in Saeland **Borre Veyle**, und andere gleichnamige Oerter ihre Benennungen erhalten, auf eben diese Art hat man Flensburg, wie ich glaube, **Veilensborg**, oder zusammengezogen **Vlensborg** genennet. Doch, ich gestehe, daß dieses eine bloße Muthmaßung ist, welche ich, wenn man mir etwas gewissers zeigen könnte, nicht hartnäckig vertheidigen wollte.

Aabenraae, woraus die Deutschen in ihrer Mundart **Apenrade** gemachet haben, soll ohne Zweifel nichts anders, als **Aaben Vraa**, ein offener Winkel, heißen. Denn **Vraae** heißt auf deutsch ein **Winkel**; und diese Ableitung wird dadurch bestätiget, daß hier in Kopenhagen bey der reformirten Kirche eine Gasse ist, welche eben diesen Namen hat. Es stand an diesem Orte, ehe die

Mau-

Mauern dieser königlichen Hauptstadt, unter König Christian IV, weiter hinaus gerücket wurden, ein Theil der Festungswerker; es mag also hier ein Ort oder Winkel gewesen seyn, wo keine Häuser standen, en aaben Vraae. Daher hat die Gasse diesen Namen bekommen.

Haderslev, zusammengezogen Harsloev ist sehr ungeschickt in Hadersleben verwandelt worden, weil die Benennung nicht vom Leben, sondern vielmehr vom Tode und von der Niederlage herzuleiten ist. Eigentlich heißt es Hatterslov, oder Hattersfled, und zeiget den Ort an, wo König Harald Hyldetand den Hatter geschlagen und getödtet hat, wie Saxo Grammaticus, der hierinnen ein glaubwürdiger Zeuge ist, mit deutlichen Worten lehret Hist. Dan. Lib. VII. „* Harald Hyldetand hat „den Hatter an der jütländischen Gränze in einer „Schlacht erleget, welche Begebenheit noch der völ„lige Name der dabey liegenden Stadt anzeiget.„

Diese wenigen Exempel können zur Erläuterung der gegenwärtigen Sache hinlänglich seyn; und dieserwegen halte ich es für unnöthig, mehrere anzuführen.

§. 3.

Den dritten Beweis, womit ich den uralten Gebrauch der dänischen Sprache in dem südlichen Cimbrien darthun kann, könnten mir die bekannten Steine geben, worein runische Buchstaben gegraben sind. Al-

* Haraldus Hyldetand Hatterum apud Iutiam oppugnatum exstinxit, cuius occasum perpes oppidi vocabulum indicat.

Allein, ich habe nur einen einzigen davon untersuchen können, auf welchen ich mich sicher berufen darf. Dieser ist in dem Amte Appenrade, (Wormius saget aus Versehen Hadersleben) im Kirchspiele Oesterlockum, in der Haverslundischen Gegend befindlich, und mit folgenden Buchstaben bezeichnet.

ᛘᚽᛁᚱᚢᛚᚠᚱ

das ist

H E J R U L F R

Alle Forscher unserer Alterthümer, besonders O. Wormius Monum. Danic. Lib. V. p. 343. und Troch. Arnkiel in Cimbr. Heidenbegräbnisse, S. 332. u. f. legen dieses also aus: Ulfs oder Rulfs Hoer, des Ulfs oder Rulfs Heer. Es gilt mir gleichviel, ob man diesen Stein dem Könige Rolfo, mit dem Zunamen Krake, zuschreibt, welcher, nach der Edda Zeugnisse Part. I. Mytyl. 64. lange vor Christi Geburt gelebet, mit den benachbarten Sachsen Krieg geführet, und diesen Stein zum Siegeszeichen gesetzet hat; oder, ob man zu dessen Urheber den bekannten Herzog der Normänner Rollo, Rolf, oder Gange-Rolf machet. Es soll dieser allhier seine Armee versammlet und gemustert haben, ehe er im Jahre Christi 900. in die Niederlande, Frankreich und England zu Felde gieng; und hier werden ihm die vom Cambdenus beschriebenen Rölrichstonen zugeeignet, als hätte er dieselben zu Zeichen und Denkmälern seines Sieges errichtet. Ich kann es auch geschehen lassen, wenn man diesen Stein für ein Werk eines neuern Ulf, Wulf, oder Oluf ausgiebt, der vielleicht weder

König, noch Heerführer, sondern ein nur sonst vornehmer und in in diesen Gegenden wohnhafter Mann gewesen ist. Genug, es erhellet der Gebrauch der dänischen Sprache aus den darauf befindlichen runischen oder gothischen Buchstaben, welche nur bey dreyen nordlichen Völkern, und nicht weiter, als ihre Sprache gebräuchlich waren. Das letztere ist besonders zu merken, weil es zeiget, daß die gemeldeten runischen Buchstaben in den mittlern, nicht aber in den ältesten Zeiten gebrauchet wurden. Denn, da die gemeine Gewohnheit mit sich brachte, daß man die Ueberbleibsale der Todten in Aschenkrügen, auf Hügeln und mit Steinen umgebenen Höhen beysetzte, so kann man auch fast mitten in Deutschland Spuren der alten Cimbrer finden; weil die Nachkömmlinge des Odins sich ebenfalls dahin verbreitet hatten. Allein, man findet daselbst nicht eine einzige runische Aufschrift, wovon wir eine so große Menge haben. Warum findet man sie dort nicht sowohl als hier, wenn die Runen schon zu der Zeit bekannt waren, welche Bruna-Old hieß, und in welcher man die Leichen verbrannte, und die Asche auf diese Weise beerdigte?

Ich erinnere hier im Vorbeygehen, daß eben dieses die fabelhafte Erzählung des Hrn. Lyscander, in seinem Danske Kongers Slaegte-Bog, S. 35. widerleget, wo er einer runischen Aufschrift über dem Grabmaale eines gewissen Cimbrischen Richters Namens Vese, gedenkt, welche zu seiner Zeit bey Schleswig entdecket wurde. Ich habe meine Meynung von dieser Aufschrift in Marmor. Dan. Tom. II. p. 23. eröffnet. Es soll aber diese nirgends zufindende Grabschrift folgende gewesen seyn: Hi

Hi leger Vese of Hetümby
Ůnder aabna Himlum oc vodum Sky.

Ob schon diese abgeschmackte Erdichtung ihre Nichtigkeit schon durch die Schreibart verräth, so kann doch nicht geläugnet werden, daß sie zur Bestätigung meiner Meynung diene; und hieran habe ich genug. Es klingt nicht ungereimt, daß vor sechs oder siebenhundert Jahren, als man die Todten nicht verbrannte, sondern auf die Felder begrub, in der Gegend Schleswig, oder Hedebye ein gewisser Vese gewohnet habe, der, wo nicht ein Fürst oder Richter, dennoch von vornehmen Geschlechte und reich gewesen ist. Denn, das im Lande Angeln gelegene Dorf Veesbye wird, beym Casp. Dankwerth, einem gewissen Vese zugeschrieben; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieses Mannes Grab mit einem Steine, oder Grabmaale gezieret gewesen ist. Die Aufschrift gieng mit der Zeit verloren, da viele tausend runische Steine zu Gebäuden und andern Dingen gebrauchet wurden.

Man kann ferner zugeben, daß die in Stein gehauenen Worte durch die gemeine Rede bekannt, und zum Sprüchworte geworden seyn; denn, es sind noch itzo viele alte Grabschriften bloß, dem Gerüchte nach, bekannt. Dieses ungetreue Gerücht hat nicht den wahren Schall der Worte beybehalten, sondern denselben nach der neuen Mundart verändert. Indessen hat es davon doch so viel bewahret, als ich zu meinem Vorhaben brauche, nämlich, daß die alte Landessprache, nicht die deutsche, sondern die dänische,

gewesen ist, weil sie in den Grabschriften zu Erhaltung des Andenkens der Verstorbenen gebrauchet wurde.

§. 4.

Ein neuer Grund, woraus diese Wahrheit erhellet, läßt sich daher nehmen, daß im IX, X, und XI Jahrhunderte, als der Christliche Glaube hier zu Lande geprediget, und öffentlich eingeführet wurde, die der deutschen Sprache unerfahrnen Einwohner, theils dänisch, theils friesisch redeten, und die vom Erzbischofe zu Hamburg und Bremen abgeschickten Prediger so lange tauben Ohren predigten, bis sie durch die Länge der Zeit die Landessprache lerneten. Wer aus Trägheit oder Ungeschicklichkeit dieses nicht zu Stande brachte, mußte sich eines Dolmetschers bedienen, welcher die Predigt, die in der fremden Sprache gehalten wurde, in der Landessprache, entweder Wort vor Wort, oder Satz vor Satz nachsagte. Daher entstand in der Kirche ein besonderes Amt der Ausleger, welches aus vielen und wichtigen Ursachen so mühsam und beschwerlich war, daß König **Sveno Estrith**, als er im Jahre 1053 mit dem bremischen Erzbischofe Adelbert, zu Schleswich eine Zusammenkunft hielt, auf dessen Abschaffung drang; wie in Annal. Eccles. Dan. Tom. I. p. 202. gezeiget wird. Es scheint auch der Erzbischof in des Königes Begehren gewilliget zu haben, und zwar nicht allein in Ansehung der übrigen Provinzen des Königreiches, sondern besonders auch in Ansehung des südlichen Cimbriens. Denn, es stunden der dasigen Kirche von dieser Zeit an fast zweyhundert Jahre lauter dänische Lehrer und Aeltesten vor, als **Gunner, Occo, Hermann, Esbern, Occo**

II.

II, Friederich, Waldemar, Nicholaus, Tycho, Eskild, Bondo, und Berthold, welches lauter Dänen waren, und unter dem Erzbischofe zu Lunden stunden. Sie besucheten also die von ihm angestellten Kirchenversammlungen, wurden in den Reichsrath aufgenommen, und behielten die dänische Sprache so lange bey, bis das höchste weltliche Regiment an Ausländer kam. Von diesen wurden erstlich die Bischöfe, und durch die Bischöfe die übrigen hohen und niedern Geistlichen, ja so gar die gemeinen Mönche, dahin gebracht, daß sie die deutsche Partey ergriffen, und es in der Sprache, und in den Sitten den Deutschen nachthaten. Es waren in dem südlichen Cimbrien zwey vornehme Klöster, welche Herre Clostere hießen, Lömholm, und Guldholm, und nachgehends nach Rye, oder Königsfeld, verleget wurden. Diese waren, wie anderwärts gezeiget worden, nach damaliger Art zu reden, Töchter des Klosters Sora, und bekamen also von ihren ersten Einwohnern, den Dänen, sowohl dänische Sitten, als Gebräuche. Ja es waren sogar die Franciscaner Bettelmönche, welche sich in den Städten aufhielten, anfänglich Dänen: allein, sie mußten ihren auswärtigen Brüdern, welche aus Deutschland kamen, und die deutsche Sprache mitbrachten, noch lange vor Luthers Kirchenverbesserung Platz machen. Es erhellet dieses deutlich aus einem Briefe, welcher in der Bartholinischen Sammlung gefunden, und in der Universitätsbibliothek zu Kopenhagen verwahret wird. Hierinnen bittet ein König, dessen Name nicht dazu geschrieben, aber, so viel sich aus den Umständen schlüßen läßt, Johann ist, den Vor-

steher der Franciscaner Mönche sehr höflich, er möchte sich Mühe geben, daß die dänischen Mönche, welche aus Flensburg wären vertrieben, und von den eingedrungenen Deutschen, wider Recht und Billigkeit, lange übel gehalten worden, wieder zu ihren uralten Gerechtigkeiten gelangen, und sich auch die übrigen Klöster in selbigem Lande wieder zum Schooße der dacischen Kirche wenden möchten, weil sie doch anfänglich zu derselben gehöret hätten. Die Worte, welche hievon handeln, lauten also: „* Wir haben, „ehr-

* Unde, Pater Reverende! quoniam veridica relatione didicimus, paternitatem vestram, forte ad aliquorum suggestionem, seu potius sinistram informationem, ministro regni nostri Dacie, in mandatis strictissime comisisse, ut fratres aliene nationis ad conventum Flensburgensem (de quo aliqui eorum, insalutato hospite, diu noctuque, et contra voluntatem pro tunc vicarii provincialis, in scandalum vestri ordinis successive recesserunt) permitteret introduci, fratres nostri regni laboribus et expensis genitoris nostri charissimi, pie memorie, et suorum predecessorum in principio Reformationis introductos, ac post fugam alemannorum iterum reductos (quorum doctrina et conversatio laudabilis a Clero et populo commendatur) faceret removeri, quod sane et dissonum et promissioni nobis facte per literas generalis vicarii Cismontani, penitus est alienum. Quas siquidem literas diligenter fecimus observari, eo quod fratres aliene nationis ad predictum locum Flensburgensem, nobis irrequisitis, minime transferri debere, apertissime ostendunt: Quare vestram paternitatem, ob nostri regni commoditatem, ac pacis tranquillitatem, quam potius cupimus augeri, quam diminui, summopere rogamus, quatenus praefatum locum Flensburgensem sub regimine fratrum Danorum, per quos fuit primitus reformatus, et ad bonum statum, in quo est, reductus (prefato genitori

„ehrwürdiger Vater, aus glaubwürdigen Nachrich-
„ten vernommen, daß Euer Ehrwürden, vielleicht
„auf einiger Leute Anstiften, oder vielmehr fälschliches
„Angeben, unserem königlich dacischen Minister ge-
„messenen Befehl ertheilet hat, die ausländischen
„Brüder in das Stift Flensburg einführen zu las-
„sen, aus welchem einige derselben ohne Abschied, so-
„wohl bey Tag als Nacht, und wider Willen des
„damaligen Provincialvicarius zum Schimpf eures
„Ordens nach und nach entwichen sind, dagegen wol-
„let ihr die Brüder aus unserm Reiche, welche durch
„die Bemühungen und Kosten, unseres lieben Va-
„ters seligen Andenkens, und dessen Vorfahren im
„Reiche gleich zu Anfange der Kirchenverbesserung dar-
„ein gesetzet, und nach der Alemannen Flucht aufs
„neue eingeführet worden sind, auch in Ansehung
„ihrer Lehre und ihres Lebens von der Geistlichkeit
„und dem Volke gelobet werden, daraus vertrieben
„wissen. Es schicket sich dieses gar nicht, und ist
„dem Versprechen, welches uns der Generalvicarius
„jenseits der Gebirge durch Briefe gethan hat, gänz-
„lich entgegen. Wir haben diese Briefe fleißig auf-
„heben lassen, weil sie augenscheinlich zeigen, daß
„man keine ausländische Brüder, ohne unsere Ge-
„nehmhaltung in gedachtem Flensburg einführen dür-
„fe. Deswegen bitten wir Euer Ehrwürden, um
„unsers Reiches Bequemlichkeit, Friede und Si-

 cher-

nitori nostro charissimo eis fideliter assistente) perma-
nere. Alios quoque conuentus in Ducatu nostro Hol-
satie situatos, ad gremium prouincie Daciane et regi-
men ministri prouincialis nostri regni Dacie, prout ab
antiquo fuerant, nostro intuitu ac favore, reducere
dignetur et velit.

„cherheit willen, welche wir lieber vermehret als ver„mindert haben wollen, inständig, ihr wollet ge„dachtes Flensburg, welches durch die dänischen „Brüder zuerst gereiniget, und, vermittelst des Bey„standes unseres vorgedachten lieben Vaters, in den „itzigen guten Zustand gesetzet worden ist, auch in „ihrer Gewalt bleiben lassen. Eben so bitten wir „auch, ihr wollet die übrigen in unserm Herzogthu„me Holstein liegenden Klöster, uns zu Liebe, eben„falls wieder zum dacischen Lande, und unter die „Bothmäßigkeit unserer königlich dacischen Landesre„gierung, worunter sie vor Alters standen, zu brin„gen euch gefallen lassen.„ Das übrige ist in Annal. Eccles. Dan. Tom. II. p. 287. 288. zu finden.

§. 5.

Meinen fünften und letzten Grund, der meine Meynung nicht wenig bestätiget, nehme ich daher, daß dieses Land, von der Aboriginer Zeiten an, mit den übrigen dänischen Provinzen einerley Herren, einerley Gesetze, und einerley Regierungsart gehabt hat. Denn, es war allezeit mit dem dänischen, niemals aber mit dem römischen Reiche, vereiniget und verbunden, ob es gleich in den folgenden Zeiten, aus Unwissenheit, von vielen mit Holstein verwirret, und mit diesem Namen benennet worden ist. Diese Unbedachtsamkeit bestreitet der gelehrte und behutsame **Johann Moller** mit einem gerechten Eifer, wenn er in seiner Isagog. ad Histor. Cherson. Cimbr. S. 2. schreibt: * „Das südliche Cimbrien theilet sich in „die

* Dispecitur pars Cimbriae australis in Ducatus duos, Slesuicensem atque Holsaticum. Quos licet *ab idiotis & alieni-*

„die zwey Herzogthümer, Schleswig und Holstein. Wir
„wundern uns zwar nicht, wenn Unwissende und
„Ausländer, aus einer alten, aber falschen, Ge-
„wohnheit zu reden, dieselbigen mit einander verwir-
„ren: allein denjenigen, die gelehrt und der Ge-
„schichte ihres Vaterlandes kundig seyn wollen, ver-
„zeihen wir es gar nicht, wenn sie eben diesen Feh-
„ler begehen, und sich nicht schämen, zu behaupten,
„daß die Einwohner des Herzogthumes Schleswig
„mit Recht Holsteiner genennet werden. Diese Leu-
„te müssen lernen, daß diese zwey Herzogthümer von
„allen Zeiten her ganz verschiedene Umstände, verschie-
„dene Regierungsformen, Rechte, und endlich auch
„in den alten Zeiten verschiedene Regenten gehabt
„haben. Sie müssen wissen, daß Holstein ein Theil
„und Lehen des römischen Reiches; Schleswig aber

 „von

alienigenis inueteratae, sed *erroneae* loquendi consuetudini morem gerentibus, confundi haud miremur, merito tamen iis indignamur, qui, cum inter literatos et rerum patriarum gnaros velint censeri, in eundem errorem turpiter impingunt, ac, incolas ducatus Slesuicensis recte Holsatos vocari, asserere non erubescunt. Discant hi, diversissimam ab omni aeuo vtriusque ducatus fuisse conditionem, diuersam regiminis formam, diuersa iura, diuersos denique priscis temporibus Principes. Discant Holsaticum Germaniae esse partem et feudum Imperii Romani; Slesuicensem autem ab illius iurisdictione immunem, regno Danico propiori nexu deuinciri. Legant hoc fine praeter epistolam Godschalchi ab Ahlefeldt, Episc. Slesu. ad Camerae Imperial. iudices an. 1526. exaratam, et a I. A. Cypraeo editam, Mart. Chemnitii Jun. Aulae Gottorp. Cancellarii, an. 1627. defuncti scriptum posthumum an. 1629. excusum: Bericht von der Gelegenheit u. s. w.

„von dessen Oberherrschaft frey, und mit Dänemark
„näher verbunden ist. Man kann zu dem Ende den
„Brief nachlesen, welchen der Bischof von Schles-
„wig, Godschalch von Alefeldt, im Jahre 1526. an
„die kaiserlichen Kammerrichter geschrieben, und J.
„A. Cypräus herausgegeben hat, ingleichen des
„gottorpischen Kanzlers, des jüngern im Jahre 1627.
„verstorbenen Martin Chemnitzens, Schrift, wel-
„che 1629 nach seinem Tode unter folgendem Titel
„herauskam: **Bericht von der Gelegenheit und**
„**Unterschied der beyden Herzogthümer Schles-**
„**wig und Holstein, worinn erwiesen wird,**
„**daß Schleswig eine Pertinenz und Lehn der**
„**Krone Dänemark sey, das römische Reich**
„**aber kein Recht darauf prätendiren könne,**
„**weil es von demselben durch Gränzen, und**
„**sonst in allem unterschieden ist.**„

Den von Mollern angeführten Brief schrieb **God-
schalch von Ahlefeld** zur Zeit der Reformation,
als er sich wünschte, ein Glied des römischen Rei-
ches zu seyn, damit die Römisch-Katholische Kirche,
wenn er dieses nur im geringsten darthun könnte in
Sicherheit seyn möchte. Er enthält, unter andern,
folgende Worte: * „Indessen ist Schleswig jederzeit,
„sowohl in geistlichen, als weltlichen Sachen, offen-
„barer und bekannter Weise, unter dänischer Herr-
„schaft gestanden, und von den Layen in allen weltli-
chen

* Interea Slesuicum semper subfuit superioritati Daniae, tam in temporalibus quam in spiritualibus, palam et publice, seruanturque per Laicos in omnibus iudiciis secularibus leges Danicae, a tanto tempore, citra cuius contrarium non est memoria hominum.

„chen Gerichten nach den dänischen Gesetzen gespro„chen worden; und dieses seit so undenklichen Zei„ten, daß man sich des Gegentheils gar nicht erin„nern kann.„ Freylich ist es nur allzu gewiß, daß dieses Land anfänglich sowohl Gesetze als Obrigkeiten, und also auch die Sprache von Niemanden, als von den Dänen, bekommen hat. Diejenigen Jüten, Jüthen, Guthen, oder Gothen, welche sowohl dem südlichen, als dem nordlichen Cimbrien den Namen gegeben haben, haben vielleicht, als sie aus Gothland kamen, zuerst in diesen Gegenden, bey der Slye angelandet; oder auch anderswo, weil ich mich nicht völlig auf die Erzählung des Petråus gründen will. Indessen ist so viel wahrscheinlich, daß die Gothen da, wo itzo Gottorp liegt, ihren vornehmsten Sitz gehabt, und demnach ihre gothische Sprache allda eingeführet haben. Wenn **Saxo Grammatikus** in seinem IVten Buche von des Königes **Wermund** Statthalter in Schleswig, Namens **Frowin**, und dessen zween Söhnen **Ket** und **Vig** erzählet, daß sie noch etwas vor Christi Geburt den Tod ihres Vaters an dem Könige in Schweden, **Atislaus**, gerochen hätten; so meldet er S. 64, man hätte es ihnen übel ausgeleget, daß sie zu Vollziehung ihrer That einander gemeinschaftlich geholfen, und durch des **Atislaus** Tod dem dänischen Namen eine Schande zugezogen hätten, da man den Gesetzen und dem alten Gebrauche nach, Mann vor Mann fechten, zweenen widerstehen, und bey der Dazwischenkunft des dritten die Flucht ergreifen müßte. **Stephanius** schliesset hieraus, daß die Schleswiger Dänen seyn müßten, weil *ihr* Versehen der ganzen dänischen Nation

zur Last geleget würde. Seine Worte sind in Notis ad Saxonem S. 10. diese: „* Hier lieset man, daß „der Schleswiger Versehen, da zween wider einen „einzigen fochten, der ganzen dänischen Nation zum „Schimpf und zur Schande gerechnet wurde. Dem„nach läßt sich hieraus sicher schlüßen, daß man die „Schleswiger müsse für Dänen gehalten haben. Ich „merke dieses wider die Meynung einiger Leute an, „welche die Gränzen des dänischen Reiches, unge„rechter Weise überschreiten, und Holstein (Schles„wig) zu Deutschland rechnen, welches sich doch Dä„nemark mit dem größten Rechte anmaßet. Denn, „warum hätte er sonst gesaget: die Schleswiger?„ Eben so waren die Engländer, oder Angelboer, welche im fünften Jahrhunderte mit ihren Nachbarn, den Sachsen, einen glücklichen Heerzug nach Britannien thaten, und das Land mit ihrem Namen benenneten, nichts anders als Cimbrer, und nicht, wie man insgemein meynet, ihre bloße Nachbarn oder Bundesgenossen, die da dänisch, und besonders cimbrisch redeten. Dieses erhellet, nach meinem Bedünken, aus den häufigen dänischen Worten, welche sich in der englischen Sprache finden. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß die Dänen, welche England vierhun-

dert

* Hic etiam audies, Slesuicensium delictum, quo contra vnum et solum duo dimicarunt, Danicae gentis conuitio ludibrioque adscribi. Quare Slesuicenses Danos olim habitos esse, hinc firmiter colligas. Quod annoto contra quorundam opinionem, qui regni Danici terminos, citra quam par est, migrant, Holsatos (Slesvicenses) Germaniae adscribentes, quod iure meritissimo prius Dania vendicauit. Nam quorsum alioqui Slesuicensium dixisset?

dert Jahre hernach mit Krieg überzogen, und einen König aus ihrem Geschlechte auf den englischen Thron setzeten, viele dänische Worte unter diese Mundart gemischet haben; allein, ich glaube, daß die cimbrische, im Lande Angeln übliche Mundart, schon im ersten Heerzuge, unter Hengistes und Horstes Anführung nach Britannien gekommen sey, und daß zugleich hieraus erhelle, wie diese Sprache damals eigentlich sey beschaffen gewesen. Ich will zum Exempel nur einige Worte anführen, welche mir itzo beyfallen, und theils cimbrischen Ursprung haben, theils von den Engländern auf cimbrische, d. i. auf eine etwas rauhe, und zärtlichen Ohren harte Art, ausgesprochen werden. Dergleichen sind Beast, Belli, Bolster, Bow, Bull, Clow, Cow, Crawl, Drown, Fork, Gap, Glow, Gnaw, Grow, Our, Mani, Want, und andere. Jedoch ich habe nicht nöthig, mich länger bey ungewissen und dunklen Zeiten aufzuhalten. Herzog Canutus, König Erichs, des gütigen, oder Eyegoods, Sohn, bekam dieses Land von seines Vaters Bruder, Nikolaus, als ein Lehen, und wurde also der erste eigentliche Herzog in Schleswig. Er war zugleich König der Obotriten, und erhielt vom Kaiser Lotharius den Titel eines Königes der Vandalen: allein, er trug dennoch Schleswig von Dänemark zu Lehen. Er richtete den Staat nach den dänischen Gesetzen ein, und bekam daher den dänischen Zunamen **Laward**, d. i. ein Bewahrer der Gesetze, weil er ungemein auf Recht und Billigkeit sahe, und die allgemeine Ruhe, besonders durch Verfolgung der Räuber, beförderte, welche damals die Wälder besetzt,

hatten,

hatten, und die Straßen unsicher machten. Sein Enkel, **Waldemar** II, gab im Jahre 1240 seinen Unterthanen ein Gesetz, welches sie mit den nördlichen Cimbrern gemein haben sollten, nicht in deutscher, sondern in dänischer Sprache. Dieses Gesetz heißt heut zu Tage das jütische Gesetz, und wurde etliche Jahrhunderte durch nicht anders, als dänisch, gelesen. So kann auch nicht geläugnet werden, daß man von dem **Urnehoveds Landsting**, oder dem schleswigischen Landgerichte, so wie von dem Gerichte zu Wiburg im nordlichen Cimbrien, an den **Dannehof**, oder den dänischen Reichsrath zu appelliren pflegte. Dieses war eine der vornehmsten Bedingungen, unter welchen König, Christoph I, seines Bruders Abels Sohn, dem Herzoge Waldemar, im Jahre 1254 dieses Land, zu Koldingen, als sein Lehn überließ. Er mußte nämlich angeloben, daß alle Streitsachen, welche in dem Gerichte **Urnehoveds Ting** nicht könnten ausgemachet werden, wie bisher vor den dänischen Reichsrath kommen sollten, von welchem der Herzog, als ein königlicher Vasall, selbst ein Beysitzer war. Man sehe **Ar. Hvitfeld** Tom. I. p. 241. Bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, oder die Zeit des **Blasius Ekenbergs**, hatten die Schleswiger nicht einmal eine völlig deutsche Uebersetzung dieses jütischen Gesetzes, und diejenige, welche sie gegenwärtig haben, ist von dänischen juristischen Worten überall voll. In dem Archive zu Flensburg wird das uralte Gesetzbuch dieser Stadt, sehr zierlich auf Pergament geschrieben, und mit silbernen Buckeln beschlagen, aufbewahret. Dieses Buch ist nicht deutsch, sondern dänisch geschrieben,

ben, und zeiget deutlich an, was die Flensburger ehehin für eine Sprache geredet haben. Denn, es fängt z. E. an: Her byrias Bymens Skraa af Flensborg. Man sehe des Herrn Ernst Joachim von Westphalen gelehrte und weitläuftige Vorrede zu dem Tom. III. Monument. Rer. Cimbric. S. 91. in den Anmerkungen, lit. d. Bey diesem allen bleibt kein Zweifel übrig, daß sich das südliche und das nördliche Cimbrien des dänischen Rechtes, und der dänischen Sprache bedienet habe. Dieses war einer der vornehmsten Gründe, auf welche sich König Erich, aus Pommern, in der Streitigkeit gründete, welche die Holsteiner wegen der Lehensverbindung des Herzogthums Schleswig erregten. So steht auch beym Hvitfeld, Tom. I. p. 682. ein öffentliches Zeugniß, welches am Lorenzentage 1421 vom Herzogthume Schleswig, von vier jütländischen Bischöfen, zehen Aebten, und den Obrigkeiten der meisten Städte im nördlichen und südlichen Cimbrien abgefasset wurde, und woraus erhellet, daß das südliche Cimbrien von allen Zeiten her eine dänische Provinz gewesen sey, dänische Gesetze gehabt, dänische Freyheiten genossen, und, was das meiste ist, dänisch gesprochen habe.

II.

Nun ist noch die andere Hauptfrage übrig, nämlich, wenn und bey was für Gelegenheit die fremde, oder deutsche Sprache, hier zu Lande eingeführet, und üblich geworden ist? Ich antworte hierauf; dieses haben theils die Landesherren, theils die Landesstände, besonders aber die Edelleute und die Cle-

risey

risey gethan, die sich schon seit einigen Jahrhunderten alle Mühe darum gegeben haben; und es ist zu wundern, daß es hiemit noch nicht weiter gekommen ist, als wir wirklich sehen.

Da das südliche Cimbrien, wie jedermann weiß, lange ein Zankapfel gewesen ist, der zu mancherley Streitigkeiten und vielen Blutbädern und Niederlagen Gelegenheit gegeben hat; so ist allerdings merkwürdig, daß drey sowohl wegen ihrer Klugheit, als wegen ihrer großen Thaten berühmte Regenten, als König Waldemar, der siegreiche, Königinn Margaretha, und König Christian III. so vieles Unheil veranlasset haben. Es ist dieses ein deutlicher Beweis der menschlichen Gebrechlichkeit und unvollkommenen Klugheit, weil sie hierinnen den größten Staatsfehler begangen, und dieses Land vom Königreiche Dänemark getrennet haben.

Vom Könige Waldemar ist bekannt, daß er Dänemark unter seine Söhne in vier Theile getheilet hat. Denn, Erich wurde König, Herzog Canutus bekam Halland und Bleckingen, Herzog Christoph Laland und Falstern, und Herzog Abel das südliche Cimbrien. Von dieser Zeit an kann man in der That sagen, daß dieses Land seine Regierung und Sprache verändert habe. Abel wollte seinen ältern Bruder und König nicht für seinen Lehnsherrn erkennen, und schlug sich zu der kaiserlichen, oder gibellinischen Partey, wo er mit den hanseatischen, holsteinischen, bremischen, brandenburgischen und sächsischen Städten in ein Bündniß trat. Dagegen hielt es sein Bruder, der König, mit den Gvelphen, und hatte die mecklenburgischen

schen und lüneburgischen Herzoge zu Bundesgenossen. Ob nun gleich Abel endlich nachgeben, und den König für seinen Herrn erkennen mußte, so hielt er es doch, nebst seinen Söhnen, beständig mit den Grafen in Holstein, und dem deutschen Kaiser, und lebte nach den Reichsgesetzen. Mit den Grafen war er verwandt, und in den deutschen Gesetzen hoffte er eher, als in den dänischen, eine Gelegenheit zu finden, sich sein Lehen erblich zu machen. Es wurde zwar Waldemar, Abels Sohn, nach seines Vaters unglücklichem, aber wohlverdientem Ende, gezwungen, daß er Schleswig im Jahre 1254. von seinem Vetter, dem Könige Christoph, durch die gewöhnliche Uebergebung der Fahne, zu Koldingen als ein Lehen empfangen, und angeloben mußte, den Reichsrath, Danneboff genannt, für das höchste Gericht in seinem Herzogthume zu verehren. Allein, da er bald wieder starb, so gieng auch die alte Streitigkeit wieder an, und die Herzoge in Holstein brachten den neuen Herzog in Schleswich, Erich, den sie mit ihrer Macht unterstützeten, auf, und behaupteten, er stünde nicht unter den dänischen Gesetzen, sondern besäße sein Land vermöge des Erbrechtes, und als oberster Landesherr. Dieses glücklich zu behaupten, zeigte sich die bequeme Gelegenheit, daß sie sich der meisten deutschen Fürsten Hülfe zu getrösten hatten, die Dänen aber in schlechten Umständen sahen. Denn, es wurde aus Unbedachtsamkeit der Königinn Margaretha Sambiria in dem Felde Lo-Heede eine Schlacht geliefert, die dänische Armee geschlagen, und der noch sehr junge König, Erich Glipping, nebst seiner Mutter, als seiner

Vormünderinn, gefangen, und nach Segeberg und Hamburg, welches gräflich holsteinische Städte waren, gebracht. Hier wurden ihnen ganz unerträgliche Bedingungen vorgeschrieben, und unter andern auch, daß künftighin die Herzoge von Schleswich, ohne jemandes Widerrede, nach deutschem Rechte leben sollten. Diese und andere nach einander entstandene Zwistigkeiten huben mit der Zeit die Vertraulichkeit auf, welche bisher die Fürsten des südlichen Cimbriens, so wohl als ihre Unterthanen, aus Landsmannschaft, mit den Dänen gepflogen hatten. Sie wurden von ihnen einmal über das andere mit Krieg überzogen, und verloren also die Liebe zu ihrer Muttersprache. Alle Hoffnung wurde auf die benachbarten deutschen Fürsten gesetzet; es wurden mit ihnen Bündnisse uud Verschwägerungen gemacht; es wurden ihre Gesetze, Sitten und Künste eingeführet. Das jütische Gesetz, welches König Waldemar gegeben hatte, behielt zwar das Ansehen, welches es noch itzo hat: allein, als Flensburg, Ecklenfoerd, Appenrade, Tundern, und andere Handelsstädte mit der Zeit Stadtrecht bekamen, so nahmen sie lübeckische, und andere ausländische Rechte an. Dieß geschahe besonders deswegen, weil das alte Gesetz zu kurz war, und viele ungewöhnliche Fälle, welche bey anwachsendem Handel vorkamen, zeigten, daß das alte Gesetz mangelhaft, und in den damaligen Zeiten unbrauchbar wäre. Da also die Noth neue Zusätze erforderte, so verdroß es sie, solche von den Dänen zu borgen, oder in der dänischen Sprache abzufassen, weil dieselbe bey dieser Gelegenheit angefangen hatte, unbrauchbar zu werden.

Da

Da die dänische Sprache dermaßen auf dem Sturze stand, so verfiel sie durch eine Begebenheit, aus welcher man gerade das Gegentheil hoffen konnte, völlig. Nämlich, es verstarb im Jahre 1385. Herzog Heinrich ohne Erben, und das Land fiel also unstreitig an den noch sehr jungen König Olaus, oder vielmehr an dessen Mutter, die Königinn Margaretha, welche als Vormünderinn regierte. Niemand hätte damals das, was wirklich geschahe, vermuthen sollen, nämlich daß das Herzogthum Schleswig vom Königreiche Dänemark mehr, als zuvor getrennet, oder wenigstens die Sprache stärker als bisher, in Verfall gerathen sollte. Allein, wie niemand zu allen Zeiten vorsichtig genug ist, so besorgte die Königinn Margaretha, welche sonst hitzig genug war, einmal nichts Böses, und trug kein Bedenken, den Grafen von Holstein das Herzogthum Schleswig anzubiethen, ja gar mit Bitten zu Lehen aufzutragen. Hieher kam, was ich hier sonderlich brauche, daß die holsteinischen und schleswigischen Edelleute, welche bisher zween unterschiedene Körper ausgemachet hatten, sich in einen begaben, sich durch Schwäger- und Verwandtschaften genauer als je zuvor, mit einander verbanden, einerley Sprache, Sitten, und gemeines Beste annahmen, in den Landtägen und Landgerichten, wozu so wohl der Adel, als die Vorsteher der Städte und der Geistlichkeit, von Hamburg an, bis an die koldinger Brücke, zusammen kamen, in einerley Sprache sich über das gemeine Beste berathschlageten, und also immer näher und näher zusammen traten. War also die dänische Sprache bisher nicht sonderlich geachtet worden, so

wurde sie nunmehr in öffentlichen Angelegenheiten bey nahe gar vergessen. Sie wurde zwar noch hie und da auf dem Lande in den untern Gerichten, den Bauern zu Liebe beybehalten: allein, da sie sich nicht weiter erstreckte, so lernte fast niemand mehr dänisch schreiben, sondern es wandte sich alles auf die deutsche Seite. Hiebey wurde es gelassen, und immer weiter und weiter getrieben, auch damals, als Schleswig im Jahre 1459. nach Herzog Adolphs Tode vn das Königreich Dänemark fiel, und vom Könige Christian I, Friedrich den I, und von dessen Sohne, Christian III, seinen zweyen Söhnen, Friedrich und Johann nach seinem größten und vornehmsten Theile zu Lehen gegeben wurde.

Ich habe oben gesagt, daß die Geistlichkeit nicht weniger als andere Stände, wie ehehin, so noch heut zu Tage, vieles zur Vertilgung der dänischen Sprache beygetragen habe. Denn, nachdem die öffentlichen Angelegenheiten deutsch abgehandelt, die Bischöfe aus dem holsteinischen Adel erwählet wurden, und der Bischof von Schleswig sich, bey der bald erfolgten Kirchenreinigung, von der Verbindung und Oberherrschaft des Erzbischofs zu Lunden, und der Gewalt der dänischen Kirchenversammlungen, losmachte, so wurden meistens deutsche zu Predigern ernennet. Besonders geschahe dieses um die Zeiten der Reformation, da die evangelischen Prediger hier zu Lande selten waren, und man öfters die Leute aus den Schulen hinweg, und aus öffentlichen Aemtern zu Predigern nahm. Damals verschrieb man aus Magdeburg und Wittenberg viele deutsche Studenten, ohne darauf zu sehen, daß ihnen

nen die Sprache unbekannt war. Inzwischen wurde doch noch in den meisten Orten der Gottesdienst in dänischer Sprache gehalten. Allein, mit der Zeit wurde es den Predigern, die in Deutschland studieret hatten, zu schwer, dänisch zu predigen, und sie versuchten ihrer Bequemlichkeit wegen, auch auf dem Lande und an solchen Orten, wo das Bauernvolk kaum eine oder zwo deutsche Redensarten versteht, ihre Predigten deutsch zu halten. Anfänglich hielt man an einigen Orten allezeit die vierte, ferner die andere, und endlich alle und jede Predigten deutsch. Es hätte dieses freylich nicht geschehen können, wenn nicht die obersten Geistlichen, oder so genannte Generalsuperintendenten, als Deutsche, mit den Predigern übereingestimmet hätten. Allein, da diese bey Besuchung der Kirchen, wegen ihrer Unerfahrenheit in der Sprache, meistens nichts ausrichteten, so suchten sie ihre Muttersprache, einzuführen, ob sie gleich dem Pöbel unbekannt war. In dieser Absicht halte ich es dem Generalsuperintendenten, D. Stephan Cloz, für einen großen Fehler, daß er in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, mit des Volkes größtem Verdruß und Widerwillen, den Geistlichen zur heimlichen Freude die dänische Sprache völlig abschaffete, und dagegen in allen Kirchspielen des Landes Angeln, die nach Flensburg gehöreten, die deutsche einführen ließ. Es redet hier jeder Bauer mit den Seinigen zu Hause dänisch, und höret doch niemals eine dänische Predigt. Eben dieser höchstschädliche Anschlag würde in dem weitläuftigen Amte Tondern, wie auch in Brönlund, oder Appenrade, längstens ausgeführet worden seyn,

ungeachtet die deutsche Sprache allda noch unbekannter, als in Angeln ist, wenn alles so von statten gegangen wäre, wie es der gottorpische Hof im Vorschlage hatte. Denn, es pflegte der sel. Probst Koch zu sagen, der Herzog Friedrich, welcher im polnischen Kriege umkam, hätte beschlossen gehabt, so bald er glücklich zurück käme, und alle Streitigkeiten beygeleget hätte, die dänische Sprache aus allen in seinem Lande befindlichen Pfarren und Kirchen gänzlich auszurotten.

Es läßt sich leichtlich aus dem bisher abgehandelten schlüssen, daß die Ueberbleibsale der alten Landessprache, welche man noch unter dem geringsten Pöbel dieser Provinz findet, nicht allzurein und zierlich sind. Denn, da nicht im geringsten auf ihre Schönheit gesehen wird, so läßt sich das, was Casp. Dankwerth insbesondere von der flensburgischen Mundart gedenkt, überhaupt von der Sprache in allen schleswigischen Städten sagen. Er spricht S. 150. Ob wohl die meisten Bürger die deutsche Sprache verstehen, und auch zu reden wissen, gestaltsam in den vornehmsten Kirchen zu St. Marien und St. Nicolai hochdeutsch geprediget wird: so redet doch das gemeine Volk und das Gesinde in den Häusern gemeiniglich dänisch, dann auch die ganze herum belegene Gegend sich der dänischen Sprache gebrauchet. Es ist aber der Flensburger Deutsch und Dänisch eins so gut als das andere, diejenigen Personen ausgenommen, die studiret oder gereiset haben. Mit diesem stimmet Olaus Borrichius in dissertatione de cau-

fis

sis diuersitatis linguarum überein, wo er spricht: „Unsere Flensburger reden nicht recht deutsch, und „nicht recht dänisch, ihre Sprache kömmt mit keiner „von diesen beyden überein, weil sie von allen bey„den etwas hat. Man kann dieses überall sehen, „wo die Gränze zwischen zweyen Völkern ist.„ Auf gleiche Weise finde ich, daß Christiern Petri in seiner Uebersetzung der Psalmen Davids, die zu Antwerpen im Jahre 1531. herauskamen, seine Leser in der Vorrede warnet, sich vor der flensburgischen, als einer groben Mundart zu hüten. Vielleicht hat er durch diese Worte seiner Uebersetzung einen Vorzug, von der ältern Uebersetzung des Peter Vormords, zuwege bringen wollen.

Um ein geringes Beyspiel von der Mundart dieses Herzogthumes zu geben, will ich ein alphabetisches Verzeichniß lauter solcher Worte anhängen, die nur in dem südlichen Cimbrien gebräuchlich, in den übrigen dänischen Provinzen aber, meines Wissens, unbekannt sind. Es sind einige derselben halb deutsch, andere uralt dänisch, itzo aber ungebräuchlich, andere sind dem Tone nach zwar noch üblich, haben aber hier eine ganz andere Bedeutung, als in andern Provinzen. Dergleichen Worte sind

Baater, eine Art schlechter Butter, welche aus Buttermilch gemachet, und einigermaßen dem Käse ähnlich ist.
Bet, weiter.
Beimand, ein Bettler.
Bislau, Fensterläden.

Blee, ein Leilach, hier ist es von den Windeln gebräuchlich, worein man die Kinder einwickelt, als Barneblee.
Boel, ein Bauernhof, ist ohne Zweifel aus Bolig die Wohnung, zusammen gezogen.
Brygge, eine Butterbemme.
at Broe, oder Soelbroe, die Kleider sönnen.
Doen, der Gestank.
Donnek, der Donner; daher kömmt: der donneker, es donnert.
Dug, das Tuch, Näsedug, das Schnupftuch, Halsdug, Halstuch.
Due, eintunken; daher kömmt Duels, eine Tunke.
Dorens, das Zimmer, so nächst an der Hausthüre ist.
Dräte, träge faul.
Faaen, ein aus Speisen bestehendes Hochzeitgeschenke; at baere faaen.
Fenne, eine mit Gräben umgebene Wiese.
Fäaekyndig, einfältig, ungelehrt.
Framgulv, Vorsaal, gleichsam det fremmerse Gulv.
Foerhemmet, ein Kamisol, Brustlatz.
Fürstuet, Viereckigt.
Grydsteeg, Rindfleisch, zu bewundern ist, daß die Dänen von den Deutschen das Wort Grossen Brad, welches von Grapen, einer Pfanne, und Braten herkömmt, geborget, die Schleswiger aber ihr Grydsteeg behalten haben.
Gaard, ein Garten, schwedisch Traegaaran; Gaard heißt auch ein Zaun.
Gielm, stürmisches Wetter.

at

at Hede, Bier brauen, jeg hedte en Tonde Oll, ich habe eine Tonne Bier gebrauet.
Helle Ting, die Rose, eine Krankheit, vom holländischen: dat hillige Ding.
Hauslos, der alles durchgebracht hat.
Hansbaer, Johannesbeer.
Hylle, eine Mütze, die in dem nordlichen Cimbrien Lue heißt.
Haandklaeder, Handschuhe.
Henlet, einfältig, schlecht, so so.
Hielm, ein auf Säulen stehendes, und etwas von der Erde erhöhetes Kornbehältniß, wohin kein Ungeziefer kommen soll.
Hoyem, das Hauptbret am Bette, Hauptküssen.
Hvase, ein gepflasterter, und mit Gräben umgebener Weg.
Ispser, der Deckel auf dem Butterfasse, der die Oeffnung verschließt, welche der Stämpfel machet.
Isterbaand, eine Wurst, Bratwurst.
Jamling, vor einem Jahre, i dag jamling, heute vor einem Jahre.
Jonsen, kurz zuvor.
Kiaert, ein Leuchter, Kous, das Gewölbe.
Kroven, zornig, ungestüm.
Kost, die Hochzeit.
Kotlif, ein Unterhemde.
Klecke, genug seyn, ertheilen, der er ingen Forkleck i, es ist nicht genug.
Karm, eine Kutsche.
Kaad, eine Bauerhütte, das Gegentheil von Boel, ein Bauerhof.
Klov, das innerste des Hauses.

at Kritte, mit dem Schubkarren fahren, Kritbaare, eine Schubkarre.
Landser, der das Feld bauet, ein Miethbauer.
Lev, das Brodt, ein Brodtkuche. Rug-Lev, Rockenbrodt, Hvede-Lev, Weizenbrodt.
at Live, junge Schweine verschneiden.
at Lutre, Branntewein läutern.
Laer, eine Stufe, Treppe.
Mostbond, eine Leberwurst.
Mule, Brodt, mit Fett geschmiert.
at Mude, mit Geld bestechen, das Geschenk, womit der Richter bestochen wird, heißt auch Mude.
Mon, heißt jedes Geräthe, et Mon i Huset, Hausgeräthe.
Oe, ein Schaf.
Ove, schreyen, in der vergangenen Zeit: jeg oyte, ich habe geschrien.
Pisel, ein Saal, Tafelzimmer.
at Prigle, Strümpfe stricken.
Renden, eine gewisse Zeit im Märzen, die bequem zum Bierbrauen ist.
Ray, hurtig, geschwinde.
Rompling, ein Stier, oder zweyjähriges Kalb.
Roule, Rockenbrodt.
Skaadskrim, ein Kästchen.
en Synter, eine Woche.
Spincke, ein Sperling.
Syre, Sauerteig.
Satt, satt.
Sammet, Seide.
at Snippe Lyset, das Licht putzen.
Sovens, das Lager.

Spul-

Spulten, ein aus zerspaltenen Pfälen oder Ruthen bestehender Zaun.
Spay, eine Brühe.
Stap, ein Melkfaß.
Strog, ein Fiedelbogen.
Stammel, ein großer hölzerner Leuchter, welcher auf den Bauergütern mitten in der Stube steht, daß die Mägde darum sitzen, und spinnen, oder andere Arbeiten verrichten können.
Staut, der sich reinlich ankleidet.
Tikort, Scherze zum Zeitvertreib.
Tiin, ein Wassereymer, kleines Waschbecken.
Tadder, Heydekorn.
Vaerren, gesund und stark, reich, einer der sich wehren kann.
Vampes, ein Weibesunterhemd.
Varp, ein wollener Faden, der bey Verfertigung des groben Tuches in den Eintracht kömmt.
Vinnecke, ein klärerer Faden von eben dieser Art.
Veus, eine Hornisse.
Unden, Mittagsmahlzeit.
Yngling, ein jähriges Schwein.

Noch etwas, welches merkwürdig ist, will ich bey dieser Gelegenheit erinnern; und dieß ist folgendes. Unter den Unterscheidungszeichen, welche die dänische Sprache hauptsächlich von der deutschen unterscheiden, ist dieses eines der vornehmsten, daß die Deutschen das Geschlechtswort vorsetzen, und das Haus der Mann, die Frau sagen, die Dänen aber dasselbe den Worten anhängen, als Landet, Manden, Konen. Hieraus allein erhellet schon, wie weit die deutsche Spra-

Sprache, als eine Seuche in Dänemark um sich gegriffen habe. Denn, die südlichen Cimbrer, oder Schleswiger, als die nächsten Nachbarn von Deutschland, ahmen längstens der deutschen Sprache nach, setzen das Geschlechtswort vor, und sprechen nicht: **Manden**, **Landet**, sondern ae **Mand**, ae **Land** u. s. w. Dieses Wörtchen ae ist nicht nur in dem südlichen Cimbrien, sondern auch in dem größten Theile des benachbarten nordlichen, fast bis nach Scanderburg, gebräuchlich. Denn, hier geht die alte dänische Sprache wieder an, so daß man ordentlich **Manden**, **Landet**, u. s. w. saget. Die Beschreibung von dem Ursprunge und den Gränzen dieses Unterschiedes will ich, als eine Aufgabe, die eine weitere Rettung verdienet, andern Liebhabern unserer Muttersprache und Alterthümer überlassen.



* *

II.

Charakter der Großmuth,

aus einem

Briefe des Herrn Costars an den Staatsminister Fucket.

In der Sammlung der Briefe des Richelet. T. II. p. 53.

Gnädiger Herr,

Da sie von mir eine aufrichtige Schilderung des Großmüthigen verlangen, so sollten sie sich die Mühe nehmen, und mir die Nachrichten von dem, was in ihrem Herzen vorgeht, mittheilen. Ich würde in demselben eine lebendige und fruchtbare Quelle großer und edelmüthiger Handlungen, die sie täglich gefunden, ausführen, und daraus die seltenen und merkwürdigen Kenntnisse geschöpfet haben, die ich in meinen Büchern vergeblich suche. Allein dieses ist eine Hülfe, gnädiger Herr, die ich von ihnen nicht hoffen darf. Denn nach dem Aristoteles, erfordert die Wohlanständigkeit von einem Großmüthigen, der sonst vollkommen aufrichtig ist, daß, wenn er gezwungen ist, von sich zu reden, er sey von was für einem Stande von welchem er wolle, er sich einer Verstellung und der Art von Spötterey bediene, die man sonst den Günstling des Sokrates nennet. Ich muß mich also bemühen, ihrem Befehle

fehle zu folgen, ohne diesen Vortheil von ihnen zu erwarten, und ohne sie noch länger aufzuhalten. Das Wort Genereux kömmt aus dem Lateinischen her, und bedeutet einen Edelmann, oder nach dem Buchstaben, einen Menschen, der einen Stamm und eine Familie hat, woher er entsprungen ist; gerade als wenn andere Leute deswegen sich selbst gemacht hätten, und nicht auch mit Ahnen versehen wären: ob sie gleich keine aufweisen können, die ihr Leben merkwürdig gemacht, und die Welt mit dem Ruhme ihres Namens angefüllet haben. Bey den Spaniern ist es eben so: ein gemeiner Mann, ein Unedler hat keinen Vater, nur dem Edlen gebühret dieser Vorzug, und dieser nur hat das Recht die Würde eines Hidalgo zu bekleiden. Die Großmuth ist also auf diese Art nichts anders, als der Adel der Seele, und dieser Adel ist nichts anders als ihre Größe; nur muß sie regelmäßig abgemessen, und wohl eingerichtet seyn. Denn die Riesen sind nicht weniger Misgeburten als die Zwerge, und man hat sie für Kinder der Erde und nicht des Himmels gehalten.

Demnach nimmt die Größe der Seele allein die Vernunft zum Maaßstabe, so wie sich die Größe der Könige nach dem Ausspruche eines Alten die Gerechtigkeit dazu nimmt, und wenn es wahr ist, daß die Tugend eine Vollkommenheit des Verstandes ist, so ist auch die Großmuth eine Vollkommenheit der Tugend, und sie machet alle übrigen herrlicher und erhabner.

Der Name eines Großmüthigen gebühret also dem, der die Vernunft in einem unumschränkten Grade besitzt. Diese unabhängige Herrschaft läßt sich aber durch

durch nichts erlangen, als durch den vollkommenen Sieg über diejenigen Leidenschaften, welche die Herrschsüchtigsten, mächtigsten und vermögendsten sind, uns derselben zu entsetzen, als: z. E. die Furcht vor dem Tode und die schmerzhaften Empfindungen. Daher folget nothwendig, daß der größte Muth und eine heldenmüthige Geduld die ersten und schönsten Zierrathen der Großmuth ausmachen.

Und nichts destoweniger nennen wir gewöhnlichermaaßen weder die Herzhaftigsten noch die Beständigsten großmüthig, sondern wir geben diesen prächtigen Titel niemanden, als denen Wohlthätern, welche die Freygebigkeit bis zu den äußersten Gränzen treiben, die sie von einer unüberlegten Verschwendung absondern; oder denen vollkommenen Freunden, die sich selbst zu vergessen und den Nutzen derer, die ihnen angenehm sind, ihrem eigenen vorzuziehen scheinen.

Und gewiß, die Ausschweifung der Liebe die jeder gegen sich selbst trägt, ist so aufrührisch, so widerspänstig, so schwer unter den Gehorsam zu bringen, daß sie der Ehre des Triumphs der Vernunft niemals mehr schuldig ist, als wenn diese die Ehre gehabt hat, sie zu übertreffen.

Nach diesem Grundsatze würde derjenige ein wahrhaftig Großmüthiger seyn, der so wie jener Sieger gesinnet ist, welcher alle seine Beute, die er von den Feinden erhalten, austheilete, und sich für seine Person nichts als das Vergnügen vorbehielt, dieselbe andern gegeben zu haben; oder wie jener große Prinz, der alle Tugendhaften seiner Zeit mit Wohlthaten überhäufte, indem er überzeugt war, daß alle sein Gold und

Silber mit viel grösserer Ehre und viel sicherer in ihren Händen, als in seiner Schatzkammer wäre; oder wie jener römische Kaiser, der diejenigen Tage für verloren hielt, die er, ohne der Dürftigkeit hülfliche Hand zu leisten, oder ohne treue Dienste zu belohnen, oder ohne die Verdienste einiger seltenen Männer zu verehren, zugebracht hatte.

Ist auf diese Art wohl jemals einer gewesen, gnädiger Herr, der weniger Zeit verdorben, und die geringsten Augenblicke besser anzuwenden gewußt hat, als Sie? Sie lassen nicht allein keine Gelegenheit aus der Hand, sondern sie, suchen sie noch darzu, sie rennen darnach, ja sie machen sie sich selbst. Es ist in unsern Tagen keine Tugend, die nicht das Glück gehabt hätte, bey ihnen Schutz und Beystand zu finden, wofern sie anders Herzhaftigkeit genug gehabt hat, sich öffentlich zu zeigen; und kurz, der Geizige kann nicht so begierig nach Reichthümern, der Wollüstige nicht so heftig auf seine Lustbarkeiten, der Ehrgeizige auf sein Glück nicht so erpicht seyn, als sie eifrig sind, ihre Gnade und Gunstbezeigungen, so oft sich Gelegenheit findet, auszubreiten. Denn sie sind lebhaft überzeugt, gnädiger Herr, daß die Grossen der Welt nichts besitzen, das der Vergnüglichkeit und dem Unbestande der Dinge nicht unterworfen wäre, und daß bey einer so erschreklichen Veränderung dieses das beste Mittel sey, einen beträchtlichen Theil ihrer Güter in Sicherheit zu bringen, wenn sie der Dürftigkeit tugendhafter Personen damit zu Hülfe kommen. Denn sogleich ändern dieselben ihre Natur, sie haben sich nicht mehr für der Unbeständigkeit der Zeit zu fürchten, sie werden dauerhaft und blei-

bend

ben unverändert, und überhaupt, desto größer sind sie, und desto weniger boshaftige Neider ziehen sie sich zu.

Doch ich merke, gnädiger Herr, daß ich mich ihrentwegen von meinem Vorwurfe allzuweit entferne, und daß ich mehr meine Neigung als ihre Neubegierde zu befriedigen suche. Verzeihen sie mir diese kleine Ausschweifung, ich bitte unterthänig darum, ich will mich in Zukunft besser beherrschen, und ich will mich bemühen, nie wieder in diesen Fehler zu gerathen. Um also da wieder anzufangen, wo ich es gelassen habe, so sind unsere Großmüthigen nichts anders, als Wohlthäter, die sich zum Troste des menschlichen Geschlechts gebohren zu seyn glauben, deren Geschenke keine Reizungen keine Lockspeisen, keine Fallstricke sind, die sie nicht ohne Absichten austheilen, um nur auszutheilen, und nicht wieder zu nehmen, und die durch die Betrachtung der Armuth ehrlicher Leute die Empfindung und das Andenken der Ihrigen zu Grunde richten. Ich setze diejenigen uneigennützigen Großmüthigen noch in eine viel höhere Classe, die, da sie einen von den gemeinen Irrthümern gereinigten Verstand besitzen, und die Tugend mit viel aufgeklärtern Augen ansehen, als der Pöbel, mehr Reizungen und mehr Schönheiten in einer heldenmüthigen Handlung der Gerechtigkeit finden, als in dem Besitze von Kron und Scepter.

Wenn Plutarch zwischen dem Lycurg und dem Numa einen Vergleich anstellet, so spricht er: „Es „ist eine schöne Sache, sich eines Königreichs durch „seine Gerechtigkeit, wie Numa theilhaftig zu ma„chen: das ist aber auch schön, die Gerechtigkeit ei„nem Königreiche vorzuziehen, so wie Lycurgus.„

Die ausnehmende Redlichkeit brachte dem erstern ein solches Ansehen zu wege, daß ihn die Römer zu ihrem Könige verlangten, und eben dieselbe erhob den Muth des andern so hoch, daß, da es ihn wenig Mühe gekostet hatte, den Thron zu besteigen, er lieber ein Kind auf denselben setzte, dem er nach dem Rechte der Geburt gehörete.

Dem ohngeachtet wird eine solche That wenig fremdes und wunderbares in ihren Augen haben, gnädiger Herr. Denn außer dem, daß dieselben in ihrer großen Seele eben diesen Grundsatz fühlen, der der Welt bisweilen Wunderwerke in dieser Art sehen läßt, so werden sie erwägen, daß Lycurg ein strenger Gesetzgeber war, der sich ganz besonders auf eine vollkommene Klugheit legete.

Was werden sie aber vom Ferdinand von Arragonien sagen, der zu unserer Väter Zeiten gelebet hat, und der in den Armen und dem Schooße des Glückes war erzogen worden, und bey dem man nicht wenig Verachtung der Hoheit und der Eitelkeiten antraf. Nach Absterben des Königs, seines Bruders, konnten sich die Einwohner Arragoniens nicht entschließen, das Ansehen eines jungen Kindes zu erkennen, das er ihnen nachgelassen hatte. Sie boten ihm also die Krone an, sie zwangen ihn dieselbe anzunehmen, und da sie abschlägliche Antwort erhielten, beriefen sie an einem bestimmten Tage die Stände zusammen. Ferdinand fand sich sowohl als die andern daselbst ein. Er hatte seinen kleinen Bruders Sohn unter dem Mantel, und hatte ihn mit allen Zeichen und Zierrathen eines Königes bekleidet. Da er sahe, daß alle Stände einstimmig auf dem Sprunge waren,

ihn

ihn zu ihrem Könige zu wählen, stund er von seiner Stelle auf, und zeigte der ganzen Versammlung diesen kleinen Prinz. Meine Herren sagte er: hier ist ihr König, und sie werden sich dem Gehorsam unmöglich entziehen können, den sie ihm schuldig sind, ohne die Heiligkeit der Gesetze zu entheiligen, die doch die Stützen des Staats sind. Folgen sie mir also in allem nach, woferne sie nicht die gerechten Strafen auf ihre Häupter laden wollen, die aufrührische Unterthanen verdienen.

Kaum hatte er dieses gesagt, so trug er seinen Bruders Sohn auf den Königl. Thron, der sich daselbst befand, er bezeigte ihm seine Ehrerbiethung, er leistete ihm den Eid der Treue, und zwang auf diese Art alle vornehme Ministers und obrigkeitliche Personen, diesem jungen Prinzen zu huldigen. Dis ist noch mehr, gnädiger Herr. Obgleich die barbarischen Länder sehr unfruchtbar an großen Exempeln einer besondern Mäßigung sind, so hat doch das letztere Jahrhundert ein sehr erhabenes Beyspiel hervorgebracht, das wir allen denenjenigen entgegen setzen können, die uns aus dem unvergänglichsten Alterthume bekannt sind. Acosta erzählet, daß ein tapferer Mexicaner seinem Herrn das ganze Königreich Mexico weggenommen, und daß er seine Gränzen auf mehr als 300 Meilen über dieses Land hinaus gesetzt habe; der König war im Begriffe zu sterben, ohne einen andern Erben, als ein kleines Kind in der Wiege, zu hinterlassen. Seine Völker vereinigten sich, den Tlacälec (dieses war der Name des Eroberers) inständig zu bitten, sich der königlichen Würde zu bemächtigen, und den rechtmäßigen Thronfolger von der Regierung auszuschließen; weil sie sein

Unvermögen sahen, sie zu regieren und zu beschützen. Aber dieser große Geist verwarf ihre Bitten mit einer edlen Großmuth, und wendete alles Ansehen und alle Macht, die er sich erworben hatte, darzu an, daß er den Sohn seines Königs vertheidigte.

Hier sehen sie einen Weisen ohne Regeln und Vorschriften, ohne Wissenschaft und Unterricht, der nichts als dem Lichte seiner gesunden Vernunft gefolget ist; der keine Anweisungen gehöret hat, als diejenigen, die ihm sein Herz und seine Empfindungen gegeben hatten; und kurz, dessen Tugend bloß von der Natur gebildet worden, die sich zuweilen aus Eifersucht gegen die Kunst erzürnet, und sie nicht würdiget, sie zum Gefährten ihrer Arbeit anzunehmen, um die Ehre nicht mit ihr theilen zu dürfen, und da sie ihre Hülfe verwirft, aus eigenen Kräften vollkommene Stücke hervorbringt.

Unsere französische Geschichte redet mit Ruhme von dem tapfern Herrn von Coucy, der, da er sich selbst zu einer strengen Gerechtigkeit geworden, und sein Urtheil durch seine Eigenliebe nicht verfälschen ließ, den Degen eines Connetabels nach dem Tode Bertrands von Guesclin ausschlug, und Carl dem sechsten rieth, ihn dem Olivier von Clissons zu ertheilen, und zur Zeit Francisci des ersten konnte sich Friedrich, der Herzog von Sachsen, aller Stimmen des Churfürstl. Collegii versichern, allein er wandte diese Gunst zu nichts an, als Carln dem fünften auf den Thron zu verhelfen, den er für viel fähiger hielt, die Würde eines Kaisers zu behaupten; und die Ruhe von Deutschland zu erhalten. Dem ohngeachtet war weder der französische Herr, noch der deutsche

Prinz, von der Gattung der Helden, die ich erwähnet habe. Der erstere war weiter nichts als bescheiden, obgleich in der That diese Bescheidenheit eines unsterblichen Lobes würdig ist; und der andere war nichts als klug, und konnte auch keinen höhern Ruhm verlangen. Denn es ist gewiß, daß ein mächtiges Kriegesheer dieses jungen Siegers bereit stund, ohne auf ihn loszugehen, wenn er so ehrgeizig gewesen wäre, die Krone anzunehmen, und wenn der betrügerische Glanz der Ehre, die man ihm anboth, ihm die Augen verblendet und verhindert hätte, die unvermeidliche Gefahr zu erkennen, die ihm drohete. Und in der That, es ist so gewiß, daß die Ablehnung großer Ehrenstellen nicht allezeit den Namen einer großmüthigen Handlung verdienet, daß sie nicht selten zur Niederträchtigkeit und Furchtsamkeit wird. Denn da Cölestin der V, die päbstliche Würde niederlegte, um sie dem Cardinal Benedict von Anagnia in die Hände zu spielen, dessen Hochmuth und Ehrgeiz ihm bekannt war, so beschuldigten ihn diejenigen, die von dergleichen Sachen recht zu urtheilen wußten, einer Zaghaftigkeit, und der Dichter Dantes machte sich kein Bedenken, ihn unter die Verdammten in seiner Hölle zu zählen, und frey von ihm zu sagen.

- - Vidi l'ombra di colui
Che fece per Voltà tal gran rifiuto.

Man muß hierbey die Mittelstraße in acht nehmen, die wir bey dem Renaud von Tasse sehen wollen, da er mit diesen Worten an seinen Bruder Gottfried schreibt: „Ich habe eine stärkere Begierde,

„die obersten Ehrenstellen zu verdienen, als zu be„sitzen, und wenn ich nur durch meine Verdienste „über andere erhoben bin, so bekümmere ich mich „wenig, es durch Stand und Titel zu seyn, und ich „halte mich nicht für berechtiget, die Höhe der Thro„nen zu beneiden. Wenn ihr mich aber zu Ehren„stellen rufet, und urtheilet, daß mir dieselben recht„mäßiger Weise gehören, so werde ich mich nicht „weigern, dieselben anzunehmen. Und ich erfreue „mich von dem, was ich werth bin, durch die an„genehmen Merkmaale versichert zu werden, die sie „mir von ihrer Achtung zu geben belieben.„ Sollte man nicht fast behaupten, daß dieser junge Prinz eben so wohl ein Schüler des Aristoteles wäre, als Alexander? und stimmen diese Worte nicht vollkommen mit den Lehren, dieses Philosophen überein, der da behauptet: „Daß sich ein Großmüthiger nur „mäßig an erhabenen Ehrenstellen belustige, wenn „sie ihm gleich durch Tugendhafte angetragen wer„den, weil er sie als Güter ansieht, die ihm zuge„hören, und die man ihm nicht ohne Unrecht vorent„halten kann. Sie werden ihm niedrig und gering „vorkommen; da er selbst erhaben ist, er wird sie „noch weit unter sich sehen, und er nimmt sie aus „keiner andern Ursache an, als weil die Menschen „nichts größeres haben, womit sie ihn belohnen „können.„

Erinnern sie sich an die Ernsthaftigkeit des Piso, gnädiger Herr, da ihm Galba kund machte, daß er ihn an Kindes statt und zu seinem Mitregenten angenommen hätte. „Jedermann richtete die Augen „auf ihn, nach dem Berichte des Tacitus, und nie„mand

„mand wurde an ihm die geringste Bewegung eines „aufgebrachten und vor Freude ausgelassenen Gei- „stes gewahr. Von dem Kaiser redete er voller „Hochachtung, von sich aber mit der größten Mäßi- „gung und Bescheidenheit. Man traf weder in sei- „nen Handlungen, noch in seinem Gesichte eine Ver- „änderung an, und jedermann wer ihn sahe, hielt „ihn für fähiger zum herrschen, als er zum Ehrgeize.„

Eben dieser erzählet vom Vespasian, daß er in dem Augenblicke, da ihn die Soldaten zum Kaiser ausgerufen, seine Seele von aller Furcht gänzlich entlediget, und sie zu der Hoheit seines Glückes erhoben habe, daß man weder Eitelkeit noch Hochmuth an ihm wahrgenommen, und bey einer so schleunigen Veränderung ihn weder erstaunen noch erschrecken gesehen.

Wenn man dem jüngern Plinius Glauben beymessen will, so ist Trajan bloß durch Unterwerfung und Gehorsam zur Herrschaft gelanget, er thut nichts, um ein Mitregente und Nachfolger des Nerva zu werden, als daß er sich dazu würdig machte, und darein willigte; so, daß er bey keiner Handlung in seinem Leben mehrern Gehorsam und mehrere Unterthänigkeit gezeiget, als zu der Zeit, da er die höchste Gewalt annehmen wollte. Ich muß nicht vergessen, was ich an einem gewissen Orte vom Don Juan von Oesterreich gelesen habe, der bis in sein 15. Jahr wie ein gemeiner Edelmann erzogen worden, und da er auf einmal erfuhr, daß er ein Sohn Carls des Fünften, und ein Bruder des Königs von Spanien Philips des zweyten sey, ganz gelassen und ohne bewegt zu werden, demjenigen, der ihm eine so große

Nachricht hinterbrachte, antwortete: Mein Herz hat mir es längstens gesaget, ich habe es aber nicht glauben wollen.

In diesem Falle nimmt der Großmüthige Ehrenstellen an, wenn sie seinen Verdiensten gemäß sind, und wenn sie ihm von Personen angetragen werden, deren Urtheil ihm schätzbar ist. Wenn sie aber von gemeiner Art sind, oder wenn sie ihm von dem unwissenden und eigensinnigen Pöbel ertheilet werden, so schlägt er sie mit Verachtung aus, und hält sie seines Geistes für unwürdig. Es wird ihm eben so unerträglich seyn, sich bey einer gemeinen und wenig zu bedeutenden Handlung oder Eigenschaft loben zu hören, als wenn man ihm Kronen anbiethet, die mehr von Myrthen und Rosen als Palmen und Lorbeerzweigen durchflochten sind.

Das, was ich von Ehrenstellen sage, läßt sich mit viel größerer Gewißheit vom Reichthume, von der Macht, dem Ansehen, und überhaupt von allen andern Glücksgütern behaupten, die der Großmüthige ohne Heftigkeit verlanget, ohne Sorgen suchet, und ohne Unruhe besitzt. Und gewiß er würde gegen alle Vortheile von dieser Art eine sehr gemäßigte Neigung spüren lassen, weil er dieselben nur der Ehre wegen zu erhalten wünschet, und weil wir voraus setzen, daß seine Ehrbegierde ihre gerechte Gränzen, und ihr gesetztes Maaß hat.

Er weiß sich bey Widerwärtigkeiten, beym Verluste, und bey allerhand verdrüßlichen Zufällen eben so stark zu beherrschen, und da dieses die Zeit ist, da er das meiste mit sich selbst zu thun hat; so ist es auch die Zeit, da er mehrere Kräfte anwendet unumschränk-

schränkter Herr dabey zu bleiben, sein Herz recht zu befestigen, und stärker zu machen, und zu verhindern, daß es der Schmerz nicht einnimmt und beherrschet. Sein Glück beweiset, wie schätzbar er dem Himmel ist, und sein Unglück, wie sehr er verdienet, es zu seyn. Er ist nie größer, nie aufgemunterter, als wenn sich die Widerwärtigkeiten bemühen ihn niederzuschlagen, und wenn er bisweilen ganz überwunden ist, so sieget er über seine Ueberwinder, oder vielmehr über das Glück, welches so ungerecht gewesen ist, einer schlimmen Sache beyzutreten. Carl der fünfte sahe seine Flotte vor dem Hafen von Algier untergehen, und er that nichts, als daß er Hände und Augen gen Himmel hub, und diese heiligen Worte öfters wiederhohlte: Herr dein Wille geschehe. Philipp sein Sohn vernimmt, daß die fürchterliche Schiffsflotte, die ihm die gewisse Eroberung von England versprochen, durch einen erschrecklichen Sturm zerstreuet worden, und er begnüget sich zu sagen: Ich habe sie nicht ausgeschickt wider die Winde zu fechten. Unser Franciscus der Erste, ließ nicht die geringste Klage hören, als er bey Pavia geschlagen und gefangen wurde, und in den ersten Bewegungen seiner Traurigkeit schrieb er an die Königinn seine Mutter: Es ist alles verloren, aber gebet euch zufrieden, wir haben unsere Ehre gerettet. Was für eine Hoheit der Gedanken äußerte sich nicht in dieser einzigen sehr überlegten Rede, und was für ein augenscheinlicher Beweis ist dieses nicht, daß der Großmüthige alles für gering schätzet, wenn er nur mit sich selbst zufrieden ist. Und gewiß, bisweilen scheint sich Himmel und Erde wider ihn verschworen zu haben, und

nichts als sein Gewissen für ihn übrig zu bleiben, und dem ohngeachtet verharret er in der größten Standhaftigkeit. Das Beyspiel des Fabius hat seines gleichen nicht, und dieses ist ein Urbild, von dem uns alle folgende Zeitalter nur unvollkommene Abschilderungen haben liefern können. Seine Aufführung war überhaupt in schlechtem Rufe, und die, so sein Lieutenant hatte, erhob man bis an den Himmel. Man schmählerte seinen Ruhm durch tausend erdichtete Nachreden. Man zernichtete seine Macht durch List und Zusammenverschwörungen: Man richtete das Ansehen seines Standes zu Grunde, indem man es theilete. Nichts von allen diesen konnte seine ersten Entschließungen wankend machen, und endlich überhäufte ihn seine unüberwindliche Standhaftigkeit mit Ruhme, und belegte die Verwegenheit seines Mitregentens mit einer ewigen Schande. Er fand Gelegenheit, für das Unrecht seines hochmüthigen Verfolgers Genugthuung zu erhalten, aber auf die schönste erhabenste und edelste Art von der Welt. Denn es geschahe dadurch, daß er sein Befreyer wurde, ihm das Leben erhielt, und seine Truppen aus einer unvermeidlichen Gefahr errettete, in die sie dieser unvorsichtige Anführer verwickelt hatte.

Was für Vortheil, gnädiger Herr, was für eine Ehre, was für eine Wollust! Das ist in der That diejenige Art von Rache, nach der man eifrig seyn kann. An allem andern findet der Großmüthige schlechten Geschmack. Das Unrecht, so man ihm anthun will, verschaffet ihm das Vergnügen, zu sehen, wie weit er darüber erhaben ist, oder die Ehre sich durch leutselige Handlungen noch weit höher zu erheben,

oder

oder die Gelegenheit, seine Tugend vollkommner und glänzender zu machen. Mit einem Worte, er weiß die Kunst, dasselbe zu seinem Besten anzuwenden, bey nahe, wie einige Thiere Eisen und Steine verdauen, und den Gift von Schlangen und Scorpionen in gute Nahrung verändern, oder wie die Menschen eine Art ausgesonnen haben, sich nicht allein gegen die Wuth wilder Bestien zu vertheidigen, sondern sich auch davon zu nähren, zu bewaffnen, zu kleiden, und ihre Arztneyen und Specereyen zu verfertigen; so gar, daß wenn, nach dem Ausspruche eines gewissen Weltweisen, die Welt keine wilden Thiere mehr hätte, wir selbst gewissermaßen wild werden, und unser Leben der meisten beträchtlichen Vortheile beraubt sehen würden.

Wenn sich der Großmüthige ja zuweilen gezwungen sieht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, so brauchet er doch nur Schwerdt wider Schwerdt, und er achtet es für unanständig, fortzufahren, denjenigen seine Macht zu zeigen, die er entwaffnet hat.

So bald er sich seine Feinde unterwürfig gemacht hat, so betrachtet er sie nicht mehr als Feinde, sondern als Elende. Er hält sie seines Mitleides werth, und des Zornes unwürdig. Er ist nicht so ehrgeizig, daß er nach dem Beyspiele eines römischen Capitains, der sich in sehr glückliche Umstände gesetzt hatte, und dessen Glückseligkeit man den unsterblichen Göttern als ein tadelhaftes Verbrechen aufbürdete, sich die Grabschrift sollte setzen lassen: Hier liegt der Mann nach der Welt, der seinen Freunden das meiste Gute, und seinen Feinden das größte Böse erwiesen hat. Jene Grabschrift scheint ihm weit reizender

der und erhabener: Hier liegt derjenige, der seine Feinde zu bändigen wußte, wenn sie sich widersetzten oder der sie gewinnen konnte, wenn sie es verdieneten. Es scheint also, daß der Großmüthige des äußersten Hasses nicht fähig ist. Ueber dieses fragt man gar nicht, ob sich eine vollkommene Liebe bey ihm finde.

Die Ursache hieran zu zweifeln ist diese, weil die Seele eines Liebenden und eines Freundes sich länger aufhält, wo sie liebet, als wo sie reizet. Es ist nicht wahrscheinlich, daß ein vollkommen Tugendhafter, welcher nirgends so bequem noch so gerühret, als bey sich selbst ist, so lange außer sich selbst bleiben sollte. Allein, ohne mich bey dieser betrügerischen Spitzfindigkeit aufzuhalten, so ist erstlich gewiß, daß allein der Großmüthige sein Vaterland liebet; so wie es dasselbe verdienet, und daß es allein die Großmuth ist, die einen Codrus und Meneceas in Griechenland, und in Rom die Brutos, die Scävoler, und die Decier hervorgebracht hat, die sich willig für das Beste ihres Vaterlandes aufopferten, die ihm ihre ersten Neigungen wiedmeten, und dem Triebe des Blutes und der Natur nur den andern Rang einräumeten. Was die Freunde anbelanget, wer wird sie brünstiger lieben als der Großmüthige? Denn er verlanget und suchet sie nicht, als nur den Theseus und Orest nachzuahmen, nur einen zu haben, dem er ins Elend folgen, und dem er seinen Nutzen, seine Ruhe, sein Vergnügen, und im Falle der Noth selbst sein eigenes Leben, aufopfern kann? Dienen, verbindlich zu machen, zu Hülfe kommen, sind Handlungen der Tugend, und es ist angeneh-

mer

mer und schöner, dieselben gegen solche Personen auszuüben, die wir lieben, als gegen solche, die uns unbekannt und gleichgültig sind; und würde also ein Weiser nicht unbillig handeln, wenn er sich eines so großen eines so empfindlichen und eines so rechtmäßigen Vergnügens berauben wollte? Sollte sich der zur Einsamkeit verdammen, der eben so gesellig, als vernünftig gebohren ist? Und ist dieses nicht ärger als die Einsamkeit selbst, wenn man immer unter Leuten seyn muß, gegen die man sich nicht getrauet, sein Herz zu entdecken, noch seine Gedanken in der Einfalt zu offenbaren, in der sie erzeuget werden? Unsere Freunde sind unser anderes Ich, denn sie sind beständig mit uns, ihre gute Handlungen rühren uns eben so sehr, als unsere eigenen, und weil sie verschieden sind, so werden wir sie besser gewahr, denn die Vorwürfe, die außer uns sind, sehen wir durch eine gerade Linie, das aber, was in uns vorgeht, stellet sich uns nur durch den Wiederschein dar. Würde also der Großmüthige wohl Grund haben, dem schönsten Anblicke freywillig zu entsagen?

Aber, gnädiger Herr, bisher bin ich in der Schilderung, die ich unternommen habe, nur meiner eigenen Vorstellung gefolget. Erlauben Sie, daß ich mich bey den übrigen von einem bessern Geleitsmanne führen lasse, und Ihnen eine getreue Umschreibung der Gedanken des Aristoteles über die Materie gebe, von der ich handele.

Der Großmüthige, saget dieser Weltweise, ist der, der sich großer Unternehmungen würdig schätzet, und der sich in dem Urtheile nicht betriegt, das er von sich fället. Derjenige, der nur zu den kleinsten Unterneh-

nehmungen fähig ist, und sich deswegen sehr gering schätzet, und in keinem höhern Preiße hält, als er verdienet; ist eigentlich bescheiden, und kann sich des Titels Großmüthig nicht anmaßen, denn die Großmuth besteht eben so in einer Hoheit, wie ein äußerliches gutes Ansehen in einer vollkommenen und vortheilhaften Stellung des Körpers. Und gewiß, man kann von einem kleinen Menschen sagen, daß er angenehm und artig sey, daß seine Gesichtszüge und seine ganze Person ein gutes Verhältniß habe, aber eigentlich zu reden kann man ihn nicht unter die Schönen rechnen.

Man findet andere, die von Stolz und Hochmuth ganz aufgeblasen sind, die wenig Verdienste, und viel Eitelkeit besitzen. Auf der letzten Stufe befinden sich die Kleinmüthigen, die ihre Kräfte nicht kennen, und sich daher geringer schätzen, als sie sollten, sie mögen nun größer oder mittelmäßiger, oder allein der geringsten Unternehmungen fähig seyn.

Nächst diesen stehen diejenigen, die bessere Eigenschaften besitzen, und doch ohne allen Widerspruch schlimmer sind, weil ihre Zaghaftigkeit nothwendig auf das Aeußerste gekommen seyn muß, da sie in ihrer Niedrigkeit stille liegen, und doch nicht unvermögend wären, sich wieder in die Höhe zu helfen, wenn sie Herzhaftigkeit darzu besäßen.

Der Großmüthige hält sich zu den größten Unternehmungen fähig, und da sich dieses nur auf äußerliche Güter beziehen kann, so folget daraus, daß es die höchsten Ehrenstellen sind, deren er sich würdig schätzet, und in der That ist dieses die Ehre, die wir den Göttern zum Geschenke darbringen müssen, wenn

wir ihnen ihre Wohlthaten vergelten wollen. Dieß ist das, was bey Personen vom Stande am meisten gesuchet wird, die sich an den erhabensten Ehrenstellen befinden, und die wir die obersten Würden verwalten sehen, und dieß ist endlich der Preiß, und die Belohnung der herrlichsten Thaten, wir können hieraus folgern, daß sich der Großmüthige in dem, was Ehre und Schande betrifft, wie er soll, beherrsche, und daß er hiebey die strengen Gesetze der Vernunft auf das genaueste beobachtet.

Es fließt ferner hieraus, daß er vollkommen tugendhaft ist, weil wir voraus setzen, daß ihm die allergrößten Güter rechtmäßig zugehören, und daß man sie ihm ohne ungerecht zu handeln nicht würde entziehen können. Mit einem Worte, der Großmüthige besitzt alles, was in einer jeden Tugend das erhabenste und herrlichste ist. Er weiß das Schönste und Reinste herauszuziehen, und davon eine bewundernswerthe Vermischung zu machen. Furcht und Hoffnung können ihn nicht anfechten. Er ist von allen Schwachheiten frey, und da sich seinen Augen alles klein und weit unter ihm entfernt vorstellet, so ist nichts vermögend, eine unordentliche Begierde in seiner Seele zu erregen, noch ihn zu einer Ungerechtigkeit zu zwingen. Er verachtet die Reichthümer, und fürchtet weder Armuth noch Schmerz, ja den Tod selbst nicht.

Die Großmuth ist die Zierde der andern Tugenden. Sie schmücket sie, sie verschönert sie, sie erhöhet sie, sie machet sie majestätischer und ehrwürdiger, man trifft sie niemals ohne Begleitung aller übrigen Tugenden an, und es ist daher schwer, einen wahrhaftig

haftig Großmüthigen zu finden, weil sich niemand diesen prächtigen Titel zueignen kann, der nicht ein Mittel ausfündig machet, alles das in seinem Herzen zu sammlen, was unser Wille von löblichen Eigenschaften annehmen kann.

Nichts destoweniger, ob er gleich überall Gelegenheit findet, sich zu üben, so muß man doch bekennen, daß es bey Ehre und Schande am meisten und eigentlichsten geschieht.

Wenn ihm rechtschaffene Leute Ehrenstellen ertheilen, die mit seinen Verdiensten in einigem Verhältnisse stehen, so wird er eine sehr mäßige Freude empfinden, und wird diese Sachen als Güter annehmen, die ihm zugehören. Ob sie gleich der Wichtigkeit seiner Verdienste nicht gleich kommen, so wird er sie doch annehmen, und sich damit begnügen, weil er sieht, daß die Menschen nichts bessers haben, womit sie ihn belohnen können, und weil er ein heimliches Vergnügen empfindet, daß er nie nach Würden belohnet werden kann. Allein wenn er von niederträchtigen Personen oder durch gemeine Handlungen beehret wird, so empfindet er mehr Schmerz als Dienstbeflissenheit bey sich, und würde diese Proben der Hochachtung ausschlagen, wenn es der Wohlstand und die Höflichkeit zuließen. Er verachtet das Lästern, das falsche Geschwätz, das übele Nachreden und die Verläumdungen, weil er versichert ist, daß sie ungerecht sind, da ihnen der Grund fehlet, und daß sie aus Mangel der Wahrheit, die sie erhalten und unterstützen sollte, sich selbst zu Grunde richten werden. Was den Reichthum, das Ansehen, den guten Ruf, und die Gewogenheit, und überhaupt

haupt alles das betrifft, was man gutes Glück nennet, so wird er sich desselben sehr mäßig und mit einer Nachahmungswürdigen Bescheidenheit bedienen. Er wird sich bey glücklichen Umständen von der Freude nicht außer sich selbst bringen, noch bey widerwärtigen Fällen von der Traurigkeit niederschlagen lassen. Denn das Ende von allen diesen ist die Ehre, ob ihm gleich das allergrößte Gut sehr geringe scheint, so daß man ihn für einen Verächter halten würde, wenn er nicht die Macht hätte, einen Theil seiner Empfindungen in seine Seele einzuschließen und sie zu verhindern, sich zu äußern.

Zu der Bildung eines vollkommenen Großmüthigen müssen sich Kunst und Natur vereinigen, und ihn mit ihren Wohlthaten erfüllen. Denn man findet bey einem Tugendhaften sehr selten einen erhabenen Muth, wenn er nicht von einer guten Geburt, oder reich, oder mächtig ist, oder eine gute Ehrenstelle bekleidet, da er sich Hochachtung und Ehrfurcht erwerben kann. Und obgleich alle diese Vortheile nur Folgen der Tugend sind, die allein wahre Ehre verdienen: so ist es doch fast nothwendig, daß sie sich mit derselben vereinigen, eine so seltene und erhabene Eigenschaft vollkommen zu machen.

Der ansehnlichste Theil der Großen ist einer falschen Einbildung nach großmüthig. Sie wollen die Großmüthigen vorstellen, sie sind Nachäffer derselben, und da sie ihre edle Handlungen nicht nachahmen können, so begnügen sie sich an denen Stücken, da sie ihnen gleich werden können, als in ihrem Gefolge, in ihrer Einrichtung, in der Größe ihrer Ausgaben, und in der Pracht ihrer Gebäude. Allein, wie

wie es schwer ist, seine Glückseligkeit mit einer gewissen Anmuth zu besitzen, wenn uns die Tugend fehlet, und wie ohne dieselbe die Glückseligkeit eine Bürde ist, die uns mehr drücket als zieret, so straucheln sie fast bey jedem Schritte. Sie machen falsche Tritte, sie werden ungerecht, verächtlich, hochmüthig und unerträglich.

Der Großmüthige zeiget sich nicht alle Tage, und er setzet sein Leben keinen kleinen Gefahren aus. Er suchet die Gefährlichkeiten nicht mit derjenigen Sorgfalt, die wir bey jungen ehrbegierigen Personen wahrnehmen, weil ihm alles gering schätzig ist, und ihm das, was wir so brünstig verlangen, kaum wünschenswerth scheint. Er schonet sich zu großen und wichtigen Vorfällen, und wenn er in dieselben verwickelt ist, so sparet er auch sein Blut nicht, er glaubet, daß hiebey das Leben einer so mühsamen Erhaltung nicht würdig sey, und hält seine Ehre für viel liebenswürdiger, als dieses.

Er ist von Natur wohlthätig, aber so sehr er sich andere verbindlich zu machen suchet, so sehr weigert er sich, andern verbindlich zu werden. Deñ jenes ist ein Zeichen der Herrschaft, und dieses ein Merkmaal der Abhängigkeit.

Wenn er aber ja von einem eine Höflichkeit erhalten hat, so wird er nicht unterlassen, sie ihm mit Wucher zu vergelten, und er wird sich nicht eher befriedigen, bis er sich seinen Gläubiger zum Schuldner gemacht hat. Das Andenken dererjenigen Personen, denen er gewillfahret hat, ist ihm viel schätzbarer, als dererjenigen, die das Glück gehabt haben, ihm einige Gefälligkeit zu erzeigen. Und hierinnen richtet sich sein Gedächtniß nach seiner Neigung, die

in

in allen Dingen das Oberste wählet. Aus diesen Gründen wird einer, der ihn um seine Gunst ersuchen will, sehr vernünftig handeln, wenn er nichts von den Willfährigkeiten erwähnet, die er ihm erwiesen hat, sondern vielmehr die Gunstbezeigungen anführet, die er von ihm erhalten hat. Dieß ist es, dessen sich die Thetis bey dem Homer bedienete, da sie den Jupiter um seinen Schutz für den Achill bath, und dieses beobachteten auch die Lacedämonier, da sie die Athenienser ersucheten, ihnen gegen die Thebaner beyzustehen.

Er bemühet sich, alle Welt entrathen zu können, und wenn er ja einen wider seinen Willen bitten muß, so suchet er auch im Gegentheil in alle dem zu willfahren, warum ihn andere ersuchen.

Bey Großen weiß er seine Größe zu erhalten, weil dieses eine Handlung ist, die auf der Herzhaftigkeit beruhet, und er erniedriget sich nach dem Maaße derer, die unter ihm sind. Er begnüget sich an dem Vortheile, den er vor ihnen hat, und er glaubet, daß, wenn er anders lebete, er ihnen verhaßt und so verdrüßlich werden würde, wie diejenigen, die ihre Kräfte und Stärke gegen kränkliche und von Natur schwächliche Personen rühmen.

Er geht nicht gern an solche Oerter, wo er andern den Vorsitz einräumen muß, wenn ihn nicht eine unvermeidliche Schuldigkeit oder eine dringende Noth darzu zwingt.

Man könnte ihn unter die trägen und müßigen Leute zählen, die sich für aller Mühe scheuen, und ihre Geschäffte immer von einem Tage zum andern aufschieben, so langsam, so zaudernd und so schwer ist

er in Bewegung zu bringen; wenigstens wenn er weder durch die Hoffnung Ehre zu erlangen, noch durch die Wichtigkeit der Handlung, die er unternimmt, sich zur Arbeit ermuntern wird.

Er unternimmt wenig, aber lauter große und prächtige Geschäffe. Er liebet und hasset alles öffentlich, er verstellet sich niemals, denn er fürchtet sich vor nichts. Er zieht die Wahrheit allezeit der Einbildung und dem Scheine vor. Er saget und thut alles ganz dreuste vor den Augen der ganzen Welt, ohne sich darum zu bekümmern, was man darüber urtheilen wird.

Er ist in allen seinen Zusagen und Worten gewiß, es sey denn, daß er von sich selbst redet, da er sich aus Höflichkeit erniedriget, und die Lobeserhebungen des Pöbels bescheiden ablehnet, die er nicht achtet.

Bey einem der größer ist als er, lebet er nicht prächtig, wenn er nicht sein Freund ist, denn er ist von keiner knechtischen Gemüthsart, und keiner niederträchtigen Höflichkeit fähig.

Er ist kein großer Bewunderer, denn er findet nichts, das verdienet bewundert zu werden, nichts das ihn in Schrecken, nichts das ihn in Entsetzen bringen könnte, nichts, das ihm fremd und außerordentlich schiene.

Er vergißt das Unrecht sehr leicht, er hat eine edle und erhabene Seele, er erniedriget sich nicht leicht so weit, daß er an das Böse gedenken sollte, welches ihm seine Feinde zugedacht haben, und er hält es seiner Herzhaftigkeit viel anständiger, dasselbe zu verachten.

Er

Er redet nichts von andern Leuten, es sey was es wolle, und man sieht selten, daß er eine Gesellschaft weder mit seinen noch von anderer Leute Handlungen unterhält. Es ist ihm eben so verdrüßlich von andern Uebels zu reden, als sich selbst loben zu hören. Wenn er auf seiner Seite Lobeserhebungen austheilet, so geschieht es ganz sparsam, und wenn er von seinen Feinden Uebels redet, so geschieht es in ihrer Gegenwart, um sie zu beschimpfen und verwirrt zu machen.

Er ist nicht von der Art, daß er sich über Kleinigkeiten beklagen sollte, die ihm fehlen, sie mögen so nöthig seyn als sie wollen; noch vielweniger, daß er um dieselben bitten sollte. Denn er spühret nur ein ganz schwaches Verlangen darnach, und die Mühe zu bitten entzieht ihm das Vergnügen, das er über ihren Besitz empfinden würde.

Das Anständige mag auch so fruchtlos seyn, als es will: so zieht er es doch allezeit dem Nützlichen vor. Denn er ist mit sich selbst vergnügt, und wenn er sich besitzt, so besitzt er alles. Sein Gang ist langsam, seine Stimme ernsthaft, und seine immer gleiche und gesetzte Rede ist nie zu hoch noch zu laut. Denn diese Ubereilung und Anstrengung schicket sich nicht für einen Mann der unbeweglich ist, und der sich an nichts hängt.

Sehen Sie Gnädiger Herr, das ist die Abbildung des Edeln und Großmüthigen, nach dem Entwurfe eines vortrefflichen Malers, dem sich die Natur ganz entblößt gezeiget hatte, die sich sonst ordentlich mit einem dicken Gewölke umhüllet, und die ein Vergnügen daran findet, lange verborgen zu bleiben.

Wenn Sie diese schöne Abschilderung eines Blickes würdigen wollen, so werden sie in derselben die merklichsten Züge ihrer großen Seele mit einem empfindlichen Vergnügen gewahr werden, nur daß dieselben in Ihnen viel ordentlicher und edler, und folglich ungleich angenehmer, rührender und vermögender sind, sich die Neigungen anderer zuzuziehen, und gewiß, sie haben so gute Wirkung gethan, daß, wenn Sie in einem Königreiche gebohren wären, welches dem Lacedämonischen ähnlich ist, wo man diejenigen zu einer Geldstrafe verurtheilete, die sich allzu liebenswürdig macheten, und welche die Herzen ihrer Mitbürger an sich zogen, an statt, daß Sie dieselben gemeinschaftlich lassen sollten: so würden Sie sehr übel daran seyn, und in Gefahr gerathen, sich zu stürzen. Denn ich halte sie hierinnen für so unverbesserlich, daß ich Ursache hätte, zu befürchten, sie würden täglich in eben diesen Fehler zurückfallen. Aber, Gnädiger Herr, es ist ein Glück für Sie, daß sich unter den königlichen Verordnungen keine befindet, die es untersagte, der beste, freygebigste, dienstfertigste, hülfreichste und höflichste Mann seiner Zeit zu seyn. Und so können Sie auch, ohne sich Zwang anzuthun, fortfahren, sich die Liebe aller Redlichgesinnten zuzuziehen, und mit ihrer Gewogenheit und Gnade zu erfüllen,

Gnädiger Herr

ihren gehorsamsten Diener
u. s. w.

III. Un-

* *

III.
Untersuchung des Lebens und der Schriften des Homerus,

aus dem Englischen übersetzt,
durch

M. Christian Wilhelm Agricola,
Pastoren zu Fienstädt, in der Grafschaft Mannsfeld.

Sechster Abschnitt.

Wenn ich die Art betrachte, mit welcher ich bishero von dem Einflusse gehandelt, den die öffentlichen Sitten in die Schriften haben, so zweifle ich nicht, die Frage werde nunmehro da hinaus laufen: Wenn die besonderen Umstände und Sitten der Zeiten unumgänglich nothwendig zur Hervorbringung der Dichter erfodert werden, „wie „kömmt es denn, daß wir nur einen Homer haben? „Konnte denn ein Raum von zwey bis drey hundert „Jahren, da sich Griechenland und die Küste von „Asien in der glücklichen Beschaffenheit befand, die „zu solchen Bildungen bequem ist, nur einen einzigen „hervorbringen?„

 Die

Die Antwort ist leicht. Ob diese gleich unumgänglich nothwendig ist, so ist es doch nicht die einzige Bedingung. Es werden außer derselben noch viele andere erfodert; gar zu viele, als daß sie hier angeführet werden könnten. Ein, alle dazu erforderlichen Eigenschaften besitzender, erhabner Geist ist eine so seltene Gabe, daß ein vortrefflicher Schriftsteller unserer Nation der Meynung zu seyn scheint; „Daß, unter alle der großen Menge von Menschen, „welche binnen einer Zeit von tausend Jahren leben, „eher tausend auf die Welt kommen, welche die nö„thigen Eigenschaften mitbringen, große Generals „oder Staatsminister zu werden, als die in der Ge„schichte die berühmtesten sind, als ein einziger „Mann, mit den erforderlichen Eigenschaften, ein „großer Dichter werden zu können, geboren wird a).„ Allein ob dieses gleich übertrieben wäre, so giebt es doch viele auf einander folgende Umstände des Lebens, viele Vortheile der Erziehung, manche bequeme Gelegenheiten, die Menschen überhaupt kennen zu lernen, und gewisse besondere, sich zur Dichtkunst schickende, Gegenstände zu sehen, die selten bey einer und eben derselben Person zusammen treffen können.

Um dieses nur bey einem besondern Umstande, von welchem man auf die Wichtigkeit der übrigen einen Schluß machen kann, mit einem Exempel zu erläutern; so sind viele Reisen, und weitläuftige persönliche Beobachtungen, das Looß der größten epischen Dichter gewesen. Sie hatten bey dieser Lebensart häufige Gelegenheiten, sich mit den Urbildern ihrer Abrisse

a) Sie Williams Temple, Miscell. Part. II. Essay 4. Poetry.

Abrisse und Erdichtungen bekannt zu machen, deren größte Vortrefflichkeit, sie mögen materialisch oder moralisch seyn, in ihrer Aehnlichkeit mit der Natur und Wahrheit besteht. Allein dieses glücket wenig Menschen, vornehmlich von einem poetischen Geiste. Sie sind gemeiniglich keine von den gesundesten Leuten, und zu zärtlich, als daß sie, die Ungemächlichkeiten ausstehen, oder der Gefahr frisch entgegen gehen könnten, welche bey langen Reisen unvermeidlich sind. Und doch hat, bey allen diesen Zufällen, die Welt dem Zeitpuncte, dessen ich gedacht habe, da die Sitten, die Religion, und die Sprache Griechenlandes sich in ihrer rechten zur Dichtkunst erforderlichen Größe befanden, diesem Zeitpuncte, sage ich, hat die Welt den **Linus** und **Orpheus**, den **Olympus**, **Musäus** und **Amphion** zu danken; Männer, die uns als die Meister in Versen von den größten unter ihren Nachfolgern, überliefert worden sind b). Es ist wahr, ihre Gesänge sind seit langer Zeit verloren gegangen, allein der weise und stille **Hesiodus**, von dessen Aufsätzen ein Theil zu uns gekommen ist, welcher unsere Bewunderung erheischet, ist seine Geburt eben diesem Zeitpuncte schuldig.

Es kann auch kein stärkerer Beweis von der Gewalt seyn, den die Sitten, und der öffentliche Charakter über die Dichtkunst haben, als die bewundernswürdige Aehnlichkeit der alten Schriften. Es können sich zwey Dinge einander nicht gleicher seyn, als die alten **Orakel**, die so genannten **Fragmente des Orpheus**, und die alten **Lobgesänge**, den Ver-

Kk 5 sen

b) Musaeum ante omnes - - Aeneid. VI. *Horat.* Ode II. Lib. III. et de Arte Poetica.

sen des Hesiodus und Homerus sind. Zu geschweigen, daß sie überhaupt einerley Schwung haben, so sind auch in ihnen allen einerley Beywörter von Göttern und Menschen, einerley Gedanken und Anspielungen, einerley Abmessung der Sylben und einerley Stellung der Wörter; ja zuweilen so gar einerley Ausdrücke und Redensarten anzutreffen. Die Συνεμπτωματα, oder Coincidentien, welche die Kunstrichter angemerket, sind unzählich; und kurz, die Uebereinstimmung ihrer Metapher und Einbildungskraft ist so handgreiflich, daß viele die Wirkungen davon, daß sie nach einerley Muster gebildet, und von einerley Urbildern, und in einerley einfältigen Mundart geschrieben sind, einem augenscheinlichen Ab- oder Ausschreiben zugeschrieben haben.

Allein man hat nicht nöthig, so weit zu gehen. Die bestimmten Ursachen sind hinreichend, alle diese Aehnlichkeit hervorzubringen; zumal wenn wir uns erinnern, daß sie gemeiniglich machen, daß sich die Schriftsteller in einer und eben derselben Materie üben, welches ebenfalls ein Stück ihres Einflusses ist. Es ist einem jeden Zeitalter eine gewisse Art der Wissenschaft, und eine gewisse besondere Weise sie abzuhandeln, eigen. Sie sind beyde die Wirkung der so oft gedachten Umstände der Zeit. Und ich kann, da ich bey dieser Materie bin, unmöglich eine Folge vorbeygehen, die seit langer Zeit unter den Gelehrten eine Aufgabe gewesen ist. Sie wird sehr artig von einem Römer c) vorgetragen, der, wenn seine Redlichkeit eben so groß gewesen wäre, als seine Gelehrsam-

c) *C. Vellei. Paterc.* Hist. Rom. Lib. I. in fine.

lehrsamkeit, vielleicht in dem ersten Range ihrer Geschichtschreiber eine Stelle bekommen haben würde.

„Ob ich, saget er, gleich wenig Raum dazu habe, so kann ich doch nicht umhin, einer Sache zu gedenken, die ich öfters in meinem Gemüthe erwogen, „davon ich aber noch keine Ursache gefunden habe, „die mir ein Genüge gethan hätte. Denn ist es nicht „außerordentlich seltsam, daß die größten Meister in „einer jeden Kunst oder Wissenschaft allemal in einem Zeitpuncte zum Vorscheine kommen, und von „einerley Denkungsart und Form sind? Ein Zeitalter brachte, und das zwar in eben keiner großen „Entfernung von Jahren, den Aeschylus, Sophokles und Euripides hervor, Männer von „einem göttlichen Geiste, welche die Tragödie zu ihrer Höhe brachten. In einem andern blühete die „alte Comödie unter dem Eupolis, Kratinus, und „Aristophanes; und die neuere wurde von dem „Menander, und seinen Zeitverwandten, dem Diphilus und Philemon, beydes erfunden, als zur „Vollkommenheit gebracht, ohne jemanden die Hoffnung zu lassen, daß er sie nachahmen werde.

„Was vor eine kurze Zeit dauerten nicht, gleicher „Weise, die Weltweisen aus der Sokratischen „Schule, nach dem Tode des Plato und Aristoteles? Die Redekunst betreffend, von wem kann man „wohl behaupten, daß er vor dem Isokrates, oder „nach dem andern Geschlechte von seinen Schülern, „in derselben vortrefflich gewesen sey? Sie kamen alle so dichte hinter einander, daß man keinen großen „Mann eine sonderlich beträchtliche Zeit von dem andern entfernet sehen wird.„ Darauf geht der Geschicht-

schichtschreiber weiter, und zeiget, daß sich eben dieses auch unter den Römern zugetragen; und erstrecket, mit großem Rechte, seine Anmerkung nicht nur über die höhern Wissenschaften, sondern auch über die Grammatiker, Maler, Bildhauer, Kupferstecher, Erztgießer, und alle nützliche Künste. Es wäre auch leicht darzuthun, daß sich eben dieses bey allen andern Nationen zugetragen habe, wo die Gelehrsamkeit jemals geblühet hat, und deren Geschichte bekannt ist.

Man hat, mein Lord, sehr wunderbare Muthmaßungen über diese uns so verwirrende Erscheinung, und es sind manche sonderbare Betrachtungen angestellet, um selbige aufzulösen d). Man hat gezweifelt, „ob nicht etwa irgend ein Einfluß der Gestir„ne e), einige Kraft der Planeten, oder günstige „Aspecten der himmlischen Körper f), zuweilen un„sere Erdkugel berühren, und einen oder den andern

d) Man sehe Discours Physique sur les Influences des Astres; wo die Kräfte der Planeten nach den Lehrsätzen des Des-Cartes eingerichtet, und durch die Materia subtilis erkläret worden. 12. Paris chez Coignard.

e) Les Astres et principalement les Lignes & les Planetes sont (aprés Dieu) la seconde Cause des Moeurs. Le Poete marque la Force qu'elles ont sur la Complexion des Hommes, quand, &c. - - Voila comment Virgile fait l'Horoscope de l' Empire Romain, en sa naisſance.
P. Bossu du Poeme Epique Liv. IV.

f) - - - - Distat enim, quae
Sydera te excipiant, modo primos incipientem
Edere Vagitus, et adhuc a Matre rubentem
Ventidius quid enim? Quid Tullius? Anne aliud quam
Sydus et occulti miranda potentia fati?
Iuuenal.

„dern liebgewonnenen Stamm auf derselben mit ei„nem himmlischen Geiste schwängern möchte. „Man hat übernatürliche Empfängnisse, und wunderbare g) Nahrungsmittel, als eine Ausflucht für unsern Glauben ersonnen wenn der Held oder der Weise Dinge verrichtet, die wir, die Kräfte der Menschen zu übersteigen, uns einbilden. Allein unser Hof-Geschichtschreiber versteht es besser: und ob er gleich an dem Ende eine ein wenig seltsame Sprache führet h, so scheint er sich doch in der Hauptsache auf einen sicherern Grund zu stützen. Das, was er für die Ursache derselben angiebt, ist die **Nacheiferung**, welche gewiß sehr vieles zu der Vollkommenheit einer jeden Kunst und Wissenschaft beyträgt, und sehr stark unter den ΑΟΙΔΟΙ oder alten Dichtern war, die, da

g) Herkules, Alexander und Scipio * wurden für wirkliche Söhne des Jupiters ausgegeben, ob man sie gleich für Kinder des Amphitryon, Philippus und Pub. Scipio hielt. Demaratus kam dem Helden Astrobacus † zu, und Orpheus, Homer und Plato hatten, nach der alten Ueberlieferung, bloß Mütter von dem menschlichen Geschlechte. Pindar wurde von den Bienen selbst mit Honig gespeiset. Achilles ward mit Löwenfette und Hirschmarke ernähret; und die Stifter Roms wurden von einer Wölfinn gesäuget; wiewohl der Stifter der persischen Monarchie nur eine Hündinn hatte, die ihm diesen Dienst leistete ††.

* *Livius* Histor. Lib. XXVI. † *Herodot.* Erato.
†† *Iustin.* Lib. I.

h) Naturaque quod summo studio petitum est, ascendit in summum, difficilisque in perfecto mora est, naturaliterque, quod procedere non potest, recedit.
Vellei. P. Histor. R. Lib. II.

da sie haufenweise zum Vorscheine kamen, Anlaß zu Wettstreiten gaben i). Allein diese Meynung giebt bey weitem kein völliges Genüge, welches Vellejus auch in der That nicht behauptet.

Ich will nicht wiederholen, was schon vor mir gesagt ist: denn ich zweifle nicht, daß man mir nicht zuvorgekommen seyn, und daß Ew. Hochgebohrnen nicht schon allbereits die Anwendung gemacht haben sollten. Es sind bloß die verschiedenen Perioden oder Schritte, die natürlicher Weise in dem Fortgange der Sitten auf einander folgen, welche man für die Ursache des, auf einander folgenden Witzes und der Gelehrsamkeit angeben kann.

Ich habe die von Griechenland in der Geschichte der Sprache angemerket k). Sie kommen mit der bewundernswürdigen Niedlichkeit der hintereinander folgenden Stämme von Dichtern, Rednern und Weltweisen überein, die der römische Geschichtschreiber erzählet. Denn sie sind festgesetzte und einförmige Ursachen, und unterlassen niemals ihre Wirkungen zu thun, wenn eine äußere Gewalt dieselben nicht hindert.

In

i) In den Tagen des Hesiodus, welcher, wo nicht völlig zu einer Zeit mit ihm, doch gewiß nicht lange nach dem Homer lebte, war ein Dichter, oder ΑΟΙΔΟΣ ein eben so gemeines Handwerk, als ein Töpfer oder Tischer, und der Nacheiferung und dem Neide eben so sehr unterworfen.

> Και Κεραμευς Κεραμει κοτεει, και Τεκτονι Τεκτων.
> Και Πτωχος Πτωχῳ φθονεει, και ΑΟΙΔΟΣ ΑΟΙΔΩ.
>
> Ησιοδ. Εργ. και Ημερ.

k) Siehe oben den 3. Abschnitt.

In den frühesten Zeiten des griechischen Staates fehlete den wilden und barbarischen Einwohnern der Beystand der Musen, um sie zahm und zärtlich zu machen. Sie hatten es nöthig, daß ihnen eine Ehrfurcht gegen höhere und unwiderstehliche Kräfte und eine Lust zu dem geselligen Leben eingepräget würde. Sie brauchten eine Götterlehre, um sie durch Furcht und Schrecken, (als welches der einzige Ort ist, dabey man einer rohe Menge fassen kann,) zu einem Gefühle der natürlichen Ursachen, und ihres Einflusses zu bringen, den sie in unser Leben und in unsre Handlungen haben. Die Weisen und Rechtschaffenen unter den Alten sahen diese Nothwendigkeit, und halfen derselben ab. Die Aeltesten von dem begeisterten Volke waren die

Pii Vates, et Phoebo digna loquuti l):

Sie macheten die Religion zu dem Inhalte, und das Beste des menschlichen Geschlechts zu dem Endzwecke ihrer Gesänge. Wie unähnlich waren sie in diesem Stücke einigen neuern Schriftstellern von unserm Gewächse! Welche, ich weiß nicht zu was Ende, wider die Religion ihres Landes geschrieben haben; und, ohne etwas Besseres, oder leichter thulichers, an die Stelle desselben schaffen zu wollen, uns unserer glücklichen Einrichtung zu berauben suchen, bloß, wie

l) *Virgil.* Aeneid. VI. Aus diesem Grunde nennet Aristoteles sie, und die ersten Weltweisen πρωτυς θεολογησαντας, die Ersten, so von der Natur Gottes redeten.

Αριστοτελ. Μετα τα Φυσικα. Siehe weiter unten den 7. Abschn.

wie es scheint, um das Vergnügen zu haben, niederzureißen, und Unfug anzurichten.

Allein die ersten Männer in Griechenland, die einige Wissenschaft besaßen, welche die Natur der Menschen besser kannten, und die Vortheile der Nationalgebräuche einsahen, schrieben auf eine verschiedene Weise. Die Bildung der Dinge, die Geburt der Götter, ihre Eigenschaften und Verrichtungen, fülleten ihre Gesänge zuerst an. Nach diesem wurden die Helden gepriesen, welche Tyrannen ausgerottet, Ungeheure vertilget, und Räuber bezwungen hatten. Sie besangen die Sündfluth des Deucalion, und die Wiederherstellung des menschlichen Geschlechtes; die Kriege der Centauren und das Schicksal der Giganten.

> Et saeuos Lapithas, et nimium Meno
> Hylaeum, domitosque Herculea manu
> Telluris Iuuenes; vnde Periculum
> Fulgens contremuit Domus
> Saturni veteris m).

Dieses mein Lord, waren ihre Materien. Es waren zum Theil Βροτων Θελκτηρια, wie sie Penelope n) nennet: zum Theil

> Εργ' ανδρων τε Θεων τε, τατε κλειουσι Αοιδοι o).
> Thaten der Menschen und Götter, so Dichter pflegen zu preisen.

Sie sind eben so alt, als weit unsere Kenntniß von den griechischen Alterthümern reichen kann; und die

m) *Horat.* Carm. Lib. II. Od. 12.

n) Den Menschen schmeichelnde Gesänge. Οδυσσ. α.

o) Eben daselbst.

die Αοιδοι, oder *alten* Dichter, welche sie machten und besangen, gehören unter die frühesten Charakter.

Dieses erhellet aus der Nachricht, welche Homer selbst von ihnen ertheilet: vornehmlich, wenn er erzählet, wie der größte Fürst unter den vereinigten Griechen seine schöne Gemahlinn der Aufsicht eines Dichters anvertrauet habe; und wenn er uns sorgfältig anzeiget, daß diesem Frauenzimmer nicht eher beyzukommen gewesen sey, als bis diese getreuen Aufseher auf die Seite geschaffet worden. Manche von denselben lebten mit dem Homer zu einer Zeit; und es scheint kein Hof eines Prinzen ohne einen, oder mehrere derselben gewesen zu seyn. Sie fanden sich bey allen großen Festen, und hohen Feyerlichkeiten in ganz Griechenland ein, um den Opfern beyzuwohnen, und das Volk zu unterhalten. Wir wissen einiger von ihnen ihre Namen, die ihre Leyern von den vorhingemeldeten Materien haben ertönen lassen; allein ihre Gesänge sind verloren gegangen, und mit denselben mancher schöne Vers der wahren Dichtkunst und Nachahmung.

Siebenter Abschnitt.

Wir haben bisher die öffentlichen Vortheile Homers erwogen und gefunden, daß sie ihm, sich auf das beste für poetische Aufsätze schickende Gebräuche, und die edelste Sprache darreichten, selbige auszudrücken. Wir haben diese zuerst nach ihren eigenen Schönheiten betrachtet, und sie hernach beydes nach den Zierrathen ihrer Gegentheile,

als nach der Stärke ihrer Folgen geprüfet, und sie für ächt und wahrhaftig befunden. Nunmehr haben wir sein **persönliches gutes Glück** vor uns. Ich will so viel sagen: „Was seine privat Erziehung, seine Art zu leben, und der Fortgang in derselben, vor eine Wirkung auf ihn, in so fern er „ein Dichter gewesen, gehabt haben muß „.

Die Ueberlieferung, die wir von seiner Erziehung haben, ist sehr unvollkommen. **Plutarch** übergeht, nachdem er die Begebenheiten seiner Mutter um die Zeit seiner Geburt berichtet, den ersten Theil seines Lebens mit Stillschweigen. Wenn aber die Nachricht davon, welche dem *Herodotus* zugeschrieben wird, wahr ist, so wurde er auf die einzige Weise erzogen, die man damals in Absicht auf die Gelehrsamkeit hatte. Die Wissenschaften waren in den damaligen Zeiten nur wenig bekannt, und es scheint etwas seltsames zu seyn, daß sich an so einem Orte, als *Smyrna*, wo, zu Folge der grausamen Gewohnheit dieser Zeitalter, die *Lydier* kurz vorher von einem andern Stamme vertrieben waren, irgend eine Person hätte befinden sollen, welche dieselbe verstanden, oder gelehret hätte.

Jedoch die schlechten Umstände der Familie des *Homerus* führeten ihn und seine Mutter zu dem Hause des *Phemius*, und ließen ihn zu seinem Nachfolger in der Schule. Ich halte dafür, daß *Phemius* einer von den ΑΟΙΔΟΙ oder alten Dichtern, gewesen sey, welcher, wenn er zu Hause war, die Jugend in den Wissenschaften unterrichten mochte: denn ich setze zum voraus, daß die Gelehrsamkeit damals noch nicht gemein genug gewesen, daß sie

sie für sich selbst ein Handwerk hätte ausmachen sollen. Wenn irgend einige Erkenntniß in dem Lande anzutreffen war, so mußte sie sich in den Händen eines solchen Mannes befinden a). Und es ist also in der That ein erheblicher Theil der Frage: **Was vor eine Gelehrsamkeit damals vorhanden, und was vor eine Art von Erkenntniß, in diesem Zeitalter, zu erlangen möglich gewesen?**

Einer von den gelehrtesten und arbeitsamsten römischen Schriftstellern hat es, nachdem er die Alterthümer mit vielem Fleiße untersuchet, zweifelhaft gelassen, **wenn** oder **wo** die Dichtkunst zuerst hervorgebracht worden. Allein er setzet hinzu: „Es ist „gewiß, daß es schon vor dem trojanischen Kriege „Gedichte gegeben hat b)„. Da dieses die Gestalt war, in welcher die Gelehrsamkeit zuerst in Griechenland erschien, so würde es überaus angenehm gewesen seyn, die Meynung dieses großen Gelehrten über diese frühzeitigen Früchte zu wissen; nicht nur was sie vor welche gewesen, sondern auch ob die Gedichte, die in seinen Tagen noch vorhanden waren, die ächten Werke der Verfasser gewesen, deren

a) Τον δε ΦΗΜΙΟΝ, παλαια ιϛορια διδασκαλον γενεσθαι λεγει τε ποιητε. ανδρα σοφον, και μεσαις κατοχον - - - Φιλοσοφος γαρ ο Φημιος, καθα και πας ΑΘΙΔΟΣ. Ευϛαθ. εις τηνα Ραψωδ. Οδυσσ.

Man sagt er habe ein Gedichte geschrieben, ΝΟΣΤΟΝ των απο Τροιας μετ᾽ Αγαμεμνονος ανακομισθεντων.

Ηρακλ παρα Πλεταρχ περι Μεσικης.

b) De Poematum origine magna quaestio est: *ante Troianum bellum* probantur fuisse. *Plinii* Histor. Nat. Lib. VII. Cap. I. VI.

Namen sie trugen? Denn es war die Gewohnheit der alten Dichter, und vornehmlich der Epischen und Rhapsodisten, daß sie ihren Namen verschwiegen, welche auch die Natur ihrer Werke in der That eben nicht anreizte zu erwähnen. Wir haben einen überzeigenden Beweis hiervon an den Κυπρια Επη, einem Gedichte von den cyprischen Kriegen, welches von dem Volke in den nachgehenden Zeiten für ein Werk von einem nicht geringern Manne gehalten wurde, als Homer selbst war. Es erhellet, daß man diese Meynung noch in den Tagen Herodots beybehalten habe, als welcher dieselbe durch Vergleichung einer Stelle aus diesem Gedichte mit einer andern aus der Ilias widerleget c). In Ermangelung eines solchen Wegweisers, der uns die Arten der Gelehrsamkeit anzeigen könnte, die in den Zeiten Homers im Schwange waren, müssen wir es versuchen, den Ursprung der Nationalgebräuche seiner Landesleute ausfündig zu machen; weil, wenn man urtheilen will, was vor einer Art von Erkenntniß sie, oder ein ander Volk, zugethan gewesen, man den ersten Schritt, von der Untersuchung ihrer Quelle, thun muß.

Zu der Zeit, da die bürgerliche Verfassung von Griechenland nur noch erst eingerichtet wurde, waren Assyrien, Phönicien und Aegypten schon mächtige Reiche, die unter einer ordentlich eingerichteten Regierung blüheten, und das Glück genossen, das ihnen ihr fruchtbarer Boden, und ihre Art denselben zu verbessern, verschaffete. Nachdem nach einer Reihe von Jahren, der lange Friede, dessen sie genos-

c) *Herodot.* Euterpe, Lib. II.

nossen, und die Künste, welche solche Zeiten hervorbringen, einen großen Theil von ihrer Verwaltung in die Hände des heiligen Standes gebracht hatten, nahm derselbe alle mögliche Maaßregeln, sein Ansehen zu erhalten, und war auf nichts mehr bedacht, als wie er den Ruf von seiner Weisheit und Erkenntniß erhöhen wollte. Dieses machte die Leute von diesem Stande erstlich neidisch auf ihre Entdeckungen, und hernach sorgfältig, eine Art auszufinden, „wie sie dieselben auf ihre Nachkommen brin„gen könnten, ohne sie dem gemeinen Manne mitzu„theilen „. Hier war der Ursprung der Allegorie und der Parabel; und der Grund zu der bekannten Sage unter den Alten, Αλληγορειν ευρημα των Αιγυπτιων. Das Allegorisiren ist eine ägyptische Erfindung.

Der Verstand, den ich dieser Maxime geben würde, ist dieser. Da es allen Nationen natürlich ist, Anspielungen zu gebrauchen, und in Gleichnissen zu reden, so haben die ägyptischen Priester darauf gebauet, die figürlichen und verblümten Redensarten fest gesetzt, und selbige zu einer vollkommenern Kunst gemacht. Sie ließen es auch nicht hierbey bewenden, sondern erfanden als eine zweyte Hülle, und als ein Mittel wider die zunehmende Erkenntniß des Landes, oder borgeten neue Charaktere, diese Allegorien zu schreiben. Sie nannten es ΙΕΡΑ ΓΡΑΜΜΑΤΑ heilige Schriften, weil sie keiner, als die Priester verstehen, und man sich ihrer nirgends als bey göttlichen Sachen bedienen durfte.

Ew. Hochgebohrnen werden sich entsinnen, daß Danaus der Aegyptier d), Kadmus der Phönizier, von ägyptischem Stamme, und der Phrygier Pelops, die ersten Bepflanzer oder Verbesserer Griechenlandes waren. Allein außer dem tiefen Eindrucke der asiatischen und ägyptischen Sitten, welche diese Stifter der Städte und Königreiche ihren neuen Unterthanen geben mußten e), so wird es von jedermann zugestanden, daß die ersten Weisen unter den Griechen aus diesen Ländern ihre Wissenschaft, und ihre Gottesgelahrheit insbesondere aus Aegypten geholet haben f).

Es ist wahr, die Weisheit war damals noch nicht getrennet, der Weltweise und Gottesgelehrte, der Gesetzgeber und Dichter, waren alle in einer Person vereiniget g). Ein solcher war Orpheus und sein Schüler Musäus; wie auch Onomakritus und Thales h). Und überhaupt so bedieneten sich alle die

d) Αι ΔΑΝΑΟΥ θυγατερες ησαν, αι την τελετην ταυτην (την θεσμοφοριαν Δημητρος) εξ Αιγυπτυ εξαγαγυσαι, και διδαξασαι τας Πελασγιωτιδας γυναικας.

Ηροδοτ. Ευτερπη.

e) Αλλαι μεν (Μυθοποιιαι) επι Μαγοις γεγονασιν (nämlich in Assyrien oder Babylon) αλλαι δε παρα Φρυξι, και ηδη παρ Αιγυπτιοις. etc.

Φορνυτ. περι των παραδεδομενων Μυθων Cap. 17.

f) Σχεδον δε και παντα τα ονοματα των Θεων εξ Αιγυπτυ εληλυθε εις την Ελλαδα.

Ηροδοτ. Ευτερπη.

g) Man sehe weiter unten, gegen das Ende dieses Abschnittes.

h) Θαλης, Μελοποιος ανηρ, και νομοθετικος. *Strabo* Lib. X. Lycurg, sagt man, fand den Thales auf seinen Reisen in Creta, und schickte ihn nach Lacedämon.

die alten Gesetzgeber der Nasen, ihre göttlichen Unterweisungen auszubreiten, und ihre Sittenlehre beliebt zu machen i).

Die großen Männer, die nach ihnen kamen, und in dieser alten Schule des Gottesdienstes der Staatsklugheit erzogen waren, legeten sich, da sie die Regierungen Griechenlandes allbereits fest gesetzet fanden, auf die Weltweisheit; wie Demokritus, Pythagoras und der Milesier Thales. Diese durchwanderten, außer ihren Reisen nach Aegypten, den größten Theil des Orients k). Demokritus und Thales, welche in Zeiten fielen, wo man noch nicht so heimlich war, machten ihre Meynungen deutlich bekannt: Orpheus, Musäus und Onomakritus aber, ja selbst Pythagoras, nahmen sehr vieles von der heimlichen an sich haltenden Art ihrer Lehrmeister an. Sie lehreten durch die Allegorie, und affectirten etwas geheimnißvolles in ihren gemeinsten Handlungen.

Pythagoras, ob er gleich am spätesten lebte, scheint vornehmlich die Errichtung einer Secte, oder vielmehr einer Aehnlichkeit von einer Republik, im Sinne gehabt zu haben: welches machte, daß er ganz besondre Wege nahm, seine Schüler zu bilden, und die Bewunderung der Leute zu erwecken. Und es machte in der That, bey alle diesem, das

i) Προτερον μεν εν ποιημασι εξεφερον οι Φιλοσοφοι τα δογματα, και τȣς λογȣς, ωσπερ ΟΡΦΕΥΣ και Ησιοδος.
Πλȣταρχ. περι Πυθ. και ΕΓ.

k) Pythagoras et Democritus - - ambo, peragratis *Persidis*, *Aethiopiae*, *Arabiae*, *Aegyptique* Magis. *Plin.* Lib. XXV. cap. II.

Stillschweigen und der Aberglauben einen nothwendigen Theil ihrer Anweisungen aus. Allein zum Glück für Griechenland hatten sie, ob sie gleich ihre Lehren in die Fabel einkleiden konnten, doch keine unbekannten Zeichen, damit zu schreiben; so daß ihre Lehren und Meynungen zum Vorscheine kamen, da ihre Verse öffentlich an das Licht traten, und ihre Weise bekannt wurde.

Linus soll, mit alten pelasgischen Buchstaben den Feldzug des ersteren Bacchus beschrieben, und Nachrichten von andern Begebenheiten der fabelhaften Jahrhunderte hinterlassen haben l). Er schrieb von der Entstehung der Welt, und dem Ursprunge der Dinge, von der gemeinen Grundlegung der Aegyptier, und darauf von der griechischen Gottesgelahrtheit. Wie er für den Vater ihrer Dichtkunst gehalten wird, so steht er auch in den ägyptischen alten Nachrichten, die von ihren Priestern aufbehalten worden, an der Spitze der Würdigsten, welche in dieses Land Erkenntniß zu suchen gekommen sind m). Laertius hat die erste Zeile aus seinem Gedichte von der Schöpfung n) aufbehalten.

Ην ποτε χρονος ετος, εν ω αμα παντ᾽ επιφυκει.

Es enthält eine Vorstellung von dem alten Chaos, oder ursprünglichen Zustande der Natur, da die Elemente unter einander vermenget lagen, und Verwirrnng und Finsterniß eine unbeschränkte Herrschaft ausübeten. Eben dieser Schrift-

l) *Diodorus Sicul.* Biblioth. Lib. III.
m) Ibid.
n) In Prooemio.

Schriftsteller füget hinzu, man habe von dem Anaxagoras geglaubet, daß er von demselben Gelegenheit genommen, seinen berühmten Satz auf die Bahn zu bringen: „daß ursprünglich alle Dinge, in einer „mit sich selbst uneinigen und unordentlichen Masse, „unter einander vermenget gelegen, bis endlich ein „verständiges Wesen gekommen und sie in Ordnung gebracht habe o).„

Zu einer Zeit mit dem Linus lebte Anthes von Anthedon p), einer Stadt in Böotien. Er schrieb Lobgesänge q) zum Preise der Götter; das ist der Kräfte und Hervorbringungen der Natur, deren stärkere Aspecten und rührende Empfindungen der Ursprung der Entzückung und der Verse gewesen zu seyn scheinen. Feste und Opfer beförderten die Entzückung sehr, und schickten sich vollkommen wohl zu der damaligen Beschaffenheit der Menschen. Horaz saget, die römische Satyre habe an einem Erdtenfeste der alten Italiäner ihren Anfang bekommen, als sie der Erde geopfert, und dem Schutzgotte der Wälder r) Milch ausgegossen; und die Erfindung des heroischen Sylbenmaaßes wird einer

o) Virgil hat ihn abgeschrieben:
Principio, Coelum ac terres, Camposque liquenteis
Lucentemque globum Lunae, Titaniaque Aſtra
Spiritus intus alit: totamque infuſa per Artus
MENS agitat Molem. Aeneid. Lib. VI.

p) *Pauſanias*, Boeot. Lib. IX.

q) *Plutarch.* de Muſica.

r) *Tellurem* porco, *Siluanum* lacte piabant;
Floribus et Vino *Genium*, memorem breuis Aeui.
Horat. Ep. I. lib. II. ad Aug.

Weibesperson, der Phemonoe, der ersten Priesterinn des Apollo, zugeschrieben s).

Pampho t) ein Attiker von Geburt und Schüler des Linus, sang zuerst von den Gratien, ohne ihre Anzahl zu bestimmen, oder ihnen Namen zu geben. Er beweinete den Tod seines Lehrmeisters in einem Trauerliede, ΟΙΤΟΛΙΝΟΣ genannt. Er besang die Entführung der Proserpina von dem Gotte der Höllen, und schrieb Lobgesänge auf den Jupiter, die Diana und Ceres. Philostratus saget, Homer habe den Lobgesang auf den Jupiter abgeschrieben, und verbessert u).

Jedoch ORPHEUS, dieser in der Dichtkunst so große Name, hat den Ruhm aller übrigen verdunkelt. Man saget ebenfalls, daß er einer von den Schülern des Linus gewesen sey; wiewohl Plutarch ausdrücklich behauptet, daß er niemanden in seiner Dichtkunst oder Musik nachgeahmet habe, sondern selbst ein Original gewesen sey w). Es ist bey

s) Εξαμετρων καταρξαι λεγεται τις ΦΗΜΟΝΟΗ γυνη, Προφητις Απολλωνος.
Ευσταθ. προοιμ. προς Ομηρον.
und Strabo: Πρωτην δε ΦΗΜΟΝΟΗΝ φασιν γενεσθαι πυθιαν. Lib. IX.

t) *Pausanias* Boeot.

u) Pampho hat gesagt:
Ζευ κυδιστε, μεγιστε Θεων, ειλημμενε κοπρων,
Μηλειη τε, και ιππειη, και ημιονειη.
An dessen Statt, hat es Homer mit mehrerer Anständigkeit also verändert:
Ζευ κυδιστε, μεγιστε, κελαινεφες, αιθερι ναιων.
Φιλοστρατ. Ηρωικων.

w) Ουδε Ορφευς ουδενα φαινεται μεμιμημενος. Περι Μουσικης.

bey alle dem gewiß, daß er eben so wohl, als sein vorgegebener Lehrmeister, eine Reise nach Aegypten gethan habe; wo er sich lange aufhielt, und zu den Geheimnissen ihrer Weltweisheit und Religion hinzugelassen wurde.

Nach seiner Zurückkunft leistete er seinem Vaterlande, oder vielmehr dem Volke, unter welchem es ihm zu leben gefiel, (denn man hält ihn für gebürtig aus Thracien), größere Dienste. Selbst seine Handlungen sind in eine Allegorie eingekleidet, und in eben der Art der Fabel erzählet worden, die er bey seinen Göttern und Helden zu gebrauchen pflegte. Ob er etwas von seinen eigenen Arbeiten in Schriften hinterlassen habe, das ist für mich ein großer Zweifel. Ich finde keinen Grund zu schließen, daß er es nicht gethan habe. Allein der Ruf von seiner Einsicht war so groß, daß wir von dem Suidas x) die Aufschriften von sechszehn oder siebenzehn Gedichten haben, die unter seinem Namen, hauptsächlich von den Pythagoräern welche seine Lehre annahmen, geschrieben worden; und die Anzahl derer, die es von andern sind, können wir gut zweymal so hoch rechnen. Sie sind philosophisch, prophetisch und gottesdienstlich, und man glaubet, daß sie seine wahre Meynungen, und die natürliche Art seiner Verse enthalten.

Er fieng seinen Gesang von dem alten Chaos, und dessen Verwandelungen und Veränderungen an, und fuhr in denselben fort, mit den verschiedenen Stufen der Schöpfung; dem Geschlechte des Saturnus, oder der Zeit, dem Aether, der Liebe

x) In Orpheo.

be und der Nacht; der Geburt und dem Geschlechte der Giganten; und endigte denselben mit der Bildung der Menschen y). Er suchte durch seine Geheimnißvollen Lehren, eine Ehrfurcht gegen die Götter in dem Herzen seiner Zuhörer zu erwecken, damit er sie von der Barbarey und dem Blutvergießen abziehen, und ihnen eine Lust zu einer freundlichen und geselligen Aufführung beybringen möchte. z) Wenn uns Aristophanes seine geleisteten Dienste kürzlich erzählen will, so sagt er:

ΟΡΦΕΥΣ μεν γαρ τελετας δε' ημιν κατεδειξε,
 φονων τ' απεχεσθαι.

Es lehrete Orpheus uns die heiligen Gebräuche, vom Morden abzustehn a).

Wie sein Name viele Zeitalter hindurch in Griechenland in Absicht auf die Heiligkeit und Weisheit, der berühmteste war, so mußten seine Lehren, wo sie nicht von ihm selbst der Schrift anvertrauet sind, durch die mündliche Uberlieferung seyn gültig gemacht worden. Der Fürst der Weltweisen zieht zwo Zeilen

y) Er sang, Αρχαιε μεν πρωτα ΧΑΟΥΣ αμεγαρτον αναγκην,
 Και ΚΡΟΝΟΝ, ος τ' ελοχευσεν απειρεσιοισι υφ' ολκοις
 ΑΙΘΕΡΑ, και διφυη περιοπτεα κυδρον ΕΡΩΤΑ,
 ΝΥΚΤΟΣ αειγεννητης Πατερα κλυτον· ον ρα ΦΑΝΗΙΑ
 Οπλοτεροι καλεεσι βροτοι, πρωτος γαρ εφανθη.
 ΒΡΙΜΟΥΣ τ' ευδυνατοιο γονας· ηδ' εργαιδηλα
 ΓΙΓΑΝΤΩΝ, οι λυγρον απ' Ουρανε εςαξαντο
 Σπερμα γονης το προσθεν, οθεν γενος εξεγενοντο
 ΘΝΗΤΩΝ, οι κατα γαιαν, απειριτον αιεν εασι
 ΟΡΦΕΥΣ Αργοναυτ.

z) Horat. ad Pison.

a) ΒΑΤΡΑΧ.

len aus seiner Theogonie an, ohne den geringsten Argwohn merken zu lassen, daß sie nicht ächt b) wären; welches auch Aristoteles, der große Kunstrichter, beydes aus ihm c), als aus seinem Nachfolger thut d). Ja, so spät als die Regierung des Kaisers Augustus ist, erwähnet Diodor, der Sicilier, noch des Gedichtes von dem Orpheus, als eines Stückes, das damals sowohl wegen seines Inhaltes, als wegen des besondern Wohlklanges, in welchem es aufgesetzt war, ungemein bewundert wurde e). Und ich kann auch in der That nicht zweifeln, daß die Schriften die unter seinem Namen herumgiengen, sie mögen nun von dem Musäus oder Onomakritus geschrieben seyn, nicht seine ächten Lehren enthalten haben sollten f).

Musäus war der berühmte Schüler des Orpheus, und vielleicht gar sein Sohn. Virgil redet von ihm, als dem Größten unter den Dichtern. Er scheinet sich mit der Einrichtung oder Verbesserung der Sitten weniger abgegeben zu haben, als sein Lehrmeister; weil ihn vielleicht das unglückliche Ende dieses theologischen Helden davon abschreckte. Doch verfertigte er Weißagungen und Lobgesänge, und schrieb heilige Unterweisungen, welche

b) ΟΚΕΑΝΟΣ πρωτος καλιρρους ηρξε γαμοιο.
Ος ρα κασιγνητην ομομητορα Τηθυν οπυιεν.

c) Αριστοτελ. Οικονομικων. α. Κρατυλος.

d) Φησι γουν και Μουσαιος ειναι, ΒΡΟΤΟΙΣ ΗΔΙΣΤΟΝ ΑΕΙΔΕΙΝ. Αριστοτ. πολιτ. θ.

e) Και γαρ ποιημα συνεταξε το θαυμαζομενον και κατα την ωδην εμμελεια διαφερον. Διοδορ. Σικελ. βιβλιοθ. δ.

f) Sie wurden die ΟΡΦΙΚΑ ΕΠΗ genannt. Ἐν τοις Ορφικοις καλουμενοις επεσι, sagt Aristoteles. περι ψυχης. α.

che er an seinen Sohn richtete. Er verordnete Reinigungen und Versöhnopfer, besang die Kriege der Titanen, und hinterließ etwas von der Sternseherkunst. Sein größtes Werk aber, und das in diesen Tagen die meiste Ehre brachte, war eine Theogonie, oder Geschichte von der Schöpfung g). Pausanias ist der Meynung, daß ein Lobgesang auf die Ceres das einzige ächte Uberbleibsel von diesem philosophischen Dichter sey h). Er hat einen Sohn und eine Tochter, den Eumolpus und Helenen, welche beyde den Helikon bestiegen haben. Der Sohn schrieb von den Geheimnissen der Ceres, und von den Gottesdienstlichen Gebräuchen des Bacchus, und von dem Frauenzimmer erzählet man, daß sie den trojanischen Krieg besungen habe i).

Zu einer Zeit mit diesen lebte SYAGRUS, dessen Charakter noch mehr auf das eigentliche Amt eines Dichters eingeschränkt ist k). Aelianus saget, er habe gleichfalls den trojanischen Krieg besungen, und sey „der erste gewesen, der seiner Muse „über diesen edlen Inhalt den freyen Lauf gelassen „habe.„ D. Laertius nennet ihn SAGARIS [illegible] und

g) *Diog. Laërtus* in Procem. Wo er einen Lehrsatz aus des Musäus Weltweisheit anführet: Εξ ενος τα παντα γινεσθαι, και εις τ'αυτον αναλυεσθαι.

h) *Atticis* et *Messeniacis*.

i) *Hephaestio* apud *Photium* Codice CXC. *Svidas* in *Eumolpo*.

k) Οτι ΣΥΑΓΡΟΣ τις εγενετο ποιητης μετ' Ορφεα και Μυσαιον, ος λεγεται τον ΤΡΟΙΚΟΝ ΠΟΛΕΜΟΝ πρωτος ασαι. Μεγιςης ετος υποθεσεος λαβομενος, και επιτολμησας ταυτη.

Αιλιαν. Ποικιλ. Ιςορ. βιβ. ιδ. κεφ. α.

und setzt ihn in die Tage des Homerus selbst herunter; dessen Nebenbuhler und Feind, wie er saget, er war, so lange als er lebte, wie Xenophanes bewies, nachdem er todt war l).

Mit mehrerer Gewißheit können wir berichten, daß der Sohn des Amythaon, der prophetische MELAMPUS, die Geheimnisse der Proserpina aus Aegypten nach Griechenland gebracht habe. Er lehrete sie die Erzählung von den Titanen, und nach dem Diodor, το συνολον, την περι τα ΠΑΘΗ ΤΩΝ ΘΕΩΝ ιϛοϱιαν, „die ganze Geschichte von den „Thaten und verdrüßlichen Begebenheiten der Göt„ter m).„ Er wird von dem Homer selbst gerühmet, welcher sonder allen Zweifel mit seiner Götterlehre bekannt war n).

Um die Zeiten des Linus kam OLEN aus Lyzien o), und verfertigte die ersten Lobgedichte, die zu Delos bey ihren Feyerlichkeiten, welche unter die ältesten in p) Griechenland gehöreten, abgesungen wur=

l) In Procemio, und in dem Leben des Xenophanes, γεγραφε δε και εν ελεγειαις, και Ιαμβοις καθ' ΗΣΙΟΔΟΥ και ΟΜΗΡΟΥ, επισκοπτων αυτων τα περι Θεων ειρημενα.

m) *Diodor.* Biblioth. Lib. I.

n) Οδυσσ. Ραψωδ. α. wie auch Ραψωδ. ο.

o) Ουτος δε ο ΟΛΗΝ και τας αλλας τας παλαιας ουνας εποιησε εκ Λυκειης ελθων τας αειδομενας εν Δηλω. Ηϱοδοτ. Μελπομενη. βιβλ. δ.

p) Λυκιος δε ΩΛΗΝ ος και τας υμνας τας αϱχαιοτατας εποιησεν Ελλησι. Πανσαν Βοιωτ.

Plutarch versichert, auf das Ansehen des Antikles und Istrus, zweener alten Schriftsteller, die Bildsäule des Apollo zu Delos habe in der einen Hand einen Bogen gehabt, und mit der andern die drey Gratien gehalten, von denen eine jede ein musikalisches Instrument gehabt;

wurden. Homer besuchte diese Feste selbst, um die schönen Kinder der Latona zu preisen, und den Joniern zu singen, welche sich bey diesen Gelegenheiten in großer Menge nach Delos begaben. Er rühmet sich, daß er HΔΙΣΤΟΣ ΑΟΙΔΩΝ, der anmuthigste Sänger sey, der dahin käme. q)

THYMOETES, ein Enkel des Laomedon, welcher zu den Zeiten Orpheus lebte, wird als der größeste unter den frühzeitigen Reisenden angeführet. Er soll außer den damals bekannten Ländern, nämlich Asien und Aegypten, die er besuchte, durch Africa nach den abendländischen Gegenden gereiset seyn. Daselbst sahe er die Insel, auf welcher, wie die alten Einwohner behaupteten, Bacchus war erzogen worden; und nachdem er von den Nysäern die Thaten dieses Gottes erfahren, verfertigte er, nach seiner Zurückkunft, in der alten Mundart, und schrieb mit den alten Buchstaben das Stück, welches die phrygischen Gedichte genannt wird. r)

Die Griechen bekamen in der That ihre ordentliche Musik aus klein Asien. Der Befestiger von Theben, der berühmte Amphion, wird der Erfinder der Musik genannt, ich verstehe in Griechenland. Man legt ihm die Ehre bey, die erste Ley-

gehabt; die eine eine Leyer, die andere eine Flöte, und die dritte eine Syrinx, oder Pfeife. Was das Alterthum derselben anbelanget, so sagte man, Ουτω δε παλαιον εςι το αφιδρυμα τυτο, ωςε τυς εργασαμενυς αυτο, των καθ' Ηρακλεα μεροπιον φασιν ειναι. Περι Μυσικης.

q) Siehe den 8ten Abschnitt.

r) Diodor. Biblioth. Lib. III.

Leyer s) gemacht zu haben; und es ist gewiß, daß er sich beydes seiner lieblichen Melodien als seiner überredenden Versart bedienet, die wilden Einwohner zu bewegen, ihre Stadt mit einer Mauer zu umgeben und ein ordentliches Leben zu führen. Allein mit was vor Fuge er der Erfinder des lydischen Sylbenmaaßes genannt wird, das kann ich schwerlich begreifen t).

Der Phrygier MARSYAS u) machet einen Anspruch auf die Erfindung der gedoppelten Flöte, und auf das Sylbenmaaß, welches von seinem Vaterlande den Namen hat. Er stund bey den Alten in großer Hochachtung, und scheint seine poetische Ader und Vollkommenheiten zu sehr gewußt zu haben, welches aus der Erzählung von seinem Streite mit dem Apollo zu ersehen ist. Es glauben einige, daß das unglückliche Ende dieses Tonkünstlers, welcher

s) Plato sagt, wenn er von der Erfindung der Künste redet, *τα μεν* ΔΑΙΔΑΛΩ *καταφανη γεγονε ταδε* ΟΡΦΕΙ, *τα δε* ΠΑΛΑΜΗΔΕΙ. *ταδε περι Μυσικην* ΜΑΡΣΥΑ *και* ΟΛΥΜΠΩ, *περι λυραν δε* ΑΜΦΙΟΝΙ. Νομων. γ.

t) Musicam inuenit *Amphion*; Fistulam et Monaulum (ΜΟΝΑΥΛΟΝ). *Pan* Mercurii; obliquam Tibiam Midas in Phrygia; geminas Tibias *Marsyas* in eadem gente; Lydios Modulos, *Amphion*; Dorios, *Thamyras* Thrax; Phrygios, *Marsyas* Phryx; Citharam, *Amphyon*; vt alii *Orpheus*; vt alii Linus; septem Chordis additis *Terpander*; octauam *Simonides* addidit; nonam *Timotheus*. Cithara sine voce, cecinit *Thamyras* primus, cum cantu *Amphion*; vt alii *Linus*. Citharœdica Carmina composuit *Terpander*; cum Tibiis canere voce, Trœzenius *Dardanus* instituit.

Plinii Histor. Nat. Lib. VII. §. 56.

u) *Suidas* in Μαρσυας.

welcher unsinnig wurde, und sich in einen Fluß stürzete, der seinen Namen führet w), den Grund zu dieser Fabel geleget habe.

Sein Schüler OLYMPUS theilet mit ihm die Ehre von der Erfindung des phrygischen Sylbenmaaßes x), und maaßet sich den Ruhm an, der erste gewesen zu seyn, der ein Nänia, oder Leichengedicht, gesungen hat. Man saget von ihm, er habe auf den Tod des Python αυλησαι ΕΠΙΚΗΔΕΙΟΝ Λυδιϛι „ein Leichengedicht nach der lydischen Weise auf der Flöte gespielet y).„ Seine Aufsätze sind von dem Aristoteles ausgelesen worden, als die alleranmuthigsten, und geschicktesten den Gemüthern der Zuhörer Leidenschaften und Entzückung z) einzuflößen. Und er hat das Zeugniß von dem sich hierauf verstehenden Plutarch, daß er seine Kunst sehr hoch gebracht habe, indem er einige, der Welt bis dahin unbekannte, Arten von Musik eingeführet, und der Fürst und Erfinder der schönen griechischen Weise gewesen a). Der Liebling der Musen, in mehr

w) *Xenophon* Αναβασ. βιβλ. α.

x) Νομοι δε ΟΛΥΜΠΟΥ και ΜΑΡΣΥΟΥ Φρυγιοι και λυδιοι; και Ολυμπου Επιτυμβια. Πολυδευκ. Ονομαϛικον.

y) Πλȣταρχ. Περι Μȣσικης. Er sagt, es gebe zween dieses Namens.

z) Ολυμπȣ μελη ομολογȣμενως ποιει τας ψυχας ενθȣσιαϛικας. [illegible] Πολιτ. δ.

Und ein wenig nachher, wenn er von den verschiedenen Harmonien und ihren Wirkungen redet; spricht er, Ενθȣσιαϛικȣς δ' ημας ποιει η Φρυγιϛι (αρμονια.) Daß also Olympus der Urheber derselben ist.

a) Φαινεται δ' Ολυμπος αυξησας Μȣσικην, τω αγεννητον τι, και αγνοȣμενον υπο των εμπροσθεν εισαγαγειν και αρχηγος γενεσθαι της ελληνικης και καλης Μȣσικης. Πλȣταρχ. ibid.

mehr als einem Verstande b), THAMYRAS der Thrazier, spielete am ersten auf der Leyer, ohne darein zu singen. Dieses that er, um seine mannichfaltige Geschicklichkeit zu zeigen, denn er verfertigte auch zu gleicher Zeit Lobgesänge c), als welches die fromme Beschäfftigung der alten Dichter war. Er sang auch von den Kriegen der Titanen d), und schrieb ein Gedichte von dreytausend Versen über die große Grundlegung der Religion und Sittenlehre, die ΚΟΣΜΟΓΟΝΙΑ, oder Erzeugung der Welt, oder ΘΕΟΓΟΝΙΑ, welches ein gleichvielbedeutender Ausdruck ist e).

Die Trözenienser pralen mit einem epischen Dichter, OROEBANTIUS genannt, welcher vor dem Homer geschrieben haben soll, ich kann aber nicht sagen, über was vor einen Inhalt f). Allein MELESANDER der Milesier besang die Schlacht der Lapithen und Centauren g), welche ein sehr berühmtes Treffen in den frühen Jahrhunderten gewesen zu seyn, und den jungen Musen in Grie-

Mm 2 chenland

b) Siehe das Verzeichniß Ιλιαδ. β. und den Artikel von den Pyliensern unter dem Nestor, wo Homer des Thamyris erwähnet; wie auch die Anmerkungen des Eustathius.

c) Πλατων Νομων η.

d) Πλυταρχ. περι Μυσικης.

e) *Svidas* in Thamyre.

f) Οτι ην ΟΡΙΒΑΝΤΙΟΥ τυ Τροιζηνιυ Επη προ Ομηρυ, ως φασι οι Τροιζηνιοι λογοι. Και τον Φρυγα δε ΔΑΡΗΤΑ, υ Φρυγιαν ιλιαδα ετι και νυν αποσωζομενην οιδα, προ Ομηρυ και τυτον γενεσθαι, λεγυσι.

Αιλιαν. Ποικιλ. ιστορ. βιβ. ια. κ. β.

g) Μελισανδρος ο Μιλησιος, ΛΑΠΙΘΩΝ και ΚΕΝΤΑΥΡΩΝ Μαχην εγραψεν. Ibid.

chenland ein großes Feld, sich darauf zu üben, an die Hand gegeben zu haben scheint.

Der weise PALAEPHATUS h) soll ein Sohn des Hermes, und nicht lange nach der berühmten Phemonoe, gewesen seyn. Es hat nach ihm viele große Männer dieses Namens gegeben; allein dieser bewundernswürdige Alte besang die Erzeugung des Apollo und der Diane, und den Streit der Minerva mit dem Neptunus. Er schrieb ein Gedichte auf die Locken der Latona (ΛΗΤΟΥΣ ΠΛΟΚΑΜΟΝ) und ein anderes von einer nicht gemeinen Art, „die Stimme und Reden der Venus und Liebe i).„ Er verfertigte auch ebenfalls eine ΚΟΣΜΟΠΟΙΙΑ, oder Geschichte von der Schöpfung der Welt, in fünftausend Versen.

Dieses sind einige von den Männern, in deren Händen die alte Götterlehre und Dichtkunst zusammenwuchs. Wenn ich dieselben überdenke, so halte ich es für ein Glück, daß das edle Werk des Hesiodus bis auf unsere Zeiten gekommen ist. Wir würden sonst schwerlich wissen, was wir aus so vielen ΘΕΟΓΟΝΙΑΙϹ ΚΟϹΜΟΠΟΙΙΑΙΣ und ΚΟϹΜΟΓΟΝΙΑΙϹ, als wir erzählet haben, machen sollten. So aber erkennen wir aus denselben, daß die Geburt der Götter, der Ursprung der Dinge, und die Schöpfung der Welt, bloß abwechselnde Ausdrücke sind, und in der alten Schreibart einer gerade eben das, als der andere bedeutet. Sie waren der gemeine Inhalt der ersten Dichter und Gesetzgeber, als der frühesten Weltweisen, welche durch ihre

h) *Suidas* in *παλαιφατος.*

i) Φωνας και Λογυς Αφροδυτης και Ερωτος. Id. ib.

ihre verschiedene Verbesserungen und Zusätze den Hesiodus und Homer, ihre Nachfolger, in den Stand setzten, selbige unter gewisse Regeln zu bringen, welche so lange als Griechenland ein freyes Land war, im Flor waren, und auch noch einige Zeit nach dem Verluste seiner Freyheit dauerten.

Und nunmehro wollte ich Ew. Hochgebornen gerne den Verdruß ersparen, noch etwas weiter von den Büchern anhören zu müssen, die sich etwa in des Phemius oder seines Schülers Vorrathe befunden haben mögen, wenn man nicht eine vorgefaßte Meynung hätte, „daß diese Schriften, die ich genannt, „später wären, als unser Dichter.„ Und dieser Meynung ist der große Geschichtschreiber und Kenner der griechischen Alterthümer, HERODOTUS der Halikarnassenser. Was die Götter anbelanget, saget er, „von wannen ein jeder von denselben „hergekommen, oder ob sie allezeit da gewesen, oder „was vor eine Gestalt oder Form sie an sich hätten, „davon wußten die Griechen nichts, als bis sehr „späte. Hesiodus und Homer sind, wie ich glaube, ohngefähr vier hundert Jahre älter als ich, und „mehr nicht. Und dieses sind die Männer, welche „für die Griechen eine Götterlehre macheten; welche den Gottheiten ihre Namen gaben, ihre Eigenschaften bestimmeten, ihre Ehrenstellen anwiesen, „und ihre Gestalten beschrieben. Was die Dichter „betrifft, die vor diesen Männern gelebt haben sollen, „so bin ich der Meynung, daß sie nach ihnen „gekommen sind„ k). So weit der Geschichtschreiber, welcher sonder Zweifel den Linus, Orpheus,

k) Ευτεǵπη. βιβ. β.

pheus und ihre Schüler unter den Dichtern verstehet, die er nicht nennet.

Was er von dem Hesiodus und Homer saget, das muß in einem oder dem andern von diesen Fällen wahr seyn: sie haben entweder ihr ganzes Lehrgebäude unmittelbar aus Aegypten gebracht, und es in Griechenland bekannt gemacht, welches bis dahin nichts von Religion und gottesdienstlichen Gebräuchen gewußt; oder sie haben ohne einen andern Beystand, als ihrem eigenen Witze, dasselbe gänzlich selbst ersonnen. Jedoch eins ist so unglaublich als das andere.

Wer die Natur dieser Art von Schriften nur etwas kennet, der darf nur eine einzige Betrachtung anstellen, wenn er überzeuget werden will, daß eine Theogonie ein Stück von tiefer Gelehrsamkeit und ungeheurer Arbeit ist. „Es ist ein Lehrgebäude von der ganzen Welt, welches in eine Allegorie gebracht und eingekleidet ist: „Es ist ein Werk, das aus unendlich vielen Theilen „zusammengesetzt ist, von welchen ein jeder für sich „selbst eine Entdeckung gewesen, und demjenigen, der „darinn unterrichtet worden, als ein Geheimniß „anvertrauet worden l). Sie zu ersinnen und zu„sammen zu setzen ist ein Werk von einigen Jahr„hunderten, und die vereinigte Bemühung der „Staatsklugheit und Weltweisheit gewesen.„

Auf der andern Seite, so waren Hesiodus und Homer auch nicht die ersten, welche die Religion in Ae-

l) Γνωσεαι αθανατων τε Θεων θνητων τ᾽ ανθρωπων ΣΥΣΤΑΣΙΝ, ητε εκαςα διερχεται, ητε κρατειται.

Πυθαγορȣ χρυσ. Επη.

Aegypten erlerneten, und sie über die See nach Griechenland brachten. Auch nur eine geringe Bekanntschaft mit ihren Schriften wird einen jeden, der einen Geschmack hat, überführen, daß sie die Uebung eines Gottesdienstes beschreiben, der schon seit langer Zeit in ihrem Lande eingeführet gewesen. Hundert Stellen in beyden Schriftstellern machen es überflüßig klar, daß die Griechen die Namen und Naturen ihrer Götter gewußt; und Opfer, Ceremonien, Tempel, Priester, Gebether und Gesänge lange vorher, ehe Hesiodus oder Homer gebohren worden, gehabt haben.

Jedoch es ist unnöthig, andere Beweise zu gebrauchen, als die eigenen Worte dieses edlen Geschichtschreibers. Im Anfange eben dieses Buches, wenn er von dem Ursprunge des Wortes OZEAN m) redet, saget er: OMHPON δε, η τινα των HPOTEPON ΓΕΝΟΜΕΝΩΝ Ποιητων, δοκεω το ουνομα ευροντα, εις την ποιησιν εσενεικασθαι. „Homer hat, wie ich mir einbilde, oder einige Dichter „die vor ihm gelebet, dieses Wort erfunden, und „der Dichtkunst einverleibet. Oder wenn wir so gü„tig seyn, und zugeben wollen, daß er an dieser Stelle unachtsam, und nach der gemeinen Meynung geredet habe; wie wollen wir das zusammen

 rei-

m) Es scheint ein punisches oder phönizisches Wort (Og) zu seyn, welches eine Mark bedeutet; weil die See die Gränze des festen Landes ist. Dieses ist vielleicht die Ursache, warum Homer den Fluß Nil, den OZEAN nennet. Ωκεανυ τε Ροας.

reimen, wenn er uns ausdrücklich erzählet, Melampus, ein Mann, den Homer selbst n) drey Geschlechter vor den trojanischen Krieg setzt, dieser Melampus habe die Griechen am ersten den Namen und die Opfer des Bacchus gelehret o)? Die Gebräuche bey den Leichenbegängnissen, so die Or„phischen und Bacchischen genannt worden, wä„ren wirklich und ursprünglich aus Aegypten? Und „überhaupt, daß die Aegyptier die ersten von dem „menschlichen Geschlechte wären, welche Feyerlich„keiten im Gebrauche gehabt, Proceßionen angestellet, „und Unterweisungen in den Geheimnissen eingefüh„ret; und daß παρα ΤΟΥΤΩΝ Ελληνες μεμαθηκάσι p) die Griechen selbige von diesen gelernet hätten?„

Denn ist es nicht leichte, den Schluß zu machen, daß, wenn die Leichengebräuche, Opfer, und der Name des Bacchus in dem Homer gefunden werden; und der Geschichtschreiber uns erzählet, daß Melampus und Orpheus dieselben am ersten aus Aegypten gebracht, und sie die Griechen gelehret hätten; ist es sage, ich, nicht leichte zu schließen, „daß „dieser große Schriftsteller, welcher seinen Kopf voll „von dem Alterthume der ägyptischen gottesdienst„lichen Gebräuche gehabt, im Gegensatze gegen die „erst neu aufgekommene Religion Griechenlandes „un-

n) Οδυσσ. Ραψωδ. ο.
o) Ευτερπη. βιβ. β.
p) Ibid.

„unversehens in eine Unbeständigkeit gerathen sey, „wenn er saget, Homer und Hesiodus wären die „Männer, welche für die Griechen eine Götter„lehre gemacht, und ihnen den ersten Unterricht von „den Namen und Naturen ihrer Gottheiten gegeben „hätten?„ Es bleibt daher übrig, daß diese Väter unserer Dichtkunst, wo nicht Muster nach welchen sie haben arbeiten können, welches bey dem Hesiodus q) statt zu finden scheint, doch wenigstens eine Menge Materialien gehabt haben, von welchen sie ihr Werk haben aufführen können; und diese Materialien konnten nichts anders, als die entweder mündlich oder schriftlich aufbehaltenen Lehren der Männer seyn, deren ich itzt gedacht habe r).

Und auf diese Art finden wir eine Antwort auf die Frage, was vor eine Gelehrsamkeit damals vorhanden, und was vor eine Art von Erkennt-

 nisse

q) Αλλα τȣ μεν Ησιοδȣ τελειοτερον τοτ αν η εξηγησις γενοιτο, (er redet von der Natur des Saturnus) τα μεν τινα, ως οιμαι, παρα των ΑΡΧΑΙΟΤΑΤΩΝ αυτȣ παρειληφοτος, τα δε μυθικωτερα αυτȣ προσθεντος. ω τροπω και πλειστα θεολογιας διεφθαρη.

ΦΟΡΝΟΥΤ. περι των παραδεδομενων Μυθων. κεφ. ιζ.

r) - - - Fuit haec ſapientia quondam,
Publica priuatis ſecernere, ſacra profanis;
Concubitu prohibere vago, dare iura maritis,
Oppida moliri, leges incidere ligno:
Sic honor et nomen *diuinis* vatibus, atque
Carminibus venit. POST *hos* inſignis Homerus.

Horat. ad Piſones.

nisse in den Tagen Homers zu erhalten möglich gewesen? Sie war gänzlich fabelhaft und allegorisch. „Die Kräfte der Natur und die menschlichen „Leidenschaften waren der Gegenstand derselben; und „sie beschrieben ihre verschiedene Wirkungen mit ei„niger Gleichheit und Aehnlichkeit mit den mensch„lichen Handlungen. Sie fiengen an mit dem Ur„sprunge der Dinge, und ihren Abwechselungen und „Veränderungen; bezeichneten ihre Natur und ihren „Einfluß; und gaben, in ihrer verblümten Schreib„art, einem jeden eine Person, Sprache und „Art von Wirkung, die sich zu ihren ersonnenen „Eigenschaften schickte „. Dieses nannten sie denn eine Geschichte von der Geburt der Götter; von dem Himmel, das ist der Erde, Luft und See; der Sonne Monde, und Eintheilung des Gestirns; den Flüssen, Wäldern, Felsen, Brunnen, und andern zu der Welt gehörigen Theilen s). Sie erzähleten ihre Liebe und Feindschaften, ihre Heirathen, Unglücksfälle, Empörungen, und Kriege, oder in andern Ausdrücken, das heftige Be-

s) Sic deinde effatur, frondenti Tempora ramo
Implicat, et *geniumque* Loci, *primamque* Deorum
TELLVREM, NYMPHASque et adhuc ignota precatur
Flumina; tum NOCTEM, Noctisque orientia SIGNA,
Idaeumque IOVEM, Phrygiamque ex ordine MATREM
Inuocat, et duplicis *Coeloque Ereboque* Parentis. -
Virgil. Aeneid. VII.

Bestreben ihrer entgegengesetzten Naturen, und die aus ihrem Aequilibrium entstehende Eintracht:

Quid velit, aut possit, Rerum Concordia discors.

So, war die Wissenschaft der frühen Alten beschaffen; und man trifft auch keine andere Art der Gelehrsamkeit in dem Homer an: ich meyne eine solche Gelehrsamkeit, die man durch Hülfe der Bücher oder Lehrmeister erhält; denn was diejenige Erkenntniß anbelanget, die er sich als ein Reisender sammlete, so ist dieselbe von einer andern Art, und verdienet an einem andern Orte, näher und eigentlicher betrachtet zu werden.



* *

IV.

Nachricht von einer Stiftung des Herrn Stolp,

aus dem Lateinischen übersetzet.

Leiden, d. 1. März 1754.

Den 13. Octobr. vorigen Jahres ist Hr. Janus Stolp in einem hohen Alter bey uns gestorben, den nicht sowohl Ehrentitel, als eine weitläuftige und gründliche Gelehrsamkeit, Verstand, und ausnehmende und ungeheuchelte Gottesfurcht allen, besonders den Liebhabern der Wissenschaften schätzbar machten.

Er hat der holländischen hohen Schule zu Leiden, zehen tausend Gülden vermachet, die Einkünfte davon sollen von zwey zu zwey Jahren angewandt werden, ein goldenes Schaustück von 250. Gulden nach einem von ihm selbst gegebenen Vorbilde zu prägen, welches als ein Preiß demjenigen zu Theile werden soll, der von folgenden Gegenständen die beste Schrift ausgearbeitet hat.

Die

Die ersten zwey Jahre soll das Daseyn eines ewigen unendlichen, unkörperlichen, allmächtigen und weisesten Schöpfers und Beherrschers der Welt, dessen Güte gegen die Geschöpfe sich überall zeiget, aus der Betrachtung der Welt, oder eines Theiles von ihr, mit klaren und unwidersprechlichen Beweisthümern gewiesen werden, daß dieses der Grund der natürlichen Religion sey, und zur christlichen den Weg bahne.

Die folgenden zwey Jahre soll die Vortrefflichkeit der christlichen Sittenlehre, besonders wie sie im Neuen Testamente enthalten ist, abgehandelt, und wie weit sie über alles, was menschliche Vernunft erdacht hat, erhoben sey, gewiesen werden.

Die Schriften sind in lateinischer oder in holländischer Sprache abzufassen. Zur Besorgung dieses Gestiftes hat er namentlich folgende von den hiesigen Professoren ersuchet, Herrn Schultens, aus den Gottesgelehrten, Herrn Rücker und Weisen aus den Rechtsgelehrten, Herrn van Royen und Gaub, aus den Arztneygelehrten Herrn Hemsterhuys aus den Criticis, Hn. Luloff und Allamand aus den Philosophen. Sie sollen aus eben den Classen der Professoren andere anstatt der abgehenden erwählen.

Alle die sich zur christlichen Religion bekennen, sollen zu diesem Streite eingeladen und zugelassen werden, nur soll niemand etwas in seine Schrift einfliessen

sen lassen, das seine Religion von andern unterscheidet.

Niemand soll sich als Verfasser seiner Schrift auf einige Art kenntlich machen. Nur soll er ihr einen Wahlspruch vorsetzen, und eben denselbigen nebst seinem Namen und Titel in einem versiegelten Papiere beylegen. Des Ueberwinders Papier wird allein eröffnet, die übrigen verbrennt man versiegelt.

Die Besorger der Stiftung schlagen folgendes zum Gegenstande der ersten Abhandlung vor. Was für einen Grad der Gewißheit, die Gründe erreichen können, die man, das Daseyn Gottes zu erweisen, aus Betrachtung der Welt hernimmt, und wie man dergleichen Beweise diese wichtige Wahrheit darzuthun, aufs beste aus der Erfahrung bekräftigen und bündig machen soll.

Man hoffet diejenigen, welche die Stolpische Stiftung befördern helfen wollen, werden ihre Schriften so einrichten, daß keine wortreiche Weitläuftigkeit den beschäfftigten Gelehrten, die sie durchgehen und prüfen müssen, mehr Zeit, als sich gebühret, raube.

Die Schriften selbst können an Joh. Conr. Rückern I. C. und Prof. vor dem 1. Heumonates 1755. ohne ihm Kosten zu verursachen, eingesandt werden. Er wird auch auf Erfodern einen Schein wegen des Empfanges jeder Schrift nach dem Wahlspruche, mit dem sie bezeichnet ist, ausstellen.

Was

Was von den Einkünften des Vermächtnisses übrig bleibt, soll nach des Verstorbenen Anordnung angewandt werden Schriften anzukaufen, die die Gottesgelahrtheit und christliche Sittenlehre, auch die Naturlehre und Naturgeschichte betreffen, und in der öffentlichen Universitätsbibliothek zu Leiden noch nicht zu finden sind. Sie sollen dieser Bibliothek zum gemeinen Gebrauche einverleibet werden.



Inhalt

Inhalt

des fünften Stückes im dreyzehnten Bande.

Hamburgisches Magazin,

oder

gesammlete Schriften,

Aus der

Naturforschung und den angenehmen Wissenschaften überhaupt.



Des dreyzehnten Bandes sechstes Stück.

Mit Königl. Pohln. und Churfürstl. Sächsischer Freyheit.

Hamburg und Leipzig,
bey Georg Christ. Grund und Adam Heinr. Holle.
1754.





I.
Versuch *)
über die Gesellschaft
der
Gelehrten und der Großen,
über
den Ruhm, die Mäcenen und die
gelehrten Belohnungen.

Sine ira et studio, quorum causas procul habeo.
Tacit. Ann. L. I. c. 1.

Es ist kein Volk, das nicht lange Zeit barbarisch, oder vielmehr unwissend gewesen, denn es ist noch nicht entschieden, ob diese Wörter einerley bedeuten. Unsre Nation ist aus Ursachen, die eben so gefährlich zu entwickeln, als leicht einzusehen sind, lange Zeit in der Finsterniß gewesen; sie war deswegen nicht unglücklicher, wenn wir gewissen

*) Aus den Melanges de Litterature de Mr. d'Alembert.

Philosophen glauben sollen, die uns zu unsrer Erbauung beweisen wollen, daß die menschliche Natur durch das Wachsthum der Einsichten verderbt werde; eine Meynung, die ich nicht behaupten will, aber von der ich glaube, daß sie ansteckend genug sey, um selbst diejenigen hinzureißen, die es versuchen würden, sie zu widerlegen. Denn ob gleich die Menschen sich in allen Weltaltern bey nahe gleich sind, sie mögen unwissend oder aufgeklärt seyn; so muß man doch bekennen, daß sie gemeiniglich darunter leiden, wenn sie bekannt werden; und man hat allezeit weit umständlichere Nachrichten von denen Menschen mit denen man lebt, als von den vergangenen Jahrhunderten. Ich will also lieber glauben, daß diese ehrlichen Leute irren, als es unternehmen, ihnen ihren Irrthum zu beweisen, aus Furcht, ich möchte endlich auch damit aufhören, daß ich ihrer Meynung sey.

Doch dem sey wie ihm wolle, der Tag ist uns endlich aufgegangen; da aber die Nacht sehr lange gedauret hat, so ist die Dämmerung und die Morgenröthe gleichfalls sehr lang gewesen. Carl V. einer der weisesten und folglich einer der besten Prinzen, die jemals regieret haben, ob er gleich in der Geschichte bey weitem nicht so berühmt ist, als eine Menge von Königen, die nichts als glücklich oder mächtig gewesen, wandte einige Bemühungen an, den Geschmack an den Wissenschaften in seinen Staaten zu beleben. Er war ohne Zweifel aufgeklärt genug, um mitten unter den Unruhen seines Reiches einzusehen, daß das Studieren der Wissenschaften eines von den unfehlbarsten Mitteln sey, die Ruhe der Monarchien zu versichern, und zwar aus einem Grunde,

de, der eben dieses Studieren den Republiken schädlich machen kann, wenn es zu weit darinn getrieben wird, diese Ursache ist folgende, weil der Reiz, der damit verknüpfet ist, die Menschen so zu sagen zu Einsiedlern und gegen alle andre Gegenstände unempfindlich macht.

Es scheint, als wenn die Nachfolger dieses Monarchen die entweder zu blödsinnig, oder auch despotisch waren, die weise Absicht desselben aus der Acht gelassen; aber die einmal eingedruckte Bewegung dauerte, ob gleich schwach, bis auf Franciscum I. der den eingeschläferten und trägen Geistern einen neuen Stoß gab. Dieser Prinz hatte entweder so viel natürlichen Verstand, daß er die Gelehrten liebte, oder war wenigstens so klug, daß er sie beschützet, denn ohne sie zu lieben beschützt man sie zuweilen, und der Eigennutz und die Eitelkeit betrügt die Gelehrten leicht über die Bewegungsgründe der Achtungen die man für sie hat, auch haben sie ihre Erkenntlichkeit gegen diesen Monarchen auf eine ausnehmende Art bezeuget. Die Gelehrten rechnen wie der Pöbel den Prinzen die geringsten Wohlthaten an, und es ist in der That etwas sehr merkwürdiges in der Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens, daß es scheint, als wenn der Titel eines Vaters der Wissenschaften mehr dazu beygetragen habe, die unzähligen Fehler Francisci I. in Vergessenheit zu bringen, als der weit verehrungswürdigere Name eines Vaters des Volks beygetragen hat, die Fehler Ludwigs des XII. auszulöschen. Es scheint, als wenn die Geschichte dem ersten von diesen beyden Königen, seinen Nebenbuhler um den Ruhm, Carln den V. gleich gemacht

 habe,

habe, der bey seinen weit vorzüglichern Gaben, wenige Schriftsteller zu seinem Lobe aufmunterte, und der die läppische Eitelkeit, bey seinem Leben der Abgott einiger Gelehrten zu seyn, der noch weit weniger wesentlichen und schädlicheren Ehre, das Schrecken Europens zu seyn, nachsetzte.

So geneigt auch der französische Adel ist, die Könige blindlings zu Mustern, selbst in den Lastern, anzunehmen, so zeigte er doch nicht eben einen solchen Geschmack für die Wissenschaften, als Franciscus I. Noch wenig entfernt von denen Zeiten, wo Helden, die nicht lesen konnten, Schlachten gewonnen, und Provinzen bezwungen, kannte er keinen andern Ruhm, als den Ruhm der Waffen; und dieß ist eines von den seltenen Beyspielen, die wir in unsrer Geschichte haben, daß die Faulheit und das Vorurtheil über das Verlangen, sich dem Monarchen gefällig zu machen, gesieget haben. Die natürliche Neigung der Hofleute für die Unwissenheit, befand sich unter den folgenden Königen weit besser, die alle sehr schlechte Beschützer der Wissenschaften waren; ich nehme davon nicht aus, weder Carln den IX. den Verfasser einiger Verse, von denen man niemals würde geredet haben, wenn sie nicht von einem Mornarchen geschrieben wären; noch selbst Heinrich den IV. der, wie man sagt, die Gelehrten ziemlich günstig aufnahm, der aber allen seinen Unterthanen beynahe eben so gut begegnete, weil ihm nach der Eroberung seines Königreichs noch übrig blieb, sich der Herzen seiner Unterthanen zu versichern, und weil eine gar zu vorzügliche Achtung gegen eine ge-

ringe

ringe Zahl seltener Personen, vielleicht nur dazu gedienet hätte, das Volk abgeneigt zu machen.

Indessen da auf der einen Seite die Macht der Könige immer stärker ward, brachten auf der andern Seite die Keime der Kenntniß, die die Bemühungen Franciscus des I. bis zum Aufschießen getrieben hatten; nach und nach in dem Mittelpuncte der Nation einige Früchte, ohne sich bis auf die beyden äußersten Gränzen derselben sehr auszubreiten, das ist, weder bey dem Volke, das sich mit nothwendigen Arbeiten beschäfftiget, um seinen Unterhalt zu gewinnen, noch bey den Großen, die mit ihrem Müßiggange und ihren Intrigven genug beschäfftiget waren. Endlich erschien Ludwig der XIV. und die Hochachtung, die er den Gelehrten bezeugete, gab einer Nation bald den Ton, die gewöhnt ist, ihn von ihren Herren anzunehmen; die Unwissenheit hörete auf das geliebte Antheil des Adels zu seyn, das Wissen und der Verstand, die zur Ehre gerechnet wurden, überstiegen die Gränzen, die ihnen eine unvernünftige Eitelkeit vorgeschrieben zu haben schien. Vornehmlich kam die Philosophie, durch die Blicke des Monarchen belebt, aus der Art von Gefängniß heraus, worein die Dummheit und der Aberglaube sie eingesperret hatten; Vorurtheile von allerhand Art weichen ihr nach und nach ohne Geräusch, und ohne Gewaltthätigkeit, weil es der wahren Philosophie eigen ist, die vorgesetzten Schranken niemals mit Gewalt zu erbrechen, sondern zu warten, bis sie sich von selbst öffnen, oder sich wegzuwenden, wenn sie sich nicht öffnen wollen. Selbst die Kenntnisse die sie nicht hervorgebracht hatte, und die Geister

die am wenigsten für sie gemacht waren, zogen Vortheil aus ihr.

Dieser philosophische Geist, der sich in allen Büchern und in allen Ständen verbreitet hat, ist der Zeitpunct des größten Lichtes einer Nation, alsdann fängt der ganze Haufe des Volks an, Verstand zu haben, oder vielmehr, welches einerley ist, alsdann fängt er an einzusehen, daß es ihm daran fehlet, nachdem man sich zweyhundert Jahre bemühet, Verstand zu verschaffen. Vornehmlich fangen alsdann die Großen an, nicht allein die Werke, sondern auch selbst die Personen, so wohl die berühmten, als die mittelmäßigen Schriftsteller aufzusuchen; und bemühen sich zum wenigsten aus Eitelkeit den Gaben Zeichen ihrer Achtung zu geben, die oft mehr eigennützig, als aufrichtig sind. Ihrer Einsamkeit entrissen, sehen sich die Gelehrten in einen neuen Wirbel fortgetrieben, wo sie oft Gelegenheit haben zu denken, daß sie an der unrechten Stelle sind. Dieß habe ich oft Gelegenheit gehabt bey mir selbst wahrzunehmen; denn ich habe eben so, wie die andern, diese Reise gethan. Es ist erst nothwendig geworden, dieselbe zu unternehmen, und es ist noch nothwendiger, sie zu verkürzen. Die Betrachtungen, die sie mir an die Hand gegeben, werden den Vorwurf dieser Schrift ausmachen. Da die Menschen in gleichen Umständen und ähnlichen Absichten bey nahe einerley sehen, so zweifle ich nicht daran, daß viele Gelehrten eben solche Anmerkungen werden gemacht haben; es ist desto schlimmer für diejenigen, denen sie neue seyn werden, aber die meisten unter ihnen sind nicht im Stande, diese Anmerkungen andern nützlich zu ma-

machen, weil sie sich, so zu sagen, in dem Lande niedergelassen haben, wodurch ich nur gereiset bin, und weil man wieder zu Hause seyn muß, wenn man mit Bequemlichkeit von denen Nationen reden will, die man durchgereiset hat; ich wünsche, daß meine Erfahrung denenjenigen von einigem Nutzen seyn möge, die mir in eben diese Laufbahn folgen werden; und wenn ich mir auch nicht einen solchen vernünftigen Zweck vorsetzte, so würde ich wenigstens doch den meisten Reisenden gleich, die von dem, was sie gesehen haben, zu sehr gesättiget sind, als daß sie Lust haben sollten ihre Reise noch einmal anzutreten, und doch zufrieden genug damit sind, um andere davon zu unterhalten.

Es ist nicht zu verwundern, daß die Gesellschaft der Großen eine Art von Reize für die Gelehrten hat. Der wahre oder anscheinende Nutzen, den sie aus einem solchen Umgange ziehen können, ist leicht vorher zu sehen, hingegen die Beschwerlichkeiten können nicht besser eher, als in diesem Umgange selbst, erkannt werden. In der That so ist die Natur aller, lasset uns sagen, das Elend der Eigenliebe, so beschaffen, daß ob ihr gleich oft das tiefe Wunden schlägt, was dem Ansehen nach, sie nur leicht berühren sollte, und ob es gleich vielleicht leichter ist, sie misvergnügt, als vergnügt zu machen, sie dennoch weit mehr dazu geneigt ist, sich zum voraus an demjenigen zu weiden, was ihr schmeicheln wird, als dasjenige zu vermuthen, was sie beleidigen könnte.

Der erste Vortheil, den die Gelehrten erhalten, wenn sie sich in der großen Welt zeigen, besteht darinnen, daß ihr Verdienst alsdann, wo nicht bekannte

doch wenigstens mehr gepriesen wird, und daß sie vor einem andern Gerichte, als dem Gericht ihrer Nebenbuhler gerichtet werden. Um diesen Vortheil auseinander zu setzen, und ihn zugleich zu schätzen, ist es nöthig, weiter zurück zu gehen, und zu untersuchen, aus welchem Grunde und auf welche Art man sich die Art von Ruhm zu erwerben sucht, der auf die Gaben des Geistes gegründet ist.

Jemehr man Verstand hat, desto misvergnügter ist man mit dem, den man hat: ich berufe mich auf die verständigen Leute aller Zeiten und aller Völker. Es ist wahr, diese Untersuchung, die sie über sich selbst halten, wird sehr in geheim, und wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, bey verschlossenen Thüren angestellet; und man würde sich sehr ärgern, wenn das strenge Urtheil, das man über sich selbst fället, von der Menge bestätiget würde. Vielmehr muß die Hochachtung der andern, die nachtheilige Meynung, die wir von uns selbst hegen, ersetzen; sie ist ein Rohrstab, auf den die Eigenliebe sich zu stützen suchet. Es giebt nicht mehr als zwo Arten von Geistern, die mit sich zu frieden sind, wenn sie sich beurtheilen; das höchste Genie, das gar nicht da ist, und die höchste Thorheit, die nur gar zu sehr da ist. Das Unvermögen der letztern, das, was ihr fehlet, einzusehen, ersetzet dasjenige, was ihr wirklich fehlet; und daher folget es, daß in der Austheilung der Güter die Thoren von der Natur nicht am schlechtesten versorget sind.

Ich befürchte nicht, daß diejenigen Gelehrten, die sich die Mühe genommen haben, bisweilen in sich selbst hinein zu gehen und sich als Philosophen zu untersuchen, mir hierinn ihren Beyfall versagen werden. Es

ver-

verhält sich mit dem Verdienste eines Menschen eben so, als mit dem Verdienste seiner Werke, niemand kann sie besser beurtheilen als er selbst, weil niemand sie näher und länger betrachtet hat. Dieses ist die Ursache, daß man sich, je größer der innere und von der Meynung unabhängige Werth eines Werkes ist, um desto weniger bemühet, ihm den Beyfall andrer zu verschaffen; daher rühret die innere so reine und vollkommne Zufriedenheit, die das Studieren der Geometrie gewähret; der Fortgang, den man in dieser Wissenschaft macht, der Grad der Kenntniß, den man darin erlangt hat, alles dieses läßt sich, so zu sagen, eben so genau abmessen, als die Vorwürfe, mit denen sie sich beschäfftiget; wir nehmen nur alsdann zu dem Maaße anderer die Zuflucht, wenn dieses Maaß nicht genau bestimmt ist, und wenn wir hoffen können, daß es uns vortheilhaft seyn werde. In den Sachen des Geschmacks aber und den schönen Wissenschaften besteht dieses Maaß bloß in einer Art von Hochachtung, die allemal ein wenig willkührlich ist, wo nicht im Ganzen, doch wenigstens in einem gewissen Theile, den die Leidenschaften und der Eigensinn nach ihrem Gefallen erweitern, oder zusammen ziehen. Ich zweifle also nicht daran, daß die Menschen in dem Falle, wenn sie von einander abgesondert lebeten, und sich in diesem Zustande mit etwas anders als ihrer Erhaltung beschäfftigen könnten, das Studieren der strengen und eigentlichen Wissenschaften, dem Studieren der angenehmen vorziehen würden. Die letztern treibt man größtentheils nur für andere, und für sich selbst studiert man die erstern. Ein Poet würde wie mich deucht, ihm einer wüsten Insel eben

nicht

nicht eitel seyn, da es der Mathematiker doch noch seyn könnte.

Aus diesen Betrachtungen könnte man natürlicher Weise schliessen, daß die Begierde nach Ruhm, so natürlich sie auch den Menschen seyn mag, doch sehr geschickt sey, sie zu demüthigen, wenn man dieselbe mit einem philosophischen Auge betrachtet. Aber ohne uns länger bey einer so strengen Folgerung aufzuhalten, lasset uns weiter gehen und der Eigenliebe in alle ihren Kunstgriffen und Schlichen nachfolgen.

Ob sie gleich begierig ist, andere zu betriegen, so will sie dennoch dieselbe nicht auf eine gar zu grobe Art hintergehen; denn sie könnten ihren Irrthum bald erkennen, und alsdenn würden sie sich durch eine Verachtung rächen, die oft eben so ungerecht ist, als ihre Hochachtung. Aber wenn auch dieser Irrthum dauern sollte, so würde doch der Betrug der Eigenliebe um desto schwächer werden, je größer der Betrug der andern seyn würde. Das Vergnügen, so wir empfinden, wenn wir andere betriegen, besteht zum Theil auch darin, daß wir sehen, wie sehr wir sie in der Kenntniß unsrer selbst und unserer Gaben übertreffen. Soll aber dieses Vergnügen so rein und so vollkommen seyn, als es möglich ist, so ist uns daran gelegen, mit solchen Leuten zu thun zu haben, die so uneigennützig sind, daß sie uns nicht aus Eifersucht oder Leidenschaft heruntersetzen, und die so aufgeklärt sind, daß wir glauben können, daß sie untersuchen, ehe sie den Ausspruch thun, die aber auch zugleich so obenhin untersuchen, daß wir kein gar zu strenges Urtheil von ihnen zu befürchten haben.

Die-

Dieses ist wo ich mich nicht irre, die Ursache, weswegen die meisten Gelehrten sich so sehr um die Hochachtung und gütige Aufnahme der Großen bemühen. Man glaubt, daß ihnen die Erziehung, einen gewissen Antheil von Einsicht gegeben, man findet wenigstens dieses Vorurtheil ziemlich allgemein angenommen, und weil die Eitelkeit ihren Vortheil dabey findet, so macht sie sich dasselbe zu Nutze; denn die Philosophen selbst befördern diejenigen Vorurtheile, die ihnen vortheilhaft sind, mit eben der Hitze, womit sie diejenigen zu zerstören suchen, die ihnen schaden.

Man sucht vornehmlich diejenigen Großen auf seine Seite zu bringen, die ohne sich den Wissenschaften ganz zu ergeben, sie dennoch bis zu einem Grade treiben, die aber weder, auf ihre Gaben noch ihr Ansehen ihr Glück bauen wollen; da sie in einer verschiednen Laufbahne eingeschlossen sind, so hat man nicht zu befürchten, daß ihre Blicke zu scharfsichtig seyn werden. Man findet eben bey ihnen den Grad der Einsichten, den die Eigenliebe zu ihrer Berichtigung fordern kann. Inzwischen da diese Art von halben Kennern selbst noch sehr selten unter den Grossen ist, so begnügt man sich nicht damit um die Lobsprüche dererjenigen zu buhlen, welche die aufgeklärtesten zu seyn scheinen; Man findet ein Vergnügen daran, sich der Lobsprüche von aller Art von Großen zu bemächtigen, weil man hoffet, daß der Beyfall dererjenigen, die diese Lobsprüche ertheilen, eine Menge von geringern Lobrednern nach sich ziehen wird, weil sie in größerm Ansehen stehen und bekannter sind. Die Stimmen dieses niedrigen Haufens würden sehr wenig schmeicheln, wenn sie allein wären, da sie aber durch

den Hauptbeyfall gezieret werden, so vermehren sie nicht nur die Zahl, sondern erlangen auch so gar eine Art von Werthe. Die Eigenliebe, die nach Ruhm geizet, suchet sich diejenigen unter den Großen geneigt zu machen, die am meisten von diesen Echos zu ihren Diensten haben; eine weniger zärtliche Eitelkeit ist schon damit zufrieden, wenn sie zwey oder drey grosse Namen auf die Liste ihrer Bewunderer setzen kann.

Diß ist der wahre oder vorgebliche Vortheil, den die Gelehrten aus dem Umgange mit den Großen für ihren Ruhm zu ziehen glauben: ich verstehe unter Große alle diejenigen, die es entweder durch ihre Vorfahren, oder durch sich selbst so weit gebracht haben, daß sie in der Gesellschaft mit Ansehen leben; denn die Macht des Prinzen, der in einem so monarchischen Staate, als der französische ist, nur im eigentlichen Verstande der einzige große Herr ist, hat viele Stände genähret und vereiniget; der Ueberfluß dieses Pfand der Unabhängigkeit und des Ansehens, gesellet sich gern eigenmächtig zu der hohen Geburt, und ich weiß nicht, ob man Unrecht hat, es zu leiden; es scheint so gar, daß die niedrigen Stände, die dieser beyden Vorzüge beraubt sind, sie auf eine Linie zu setzen suchen, ohne Zweifel um die Menge der Classen von Menschen zu verringern, die über die ihrige erhaben sind, und einiger maßen die verschiedenen Ordnungen zu der natürlichen Gleichheit zurück zu bringen, nach der man immer strebet, ohne einmal daran zu gedenken.

Man erlaube mir itzund diese Austheiler des Ruhms, und das Recht, so sie sich anmaßen, oder das man ihnen bewilliget, desselben Orakel anzukündigen, mit

kaltem

kältem Blute, ohne Verdruß und ohne Schmeicheley zu betrachten. Aber ehe ich mich in diese Untersuchung einlasse, muß ich, wie mich deucht, anzeigen, daß ich nicht Willens bin, ganz allgemeine Grundsätze der Sachen festzusetzen; ich räume mit Vergnügen einige Ausnahmen ein, die Gebürt und das Glück schließen die Gaben des Geistes nicht aus, so wie sie solche auch nicht geben können.

Ich habe mich unterstanden zum voraus, die Meynung ein Vorurtheil zu nennen, vermöge welcher man glaubet, daß die Großen eine bessere Erziehung gehabt haben, und folglich, wenn sonst alles gleich ist, bessere Kenner seyn müssen, als alle andere Menschen. Die Erziehung, die man ihnen giebt, und die immer nur auf das Aeußere eingeschränket wird, kann ihnen dazu dienen, den Pöbel zu ihrem Vortheile zu hintergehen, nicht aber die Menschen zu beurtheilen. Wie fabelhaft ist nach unsern Sitten der Brief, den Philippus an dem Geburtstage des Alexanders an den Aristoteles schrieb! * Was würde Sokrates von der

* Die Götter, schrieb Philippus an den großen Geist, den er in seinen Staaten hatte, haben mir einen Sohn gegeben, und ich danke ihnen nicht sowohl dafür, daß sie ihn mir gegeben haben, als dafür, daß sie ihn mir zur Zeit des Aristoteles gegeben haben. Dieser Brief, der dem Prinzen zum wenigsten eben so viel Ehre macht, als dem Philosophen muß den Philippus in den Augen der Weisen weit mehr verewigen, als die gefährliche Geschicklichkeit, mit der er die Ketten Griechenlandes vorbereitete. Schon seit langer Zeit erhalten die Philosophen nicht mehr dergleichen Briefe, ich will nicht sagen von Prinzen, sondern

der öffentlichen Erziehung unserer adlichen Jugend, von den Läppereyen sagen, womit man sich ein Vergnügen macht, sie zu nähren, als wenn sonst nichts Gutes wäre, was man sie lehren könnte? Gegen das Schicksal dieser jungen Seelen empfindlich, die so fähig sind, die Eindrücke des Schönen, des Großen und des Wahren zu fassen, würde er nur gar zu oft Gelegenheit haben, ihren Lehrmeistern diesen Grundsatz zu wiederhohlen, den man bishero nur bloß auf die Sitten angewandt hat, daß man die **Kindheit nicht genug verehren und scheuen könne.** Wie sehr würde er sich vornehmlich darüber verwundern, daß man in dem Schooße einer so demüthigen Religion, als die Christliche, und die so sehr geschickt ist, die Menschen einander zu nähern, sich beständig bemühet, unsere junge Herren an den Ruhm ihres Nahmens und ihrer Geburt zu erinnern; und daß man zu ihrer Aufmunterung keine wesentlichere und edlere Bewegungsgründe zu finden weiß; anstatt daß man ihnen beständig wiederhohlen sollte; daß die andern Menschen nach der Absicht der Natur ihnen gleich sind, daß viele sie durch die Gabe des Geistes weit übertreffen, und daß ein großer Name für denjenigen, der denken kann, eine eben so schwere Last ist, als ein frühzeitiger Ruhm.

Ich

sondern so gar von denen nicht einmal, die niemals Hoffnung haben, es zu werden. Im übrigen rede ich von der Erziehung der Großen hier nur im Vorbeygehen, und weil diese Sache mit meinem Vorwurfe in einer nothwendigen Verbindung steht. Wie viel hätte man noch von einer so wichtigen Sache zu sagen?

Ich befürchte nicht, daß man diesem zum Unglück nur gar zu gerechten Tadel der Auferziehung, so die Großen empfangen, die Lobsprüche entgegen setze, die berühmte Personen derselben ertheilet haben, ich würde in diesem Falle antworten, daß sie entweder nur von dem geredet haben, was sie seyn konnte, odrr wenn sie ja von der Erziehung geredet haben, wie sie zu ihrer Zeit gewesen, so sey sie ganz unkenntlich geworden; und ich würde mich unterstehen zu diesen Weisen zu sagen: kommet und sehet. Ich befürchte eben so wenig, daß man mir einige glückliche Genies entgegen setze, deren seltene Gaben der schlechte Anbau nicht hat ersticken können. Mit eben dem Grunde könnte man vorgeben, daß man die Russen nicht verbessern dürfe, weil der Czaar unter ihnen gebohren worden.

Mit diesem reichen Vermögen von Begriffen und Einsichten verurtheilen und beschreyen so viele große Herren, dasjenige, was sie verehren sollten, und ist es zu verwundern, daß sie weder unter den Werken noch unter den Menschen einen Unterschied machen können, da sie weder von andern noch durch sich selbst Grundsätze erlanget haben, wodurch sie das geringste schätzen können? Der Gelehrte der am meisten um ihnen ist, und ihnen am meisten schmeichelt, ist für sie, so mittelmäßig er auch ist, der erste in seiner Art, so wie die Gunstbezeugungen eines Ministers nur für diejenigen bestimmet sind, die ihm am häufigsten und fleißigsten aufwarten. Dieser Gelehrte ist ihr Orakel und ihr Rathgeber; sie sind das Echo seiner lächerlichen Entscheidungen.

Auch ist es ein sehr angenehmes und philosophisches Schauspiel, wenn man sieht, wie sehr sie sich in

ihren Urtheilen widersprechen; die laufende Meynung, die ihre Schmeichler ihnen umgeben, ist allezeit die ihrige, weil sie selbst keine haben! Das lezte Werk eines berühmten Mannes, der nicht das Glück hat, ihnen zu gefallen, ist allezeit das schlechteste von seinen gelehrten Arbeiten; sie fangen nicht eher an, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, als bis er durch ein neues Werk der Satyre eine neue Nahrung giebt; alsdenn versichern sie, daß sich in dem vorhergehenden noch einige Gaben zeigten, aber nun müsse man von einem abgenüzten Geiste nichts mehr erwarten.

Es würde ein sehr wirksames Mittel seyn, diese Aristarche vorsichtiger zu machen, wenn man sie dahin bringen könnte, ihre Meynungen schriftlich zu geben. Nach Verlauf weniger Jahre, wenn die Wuth der Cabale und des Geistes der Parteyen dem Ausspruche der Weisen Plaz gemacht hätte, würden diese eben so strenge, als unwissende Richter, entweder sich selbst oder dem Publico widersprechen, denn ohngeachtet aller der Schmähungen, die man wider das Publicum ausschüttet, und die es bisweilen verdienet, giebt es doch ein Publicum, das mit Einsicht und Billigkeit entscheidet. Es ist wahr, dieß Publicum, das richtet, das ist, welches denkt, besteht nicht aus allen denen, welche entscheiden, noch selbst aus allen denen, welche lesen; seine Aussprüche sind nicht lärmend, oft untersucht es noch, wenn die Leidenschaft und das Vorurtheil schon entschieden zu haben glauben; und seine Orakel, die einigen wenigen Personen zur Bewahrung gegeben werden, schreiben endlich der Menge vor, was sie glauben soll.

Vornehmlich trifft man diese Personen unter den Gelehrten, und auch nur unter ihnen allein an, nur den Meistern der Kunst kömmt es zu, die wahren Schönheiten eines Werkes und den Grad der überwundnen Schwierigkeit zu schätzen; wenn es den Großen zukömmt, ein gesundes Urtheil darüber zu fällen, so kömmt es ihnen nur in so fern zu, als sie selbst im strengen Verstande Gelehrte seyn werden. Selten wird ein bloßer Liebhaber von der Kunst mit so vieler Einsicht, ich will nicht sagen, als ein geschickter Künstler, sondern nur als ein mittelmäßiger Künstler urtheilen. Man bilde sich auch nicht ein, daß die leichte und so gemeine Gabe, schlechte Werke zu machen, denen man den ehrlichen Namen der gesellschaftlichen Werke beylegt (ouvrages de Société) schon das Anrecht auf die Eigenschaften eines Richters giebt. Man kann die Geheimnisse einer Kunst nicht eher recht einsehen lernen, als bis man alle seine Kräfte anwendet, und bey allem dem hat die Natur dieses Geschenk im geringsten nicht verschwendet. Will man aber alle seine Kräfte anwenden, so muß man sich im Schreiben nicht auf einen kleinen Zirkel von Freunden und gemeinschaftlichen Schmeichlern einschränken, man muß sich entweder der großen Welt zeigen, oder zum wenigsten so arbeiten, als wenn man vor derselben erscheinen sollte. Unglücklich ist das Werk, dessen Verfasser weiter nichts suchet, als die Zeit zu vertreiben, oder fünf oder sechs Stimmen zu erhalten, die ihm schon vor der Ablesung seines Werks gewiß waren. Ich berufe mich auf diese unzeitigen Werke, die ihre erhabene Verfasser mit so vielem Rechte dazu verdammen, nie aus der Dunkel-

kelheit hervorzukommen, und die von denenjenigen in geheim verachtet werden, die dieselbe laut gelobet hatten. Vor allen andern berufe ich mich auf die Art, wie das Publicum sie aufnimmt, wenn sie sich durch ein Unglück oder durch eine ungeschickte Eitelkeit unterstehen, öffentlich zu erscheinen.

Aber, wird man sagen, ihr überlasset also dem Gelehrten die Beurtheilung seiner Nebenbuhler, und kann man hoffen, daß diese Leute billig seyn werden, vornehmlich alsdann, wenn sie ihre Aussprüche nicht bey sich selbst behalten? Um diesen Einwurf zu beantworten, merke ich an, daß es unter denen Gelehrten, die in einer Laufbahn eingeschlossen sind, so wie verschiedene Gaben also auch verschiedene Classen gebe. Diese Classen sind von sich selbst zum Gewinn bestimmt; und die Gelehrten machen dieselben, fast ohne es zu wollen, durch eine Art von stillschweigendem Vertrage. Ich gestehe es, ein jeder sucht sich in eine so erhabne Classe zu setzen, als es ihm nur möglich ist, aber man hat nicht zu besorgen, daß die Classen durch diese Forderung sehr verwirret werden, denn die Eitelkeit ist nur bis zu einem gewissen Grade blind, es wird bloß das daraus entstehen, daß man wenige Classen haben wird, nie aber werden sie in eine einzige zusammen fallen: selbst derjenige, der nach einer allgemeinen und beständigen Monarchie streben würde, wenn er derselben auch noch so würdig wäre, würde Gefahr laufen, viele Rebellen zu finden, die Anarchie die die politischen Staaten zerstöret, unterstützet und erhält im Gegentheile die Republik der Gelehrten, höchstens leidet man zwar einige Magistratspersonen, aber keine Könige.

Da

Da diese Classen auf diese Art eingerichtet sind, und keine mit der andern etwas zu thun hat, so wird man doch fast allemal in den obern und niedern Classen billig gerichtet, wenn man ja in seiner eignen Classe nicht richtig sollte beurtheilet werden. Man befrage diese verschiednen Classen besonders, aus der Vereinigung ihrer verschiedenen Aussprüche wird ein Urtheil erwachsen, womit man zufrieden seyn kann, wenn man nicht im Stande ist, selbst zu urtheilen. Auf diese Art werden die Feldherren nach dem Beyfalle der gemeinen Soldaten und der Subaltern Officiere weit billiger beurtheilet, als nach dem Ausspruche ihrer Nebenbuhler und einiger gedungnen Schmeichler. Bey den Wissenschaften ist es eben so, der Ausspruch der Kenner kann bloß eine langsamere Wirkung haben, weil er gemeiniglich an einer gar zu großen Anzahl ungerechter und lärmender Entscheidungen Widerstand findet. Denn es verhält sich mit dem Witze und dem Geschmacke eben so als mit der Philosophie, nichts ist seltner, als sie zu haben, nichts ist unmöglicher, als sie zu erlangen, und nichts ist gemeiner, als sich einzubilden, sie in großem Grade zu haben. Daher entspringt so oft ein angemaßter Ruhm, wenigstens auf eine Zeitlang; ein Ruhm, der mittelmäßige Geister nicht aufmuntert und beseelt und die wahrhaften Genies niederschlägt, der sie demüthiget, und der ihnen die Hände zeigt, durch welche der Ruhm ausgetheilet wird; daher entspringt die Menge von kleinen Gesellschaften und Gerichten, vor denen die großen Genies von Leuten gelästert werden, die nicht einmal würdig sind, sie zu lesen.

Wenn die practische Philosophie, das ist, derjenige Theil der Philosophie, der diesen Namen eigentlich allein verdienet, die erhabenen Gaben ein wenig mehr als gewöhnlich begleitete, wie viel Vergnügen würden ihnen die Kriege dieser kleinen Gesellschaften, die Verachtung, die sie gegen einander annehmen, oder vielmehr die strenge Gerechtigkeit, die sie sich widerfahren lassen, das erhabene und entscheidende Ansehen, womit sie die Aussprüche ihre Nebengesellschaft aufheben um andre bekannt zu machen, die eben so lächerlich sind, und endlich die Neuerungen, die sie in unsre Bücher eingeführet haben, und wovor sich unsre besten Schriftsteller kaum hüten können, wie viel Vergnügen sage ich, würden ihnen alle diese lächerlichen Vorwürfe verursachen?

Wenn man ein solches Schauspiel mit den Augen einer aufgeklärten und ruhigen Vernunft betrachtete, so würde dieser Anblick schon mehr als zu rührend seyn, einen wahren Philosophen wegen des Mangels einer Menge von nichtswürdigen Lobsprüchen zu trösten. Gleich einem furchtbaren Monarchen durch seine Größe über alle Anfälle erhaben, würde er weit unter sich und in der Ferne barbarische Corsaren sich einder zerreißen sehen, nachdem sie vergeblich versucht, auf den Gränzen seiner Staaten einigen Schaden anzurichten. Aber die Philosophen, oder vielmehr diejenigen, die diesen Namen führen, gleichen den Monarchen nur gar zu sehr, und können nicht die geringste Beleidigung übersehen; das Verlangen sich desfalls zu rächen ist oft weit schädlicher als die Beleidigung selbst. Man muß den Neid sehr schlecht kennen, wenn man ihn dadurch zum Still-

schweigen zu bringen glaubt, daß man sich gar zu empfindlich dagegen zeiget. Ein Mann der sich durch seine Gaben für würdig schätzt, berühmt zu werden, darf nur die öffentliche Stimme reden lassen, und erwarten, wenn ich so sagen darf, daß der Ruhm komme und seine Befehle abhole. Sie wird bald allen subalternen Stimmen ein Stillschweigen auflegen, weil die Stärke des Haupttons in einer schönen Symphonie alle Dissonanzen zernichtet, die ihre Harmonie stören wollen. Aber ist der Gelehrte, von dem ich hier rede; so wenig ein Philosoph, daß er sich darüber ärgert, daß man ihm nicht Gerechtigkeit wiederfahren läßt, und ist er so unvorsichtig, daß er seinen Verdruß ausbrechen läßt, so wird der Neid seine Anfälle verdoppeln; er wird ihn wider seinen Willen auf Nebenwege führen, und sich bemühen, ihm durch ein lächerliches mehr Schaden zu thun, als er sich durch vortreffliche Werke Ehre erwerben kann. Es geht bey dem Ruhme eben so wie bey Krankheiten, in beyden schaden wir uns immer durch die Ungeduld. Wie vielen erhabnen Genies könnte man nicht eben den Vorwurf machen, den man vormals entweder mit Recht oder Unrecht dem Feldherrn der Carthaginenser machte. Die Götter haben einem Menschen nicht alle Gaben verliehen, du hast die Gabe zu siegen, aber nicht die Geschicklichkeit den Sieg zu gebrauchen. Der Ruhm ist eine Art von Gesellschaftsspiele, worinn man von ohngefähr ohne Zweifel bisweilen glücklich ist, aber wo die Geschicklichkeit des Gewinnes weit mehr versichert ist, wenn man nur dadurch, daß man die Kunstgriffe der Betrüger anwendet, sich nicht der Gefahr aussetzet, von ih-
 nen

nen entdecket zu werden. Aber man gewöhnet sich ein wenig gar zu sehr, denselben als eine bloße Lotterie anzusehen, worinn mehr Niethen als Gewinnste sind, und worinn man sein Glück zu machen glaubet wenn man falsche Zettel macht.

Wenn ich das Reich der Wissenschaften aufmerksam betrachte, so deucht mich, als wenn ich einen Markt sehe, wo eine Menge von Quacksalbern an ihrer breternen Bühne steht, die Vorbeygehenden anruft, und das Volk einnimmt, das anfänglich über sie lacht, und sich endlich von ihnen betrügen läßt. Durch dieses Handwerk verschaffen sich so viele Schriftsteller eine Art von Namen. Wollet ihr für einen witzigen Mann gehalten werden? schreyet laut aus, daß ihr es seyd. Anfänglich werdet ihr dem größten Haufen lächerlich vorkommen, indessen werdet ihr doch einige Narren einnehmen, die sich um euch versammlen werden, der Haufen wird sich nach und nach vermehren, und selbst diejenigen, die euch nicht anhöreten, werden endlich entweder der Meynung der Menge beystimmen, oder zum Stillschweigen gezwungen werden.

Auch ist der Ruhm gewisser Gelehrten, wenn man ihn mit ihren Werken und Personen vergleicht, für viele Leute eine außerordentliche Erscheinung, die sie nicht versuchen zu erklären, die sie aber aus Ehrfurcht für das, was sie Publicum nennen, einräumen muß. Ich rathe ihnen in diesem Falle, dem Beyspiele jenes Naturkündigers zu folgen, der erklären wollte, warum die Keller im Winter wärmer als im Sommer sind, und sagte, daß dieses vielleicht von dieser oder jener Ursache, oder auch vielleicht von der Ursache herkomme, daß es nicht wahr sey.

Ich

Ich will den Gelehrten hier nicht alle die allgemeinen Sprüche über die Verachtung des Ruhms vorpredigen, die so oft und mit so schlechter Aufrichtigkeit von den Philosophen angepriesen worden. Ich will mich nicht bemühen, Bewegunsgründe herunter zu setzen, die, wenn man es so haben will, keinen wahren Grund haben, aber dennoch die Quelle aller großen nützlichen und angenehmen Handlungen der Menschen sind. Die Hochachtung seiner Zeitgenossen und Landesleute ist zum wenigsten ein Gut, das man dafür angenommen hat (wie so viele andre), und das so allgemein dafür erkannt wird, daß es unsinnig, unnütz und gefährlich seyn würde, jemanden hierinn anders zu belehren. Aber wie die öffentliche Hochachtung große Werke hervorbringt, so muß man dieselbe auch durch große Werke erhalten, oder wenigstens verdienen, und nicht durch unnütze und niederträchtige Kunstgriffe zu rauben trachten. Schreibet, kann man zu allen Gelehrten ssagen, als wenn ihr den Ruhm liebtet, bezeiget euch, als wenn er euch gleichgültig wäre.

Diese Betrachtungen scheinen denenjenigen sonderlich nützlich zu seyn, die man schöne Geister nennet, und deren Werke am elendesten beurtheilet werden, weil sie dazu geschrieben sind um gelesen zu werden. Sie sind denen Gelehrten minder nöthig, die sich mit den eigentlichen Wissenschaften beschäfftigen, und deren Verdienst, um festgesetzt zu werden, nicht braucht von andern erst gemessen zu werden. Man sollte indessen ganz anders davon urtheilen, wenn man die Maschinen sieht, die sie anwenden, um Lobsprüche zu erlangen, die mehr glänzend als

aufgeklärt sind, den giftigen Haß, den sie gegen einander hegen, und den sie nicht einmal aus Klugheit geheim halten; diese so schwache Menschen lassen sich dennoch Philosophen nennen, gleichsam als wenn die Philosophie, ehe sie sich einläßt das System der Welt gut oder schlecht einzurichten, nicht bey uns selbst anfangen und uns lehren müsse, einer jeden Sache ihren gehörigen Werth beyzulegen. Man setzt gemeiniglich den Haß der Poeten dem Weiberhasse nach, ich weiß aber nicht, ob man nicht recht daran thun würde, wenn man den Haß der Leute von denen ich rede, zwischen beyde, oder gar voran setzte. Ein schlechtes Sinngedicht ist bisweilen die ganze Rache eines Poeten, die Rache unsrer Weisen ist weit anhaltender und überlegter; ob sie gleich bisweilen keinen andern Grund hat, als ein Frauenzimmer in das Verzeichniß ihrer Anhänger zu setzen, die sich etwas darauf einbildet, daß sie den Verdruß ausgestanden, physikalische Bücher zu lesen, ohne sie zu verstehen.

Ich bin weit entfernt, zu glauben, daß dieses Bild sich auf alle diejenigen erstrecke, die in der edlen Laufbahn der Wissenschaften laufen; noch weit weniger ist es meine Absicht, dasselbe auf eine Person besonders anzuwenden; auf diese Art würde ich durch die Satyre eine Schrift verunehren und verunstalten, die ich einzig und allein der Jugend, dem Vortheile der Wissenschaften und der Wahrheit widmen möchte. Die allgemeinen Schilderungen sind die einzigen, die sich die Philosophie und die Menschlichkeit erlauben sollen: es ist wahr, weil man selten darauf denkt, sie auf sich anzuwenden, so sind sie

nicht so nützlich, als sie es seyn sollten, aber besondere und gleichende Gemälde sind es noch weniger.

Um einen solchen Vorwurf zu vermeiden, wollen wir über die traurigen Früchte der Aufnahme, die man den Gelehrten in der Welt wiederfahren läßt, die Decke ziehen. Wenn ich von Gelehrten (Savans) rede, so verstehe ich nicht diejenigen darunter, die man Gedächtnißgelehrte (Erudits) nennet; dies ist eine Nation, die bisher nur wenig bekannt, sehr schwach ist, sehr wenig Handlung treibt, und darum gewiß nicht mehr Tadel verdienet. Würden unsre Naturkündiger und Geometer nicht wohl daran thun, wenn sie ihnen nachahmeten? Ihre Arbeit würde dadurch besser gedeyen; sie würde weniger Aufsehen machen, und vielleicht würde sie dadurch nur besser werden. Ein Ausländer hat ein Buch von der Charlatanerie der Gelehrten geschrieben; dieser Titel verspricht sehr viel; ich kenne das Werk nicht; sollte es aber zum Unglück schlecht seyn, so würde die Schuld nicht an dem Mangel der Nachrichten, sondern an dem Verfasser liegen, wofern er aber nicht in Frankreich gewesen ist, so hat er seinem Buche ein vortreffliches Capitel entzogen.

Betrachte ich die Sachen ohne Vorurtheil, so sehe ich nicht ein, warum man einem Gelehrten, an den man sich nicht kehret, einen Naturkündiger und Geometer vorzieht, den man noch weniger versteht, und der allem Ansehen nach, deßwegen nicht mehr belustiget. Gewiß die Meynung und festgesetzte Gewohnheit haben sehr viel Antheil an einem so willkürlichen Vorzuge. Was hat die Geometrie einige Zeither bey uns so sehr zur Mode gemacht? Man hielt

es

es für eine ausgemachte Sache, daß ein Geometer der aus seiner Sphäre versetzt würde, keinen Menschenverstand haben könne: Man hätte sehr leicht aus diesem Irrthume kommen können, wenn man den Descartes, den Hobbes, Pascal, Leibnitz und so viele andre gelesen hätte; aber so weit vertiefte man sich nicht; für wie viele Leute sind diese großen Männer niemals da gewesen! In Engeland begnügte man sich damit, daß Newton das größte Genie seiner Zeiten war; in Frankreich hätte man auch gewollt, daß er liebenswürdig gewesen wäre. Endlich hat sich von ohngefähr ein Geometer gefunden, den Preußen itzund Frankreich geraubet hat, der unter seinen Mitbrüdern einen verdienten Ruhm und zugleich eine gewisse seltene Annehmlichkeit des Witzes besitzt, die er durch wesentlichere Eigenschaften zieret, die man aber itzund so hoch schätzet, und die die Geometrie, wenn man sie einmal hat, eben so wenig nehmen kann, als die schönen Wissenschaften sie geben können, wenn man sie nicht hat. Mit einmal öffneten sich unsre Augen einer außerordentlichen und neuen Erscheinung: Man erstaunte ganz darüber, daß ein Geometer nicht eine Art von wilden Thieren war. Wie man niemals die Mittelstraße hält, so wurden in kurzer Zeit alle Geometer ohne Unterschied aufgesucht; es ist wahr, dieser Unsinn hat nicht lange gedauert, nicht darum, weil man ihn wirklich für einen Unsinn erkannt hat, sondern weil kein Unsinn bey unsrer Nation lange anhält. Indessen dauert diese Raserey, obgleich schwach, noch immer fort. Aber wenn ich in der Stelle unserer Geometer wäre, so würde mir, wie mich deucht, die gütige Aufnahme, die man ihnen wiederfahren läßt, nicht

nicht sehr schmeicheln. Die Lobsprüche die man ihnen ertheilet beziehen sich immer auf den nachtheiligen Begriff, den man von ihnen hatte. Es ist ein grosser Geometer saget man, und dennoch ein witziger Kopf, Lobsprüche, die im Grunde sehr demüthigen und denen Lobsprüchen gleichen, die man den großen Herren giebt. Man bewundert die Scharfsinnigkeit derselben, wenn sie über ein Werk aus den Wissenschaften oder schönen Künsten mittelmäßig und erträglich urtheilen; als wenn ein vornehmer Mann Vermöge seines Standes verbunden wäre, weniger als andere Menschen von den Dingen zu wissen, wovon er redet; mit einem Worte, man begegnet in Frankreich den Geometern und den großen Herren eben so, als den türkischen und persischen Gesandten; man ist ganz erstaunt, den gemeinsten Verstand bey einem Menschen anzutreffen, der weder ein Franzose, noch ein Christ ist, und folglich sammlet man die abgeschmacktesten Lappereyen, als eben so viel Denksprüche aus seinem Munde auf. In der That, wenn man die Bewegungsgründe der Lobsprüche, die die Menschen verschwenden, genau untersuchte; so würde man in denselben einen sehr starken Trost wider ihre Satyren, und vielleicht selbst gegen ihre Verachtung finden.

Ich will diese Materie nicht verlassen, ohne vorher einige Betrachtungen über die Ursachen unserer Zuneigung und Geflissenheit gegen die Fremden anzustellen. Ich entferne mich dadurch um so viel weniger von meinem Vorwurfe, da sie itzund überall wohl aufgenommen werden, vornehmlich wenn sie reich und vornehm sind, und also in der Welt eine besondere Classe ausmachen, die angemerket zu wer-

den,

den, verdienet, und von dem die Gelehrten gleichfalls für den Ruhm, der ihnen so sehr am Herzen liegt, Vortheil zu ziehen suchen.

Wenn man die Fremden, die unter uns verpflanzet sind, aufmerksam betrachtet, und ihre Personen denen Lobsprüchen nähert, die wir an sie verschwenden, so findet man selten andre Bewegungsgründe bey diesen Lobsprüchen, als ein lächerliches Vorurtheil zu unserm Besten, nebst einer Begierde, unsre Landsleute herunter zu setzen. Es sollte mich der Engelländer wegen, die wir so vorzüglich loben, ärgern, wenn sie uns andre Bewegungsgründe beylegeten; man wird mich vielleicht beschuldigen, daß ich ihnen hier das Geheimniß des Staats entdecke, aber ich glaube doch nicht, ein großes Verbrechen zu begehen. Doch dem sey wie ihm wolle, ich muß ihnen gestehen, daß ich bey aller der Hochachtung, die ich für ihre Person habe, ihre Nation dennoch höher schätze, und daß ich in Paris auf einen Engelländer eben so wenig neugierig bin, als ich es in Londen auf einen Franzosen seyn würde. Mancher Mylord kömmt hier mit einem wohl verdienten Ruhme an, der in seinem Umgange nichts als ein sehr gewöhnlicher Mensch zu seyn scheint; weil man ein großer Staatsmann seyn, und in seiner eignen Sprache in den Versammlungen seiner Nation auf eine beredte Art Materien abhandeln kann, worauf man sich sein ganzes Leben hindurch gelegt hat, und dennoch in Gesellschaften, deren Gebräuche, Angelegenheiten, Lächerliches und Nichtswürdiges man nicht kennet, in einer fremden Sprache stottern kann.

Man

Man muß es gestehen, den Gelehrten hat die Englische Nation vornehmlich das erstaunliche Glück zu danken, das sie unter uns gemacht hat. Weit unter der französischen Nation in den Werken des Geschmacks und der Annehmlichkeit, aber entweder durch das Verdienst, oder wenigstens durch die größere Anzahl vortrefflicher Philosophen, die sie hervorgebracht hat, über dieselbe erhoben, hat sie uns nach und nach in den Werken ihrer Schriftsteller diese kostbare Freyheit zu denken mitgetheilet, die sich die Vernunft zu Nutze macht, die einige witzige Leute misbrauchen, und worüber die Narren murren. Es haben auch so viele französische Federn Engelland gepriesen, daß ihre Lobsprüche den Nationalhaß besänftiget zu haben scheinen, wenigstens von unsrer Seite; denn man muß gestehen, daß wir in diesem Puncte mit ihnen ein wenig im Vorschuß sind; aber im Vorbeygehen gesagt, sollte diese Sparsamkeit mit Lobsprüchen nicht ein Bekenntniß unsers Vorzugs seyn? Zum wenigsten ist die Ehre, die sie uns erzeigen, indem sie nach Frankreich kommen, um daselbst unsren Geschmack, unsre Manier, und so gar unsre Vorurtheile anzunehmen, eine Art von einem stillschweigenden und gezwungnen Lobe, das der französischen Eitelkeit angenehmer seyn muß, als ein jedes andres Lob. Es scheint in der That, als wenn wir mit Engelland in einer Art von Tausche stünden. Nachdem wir durch die Engelländer unterrichtet und aufgeklärt sind, fangen wir nunmehro an, sie in den strengen Wissenschaften zu übertreffen, oder ihnen wenigstens das Gleichgewicht zu halten, und sie kommen im Gegentheile, um aus unserm Umgange und Büchern den Geschmack, die Anmuth und

die

die Methode zu schöpfen, die ihren Werken fehlen. Lasset uns auf unsrer Hut seyn, daß sie nicht bald ihre Meister übertreffen.

Unsre Gelehrten, die zum Fortgange des Anglicismi soviel beygetragen haben, haben nur gar zu gute Ursachen, ihr Werk zu schützen und zu verehren; sie schmeicheln sich, daß die Achtung, die sie den Ausländern bezeugen, mit eben der Münze werde bezahlet werden; daß diese Ausländer, nach ihrer Zurückkunft in ihr Vaterland, ihre Bewunderer preisen und Frankreich durch ihre Schriften Schätze werden kennen lehren, die es bisweilen incognito und ohne Praleren besessen hat. Das heißt in der That den Ruhm die große Reise (le grand tour) thun lassen; aber der weiteste Weg ist in diesem Falle am wenigsten gefährlich, und wenn der Ruhm doch nur einmal anlangt, so geduldet man sich schon.

Bisweilen verläßt man sein Vaterland: Man setzet dreyhundert Meilen zwischen sich und dem Neide, nachdem man vergebens wider denselben gekämpfet hat. Aber man bedenkt nicht, daß diese Entfernung, die die Züge der Satyre schwächet, die Freundschaft noch mehr als den Haß erkältet; und daß die Verbindungen, die in der Entfernung angefangen sind, durch die Gegenwart nur gar zu oft vernichtet werden. Man richtet also nichts weiter dadurch aus, als daß man den Eifer der Anhänger, die man in seinem Vaterlande hatte, schwächet, um in dem Lande, wohin man sich begiebt, neue Feinde zu suchen. Man mag sich immerhin mit denen Gedanken schmeicheln, daß die Ausländer eine Art von einer lebenden Nachwelt sind, deren unparteyischer Beyfall

fall blinde oder boshafte Landesleute auf andere Gedanken bringen wird; man bedenkt nicht, daß, je mehr man sich den Ausländern nähert, sie um desto mehr den Charakter der Nachwelt verlieren, wozu wenigstens die Entfernung der Oerter erfordert wird, wenn die Entfernung der Zeiten fehlet. Da sie gleichsam Landesleute werden, so nehmen sie die Leidenschaften derselben an, weil sie ihr Interesse haben; das höchste Verdienst kann die Stimme des Neides nicht ersticken; und man muß warten, bis man nicht mehr ist, um die Belohnung der wahren Nachkommenschaft zu empfangen, vor der sich die Eifersucht verbirgt, und alle kleine Gegenstände verschwinden.

Um diese Betrachtung zu endigen, will ich nur noch den Wunsch hinzu setzen, daß uns ein berühmter Schriftsteller den Tempel des gelehrten Ruhmes auf eine philosophische Art beschreiben möchte. In Erwartung, daß ein geschickterer Baumeister diese Arbeit übernehme, will ich meinen Lesern den Begriff mittheilen, den ich mir davon gemacht habe.

Ich würde ihn folgendermaßen schildern. Man kömmt zu diesem Tempel durch einen ungeheuren Wald, durch eine Art von einem Labyrinth, das durch krumme und enge Fußsteige durchschnitten wird, wo zween Reisende sich einander nicht begegnen können, ohne daß einer den andern umstößt. Mitten in diesem Walde, und im Angesichte des Tempels, ist nur ein großer Zugang, der von Straßenräubern unsicher gemacht und nur von einigen wenigen Leuten besuchet wird, die furchtbar genug sind, um ihnen zu widerstehen, oder sie während ihres Durchganges in Ehrerbiethung zu erhalten. Der Ruhm, eine Art von

Gespenst, so aus Mäulern und Ohren ohne Augen zusammengesetzt ist, und eine falsche Waage in der einen, und eine verstimmte Trompete in der andern Hand hält, läßt einen Theil der Reisenden in vermischten Haufen in den Tempel treten, wo alle Stände vermischt werden, da unterdessen die übrigen Candidaten voller Begierde herein zu kommen, und durch die Gerechtigkeit oder durch den Neid zurück gestoßen, die Gegend um den Tempel mit dem Schalle der Satyren erfüllen, die sie wie diejenigen ausstoßen, die hinein gekommen sind. Das Heiligthum wird nur von Todten bewohnet, die in ihrem Leben nicht darinn gewesen, oder von Lebendigen, die man sogleich nach ihrem Tode wieder daraus vertreiben wird. Einige gute Bücher sind ganz in dem Heiligthume, und einige abgesonderte Blätter in größerer Anzahl; aber an der Außenseite des Tempels liest man den bloßen Titel einer unendlichen Menge anderer Bücher, die an alle Pfeiler des Einganges angeschlagen, und von einem gemietheten Ausrufer den Vorbeygehenden gezeiget werden, fast auf eben die Art, als die Zettel der Possenreißer und Quacksalber an ihren Buden angeschlagen sind, und die wir hinnehmen, ohne sie zu lesen.

Dies sind, meiner Meynung nach, die Gründe, nach denen man den Ruhm schätzen kann, den die Gelehrten durch den Umgang mit den Großen zu erlangen glauben. Sie finden, ihrer Meynung nach, noch einen Vortheil in diesem Umgange, dies ist das, was sie Ansehen (Consideration) nennen, und das man nicht mit dem Ruhme verwechseln muß. Der letztere ist hauptsächlich die Frucht der Gaben oder der Geschicklichkeit; das Ansehen aber hängt von dem Range,

von

von der Stelle, den Reichthümern, oder überhaupt davon ab, in wiefern man diejenigen nöthig hat, denen man dasselbe zusteht. Die Abwesenheit und die Entfernung schwächen den Ruhm keinesweges, sondern sind ihm vielmehr bisweilen zuträglich; hingegen das Ansehen, das bloß im Aeußerlichen besteht, scheint an die Gegenwart gebunden zu seyn. Ich will mich bemühen, diese wichtige Materie aus einem philosophischen Gesichtspuncte zu betrachten.

Die Dummheit, die Schmeicheley und der Stolz, mögen sagen, was sie wollen, alle Menschen sind durch das Recht der Natur gleich: diese Gleichheit gründet sich auf ihre wechselsweise Bedürfnisse und auf die Nothwendigkeit mit einander in Gesellschaft zu leben; aber die natürliche Gleichheit wird einigermaßen durch eine Ungleichheit, worüber man sich verglichen hat, aufgehoben; diese willkürliche Ungleichheit unterscheidet den Rang, und schreibt einem jeden gewisse äußere Pflichten vor, ich sage äußere; denn die innern und wahren Pflichten sind sonst für alle vollkommen gleich, obwohl von einer verschiedenen Art. Um nur von den äußersten Ständen zu reden, so ist der Prinz dem geringsten seiner Unterthanen im strengsten Verstande Gerechtigkeit schuldig, als dieser letztere schuldig ist, dem Prinzen Gehorsam zu leisten.

Durch drey Dinge unterscheiden sich die Menschen hauptsächlich: durch die Gaben des Verstandes, durch die Geburt und das Glück; man muß sich nicht verwundern, daß ich die Gaben des Geistes zuerst nenne. Sie machen in der That den wahren Unterschied der Menschen aus. Inzwischen wenn man dasjenige bestimmen sollte, was am meisten zur Glückseligkeit bey-

trägt, was uns am meisten von andern unabhängig macht, mit einem Worte, was uns die meisten anscheinenden Freunde und die wenigsten offenbaren Neider verschaffet, so käme dem Glücke die erste Stelle zu. Warum giebt man aber in der Ordnung der öffentlichen Hochachtung den Gaben des Geistes die erste Stelle? Dieß ist die Ursache, weil sie den Vortheil haben, daß sie ein gewisses Hülfsmittel sind, das man niemals rauben kann, das die Unglücksfälle nur immer sicherer und hurtiger machen; weil eine Nation vornehmlich den Gaben des Geistes die Hochachtung der Ausländer und das Glück zu verdanken hat, daß sie eine Menge von billigen und eifersüchtigen Nachbarn in ihr Land zieht.

Aber wenn die Gaben der öffentlichen Hochachtung vor der Geburt und dem Glücke den Vorrang haben, so stehen sie denselben hingegen in der Ordnung der äußerlichen Achtung weit nach. So wunderlich und so ungerecht dieser Gebrauch vielleicht ist, so ist er dennoch nicht ganz ungegründet; denn es ist unmöglich, daß alle Menschen ohne Bewegungsgründe, wenigstens ohne scheinbare Bewegungsgründe, ein Vorurtheil zulassen sollten, das dem größten Theile beschwerlich ist. Dies ist meiner Meynung nach der Grund dieses Gebrauchs.

Weil die Menschen nicht gleich seyn können, so muß sich der Unterschied derselben, wofern er gewiß und ruhig seyn soll, auf solche Vortheile gründen, die weder streitig gemacht, noch geläugnet werden können; von der Art aber ist die Geburt und das Glück. Um diese beyden Vortheile zu schätzen, wird weiter nichts erfordert, als daß man Titel und Contracte lesen

sen könne, und diese ist viel leichter, als den Gaben des Geistes ihre gehörige Stelle anzuweisen. Die Ungleichheit, so sich zwischen diesen letztern findet, wird niemals einmüthig erkannt werden, am allerwenigsten aber von denen, die Theil daran nehmen. Man hat sich also darüber verglichen, daß die Geburt und das Glück die deutlichsten Kennzeichen die Ungleichheit seyn sollten, und zwar aus eben der Ursache, vermöge welcher in großen Gesellschaften alles durch die Mehrheit der Stimmen entschieden wird, ob gleich die Meynung des größtens Haufens oft nicht die beste ist.

Dieß ist die Ursache, warum die Achtung und der Ruhm nicht nothwendig mit einander verknüpft sind; ein Gelehrter, voller Redlichkeit und Gaben wird unendlich höher geschätzet, als ein Minister, der zu seiner Stelle nicht fähig ist, oder als ein großer Herr, der sich verunehret hat. Indessen wenn sie sich mit einander an einem Orte befinden, so ist alle Aufmerksamkeit nur für den Rang bestimmt, und der Gelehrte könnte mit dem Philopömen sagen: **Ich bezahle die Interessen für mein schlechtes Ansehen.** Vergebens wird man mir die Ehrenbezeigungen vorwerfen, die dem Corneille wiederfahren sind, der, wie man sagt, auf der Schaubühne seine Stelle hatte, und von der ganzen Versammlung begrüßt ward, so bald als er sich zeigte; ich antworte, daß man die Sache entweder übertreibt, oder daß dieser große Mann bey besondern Gelegenheiten für den Vorzug bezahlen mußte, den ihm die Nation öffentlich zugestand.

Es ist so wahr, daß das Ansehen mehr von dem Stande, als von den Gaben abhängt, daß man so

gar vor zween Gelehrten, dem dümmsten und reichsten gemeiniglich die meiste Achtung bezeugt. Wofern sich die Gaben durch diese Austheilung beleidiget halten; so müssen sie es sich selbst beymessen: lasset sie aufhören, ihre Huldigung an Leute zu verschwenden, die sie mit einem Blicke zu brechen glauben, und die ihnen selbst durch ihre Höflichkeitsbezeigungen anzudeuten scheinen, daß diese Höflichkeit vielmehr eine Wirkung ihrer Gnade als ihrer Gerechtigkeit ist; lasset sie aufhören, die Gesellschaft der Großen, ohngeachtet der offenbaren und heimlichen Beleidigungen, die sie ihnen zufügen, aufzusuchen, lasset sie anfangen, die Vorzüge einzusehen, die die Vortrefflichkeit des Genies über andere Menschen giebt, lasset sie aufhören, sich denenjenigen zu Füßen zu werfen, die zu ihren Knien liegen sollten. Ein Mann von Verdiensten scheint mir bey dieser Gelegenheit die Rolle des Achilles an dem Hofe von Scyros zu spielen; er ist glücklich, wenn er einen Ulysses finden kann, der so geschickt ist, ihn herauszuziehen; aber wo sind die Ulyssen?

Die Gelehrten, die den Großen ihre Aufwartung machen, theilen sich in verschiedene Classen; einige sind Sclaven, ohne es zu merken, und folglich sind sie es auf ewig; andere, die über die Rolle, wozu man sie zwingt, unwillig sind, unterlassen dennoch nicht, sie geduldig zu ertragen, weil sie hoffen, dadurch für ihr Glück Vortheile zu ziehen; man ist zu mitleidig gegen sie, wenn man sie beklaget! sie könnten sich leicht von selbst überzeugen, daß dieses Mittel zum Glücke zu gelangen, noch viel weitläuftiger als sicher ist, und einsehen, durch wie viele niederträchtige Höflichkeiten sie den kleinsten Dienst erkaufen müssen. Eine dritte

Classe, die nicht sehr zahlreich ist, schließt diejenigen ein, die, nachdem sie am Morgen den aufrichtigen Vorsatz gefasset, frey zu seyn, den Abend mit der Sclaverey beschließen, die zu gleicher Zeit kühn und furchtsam, edelmüthig und eigennützig sind, und mit der einen Hand dasjenige zurück zu stoßen scheinen, wornach sie mit der andern haschen. Die wenige Beständigkeit in ihren Gesinnungen und in ihrer Aufführung macht sie zu einer Art von Zwittern, die nie aufhören werden, es zu seyn. In der letztern Classe, die, meiner Meynung nach, die tadelhafteste ist, befinden sich diejenigen, welche den Großen öffentlich Weihrauch streuen, und sie in geheim verlästern, und gegen ihres gleichen mit einer Philosophie prahlen, die sie nichts kostet. Diese Classe ist viel größer, als man wohl denken sollte. Sie gleicht den Secten der alten Philosophen, die, nachdem sie öffentlich im Tempel gewesen waren, den Jupiter in geheim lächerlich machten; doch mit diesem Unterschiede, die griechischen und römischen Philosophen wurden gezwungen in die Tempel zu gehen, unsere Philosophen hingegen zwingt nichts, den Großen zu opfern. Ich mache diesen Vorwurf, denenjenigen nicht, die darum mit den Großen umgehen, um ihnen die Wahrheit zu sagen. Dieß ist ohne Zweifel die schönste Rolle, die man bey den Menschen spielen kann. Aber verdienen sie, daß man sich ihrenthalben der Gefahr aussetze?

Lucian, den man den Swift der Griechen nennen kann, weil er eben so, wie dieser Engländer, über alles spottete, selbst über Dinge, die der Mühe nicht werth waren, hat uns eine sehr nachdrückliche Schrift über die Gelehrten hinterlassen, die sich dem Dienste der

Großen wiedmen. Das Gemälde, so er von ihnen entwirft, verdiente dem Gemälde der Verläumdung vom Apelles an die Seite gesetzt zu werden *. „Stel„let euch, sagte er, das Glück auf einem erhabenen „Throne sitzend vor, umgeben mit Abgründen, um sie „herum ist eine unendliche Menge von Menschen, die „sich bemühen, hinaufzusteigen, so sehr sind sie durch ih„ren Glanz verblendet. Die Hoffnung bietet sich ihnen „reich geschmückt zu einer Führerinn an, und hat den „Betrug und die Knechtschaft zur Seite; hinter ihr „ist die Arbeit und Mühe, „ (ich würde noch die Langeweile hinzu setzen, diese Tochter des Reichthums und der Größe,) „die diese Unglückliche quälen, und „sie endlich dem Alter und der Reue überlassen. „ Es verdrießt mich, daß eben dieser Lucian, nachdem er gesagt hatte, daß die Knechtschaft sich bey den Großen unter dem Namen der Freundschaft verstecke, endlich eine Stelle in dem Dienst eines Kaisers angenommen, und was noch ärger ist, daß er sich deswegen schlecht rechtfertigte. Er vergleicht sich aber auch selbst mit einem heisern Marktschreyer, der ein untrügliches Mittel wider den Husten verkaufet. Lucian war anfänglich ein Philosoph; der Ruhm seiner Werke war die Ursache, daß man ihn hervor suchte, er hätte nur dazu dienen sollen, seine Einsamkeit desto strenger zu machen; denn die Philosophie gleicht der Andacht, man kömmt darinn zurück, wenn man nicht vorwärts geht; er überließ sich der Begierde, mit der man ihn hervor zog, er ward ein Weltmann, ehe er es gewahr ward, und endigte endlich damit, daß er ein Hofmann ward. Indem

* Siehe den Artikel Calomnie, in dem zweyten Bande der Encyclopädie.

Indem der Weise der Geburt und selbst dem Glücke die Pflichten entrichtet, die die Gesetze der Gesellschaft ihm vorschreiben, ist er doch gewissermaßen mit diesen Pflichten geizig; er schränkt sie auf das Aeußerliche ein, weil ein Philosoph die Vorurtheile seiner Nation schonet, ohne sie zu verehren, und die Götzen des Volkes grüßet, wenn man ihn dazu nöthiget, aber sie nicht von sich selbst suchet. Befindet er sich in der sehr seltenen Nothwendigkeit, seine Aufwartung zu machen, wozu ihn mächtige und löbliche Bewegungsgründe verbinden können; so hüllet er sich in seine Gaben und in seine Tugend ein, und lachet ohne Unwillen und Ekel über die Rolle, die er gezwungen ist, zu spielen. Die Standesperson, deren Verdienst nur in den Ahnen besteht, ist in den Augen seiner Vernunft, aufs höchste nichts als ein kindischer Greis, der vormals große Thaten verrichtet hat, oder vielmehr, ein Mensch, mit dem man, vermöge eines willkührlichen Vergleichs, worüber man mit einander eins geworden, eine gewisse Sprache redet, weil eine Person von eben dem Namen vor einigen Jahren entweder Genie oder Macht, oder Reichthümer, oder Ruhm, oder vielleicht auch nur Glück und Geschicklichkeit gehabt hat.

Vornehmlich vergißt der Weise niemals, daß, wenn die Gaben dem Titel eine äußere Ehrerbiethung schuldig sind, es auch eine wahrhaftere Ehrerbiethung giebt, so die Titel den Gaben schuldig sind, und bey denen man sich niemals versieht, wenn man ihrer würdig ist. Aber für wie viele Gelehrten ist der Umgang der Großen eine Klippe? Wenn derselbe nicht bis zu der Vertraulichkeit und vollkommenen Gleichheit geht,

ohne die ein jeder Umgang ohne Annehmlichkeit und ohne Seele ist, so demüthiget die Entfernung, weil man oft Gelegenheit hat, sie zu fühlen; verbindet sich aber die Vertraulichkeit damit, so ist es noch ärger, man spielt alsdann die Fabel mit dem Löwen, mit dem es sehr gefährlich zu scherzen ist. Ein Gelehrter, der durch sonderbare Umstände gezwungen ward, seine Tage bey einem Minister zuzubringen, sagte mit vieler Wahrheit und Einsicht: **er will sich mit mir in Vertraulichkeit einlassen, aber ich stoße ihn durch die Ehrfurcht zurück.**

Unter den Großen, die am geselligsten sind, giebt es sehr wenige, die ihre wahre oder vorgegebene Größe bey den Gelehrten völlig ablegen, so daß sie dieselbe gänzlich vergessen sollten. Dieß sieht man vornehmlich alsdann, wenn man nicht ihrer Meynung ist. Es scheint, daß, so wie sich der kluge Mann verbirgt, die Standesperson in eben dem Maaße hervor kömmt, und die Achtung fordert, wovon der kluge Mann frey gesprochen hatte. Es endiget sich auch der vertraute Umgang der Großen mit den Gelehrten nur gar zu oft durch einen öffentlichen Freundschaftsbruch; der fast allezeit durch die Unterlassung der wechselsweisen Achtungen verursachet wird, woran man es entweder von der einen, oder von der andern, und vielleicht gar von beyden Seiten hat fehlen lassen.

Ich will indessen aus Achtung für die Wahrheit, und keinesweges aus einem andern Bewegungsgrunde, bekennen, daß es einige Große giebt, die hiervon ausgenommen zu werden verdienen: und wenn ich nicht befürchtete, daß ihr Name und ihr Lob eine verdeckte und ungerechte Satyre dererjenigen seyn möchte;

te, die ich auslassen würde, ohne sie zu kennen; so würde ich so muthig seyn, sie hier zu nennen. Die Ehrerbiethung, die man ihnen bezeiget, ist um so viel aufrichtiger, da sie auf die Ergebenheit gegründet ist, und um so viel gerechter, da es ihnen nicht einfällt, sie zu fodern; ihre Vertraulichkeit ohne Verstellung und ohne Stolz hat nichts Verdächtiges, weil sie die Frucht ihrer Hochachtung für die Gaben des Geistes und des wahren Vergnügens ist, so sie in dem Umgange der Gelehrten finden. Dieß ist in der That der nützlichste und edelste Umgang, den ein Mann, der da denkt, nur wünschen kann. Wenn die Kenntnisse die Seele sanfter machen, so erheben sie dieselbe auch; die eine von diesen beyden Eigenschaften fließt aus der andern, und man muß, ungeachtet der Vorwürfe, die man den Gelehrten macht, gestehen, daß sie nicht nur durch ihre Einsichten über die andern Menschen erhaben sind, sondern daß sie auch überhaupt in ihren Gesinnungen und Betragen weniger lasterhaft sind. Da ihre Begierden eingeschränkter sind, so sind sie ein wenig zärtlicher über die Mittel, sie zu befriedigen, und ein wenig erkenntlicher für das, was man zu ihrem Besten thut; denn je weniger Pflichten die Erkenntlichkeit zu entrichten hat, desto gewissenhafter ist sie in Erfüllung derselben. Herr Fouquet ward in seinem Unglücke von allen denen verlassen, die ihm ihr Glück zu danken hatten; nur zween Gelehrte blieben ihm getreu, la Fontaine und Pelisson; ohne Zweifel hätte die Zahl derselben größer seyn können, und es ärgert mich, daß ich die Namen des Moliere und des großen Corneille nicht zu diesen beyden hinzu setzen kann. Aber die Gelehrten

lehrten unterscheiden sich doch bey dieser Gelegenheit; und ich bin erstaunt, daß der Directeur der französischen Akademie bey einem neulichen Vorfalle einen Umstand, der den Wissenschaften und den Nachkommen dieses Ministers so rühmlich ist, nicht mit Wohlgefallen erwähnet hat.

Lasset uns aus allem diesen den Schluß ziehen, daß die einzigen Großen, deren Umgang ein Gelehrter wünschen muß, diejenigen sind, die er ganz sicher als seines gleichen und als seine Freunde ansehen kann, und daß er alle die andern fliehen müsse. Nachdem Philoxen einige Verse des Tyrannen Dionysius angehöret hatte, sagte er, **man führe mich zu der Steingrube zurück**; wie viel Gelehrte, die ihrer Dunkelheit entrissen werden, und mit einmal in einen Zirkel von Hofleuten fallen, sollten fast schon beym Eintritte sagen: **man führe mich nach meiner Einsamkeit zurück.** Ich habe niemals begreifen können, warum man die Antwort bewundert, die Aristippus dem Diogenes gab: **Wenn du mit den Menschen zu leben wüßtest, so würdest du nicht von Hülsenfrüchten leben.** Diogenes warf ihm nicht vor, daß er mit den Menschen lebte, sondern daß er einem Tyrannen schmeichelte. Dieser Diogenes, der in seiner Armuth dem Eroberer Asiens trotzte, und dem nichts als der Wohlstand fehlte, um das Muster der Weisen zu seyn, ist von allen Philosophen des Alterthums am meisten verläumdet worden, weil seine unerschrockene Wahrhaftigkeit ihn zu einem Geißle der Philosophen selbst machte; er ist in der That einer von denen, die die meiste Kenntniß der Menschen, und des wahren Werthes der Dinge gezeiget

haben,

haben. Ein jedes Jahrhundert, und vornehmlich das unsrige, hatte einen Diogenes nöthig, aber die Schwierigkeit besteht darinn, wie man Leute finden soll, die Muth haben, Diogenesse zu seyn, und Leute, die Muth haben, ihn zu leiden.

Unter den Großen, die einige Achtung für die Gelehrten zu haben scheinen, machen diejenigen, die auf den Witz Anspruch machen, eine besondere Art aus; die Eitelkeit hat ihnen diese Ansprüche gegeben, der Stolz verbiethet ihnen, sie allen und jeden ohne Unterschied zu zeigen. Ungeachtet des allgemeinen Lichtes, dessen sich unser philosophisches Jahrhundert rühmet, giebt es noch sehr viele Leute, und mehr als man glaubet, für die der Titel eines Autors oder eines Gelehrten noch nicht edel genug ist. Man muß es gestehen, die französische Nation wirft das Joch der Barbarey, das sie so lange getragen hat, mit Mühe ab. Man muß sich darüber nicht verwundern; da die Geburt ein Vorzug ist, den das Ohngefähr giebt, so ist es natürlich, daß man nicht nur desselben genießen will, sondern daß man demselben auch alle die Vorzüge nachsetzt, die mit mehrerer Mühe erlanget werden. Die Trägheit und die Eigenliebe befinden sich bey dieser Einrichtung gleich gut.

Ich weiß, daß der meiste Theil der Großen über einen solchen Vorwurf schreyen wird; aber lasset sie ihr Gewissen befragen, lasset sie nur selbst ihre Reden untersuchen, so werden wir überzeuget bleiben, daß der Name eines Gelehrten als ein niedriger Titel von ihnen angesehen wird, der nur das Loos eines schlechten Standes seyn kann; als wenn die Kunst, die Menschen zu unterrichten und aufzuklären, nicht nach der

so

so seltenen Kunst, sie wohl zu regieren, das edelste Antheil des menschlichen Zustandes sey.

Um sich von dem, was ich hier sage, zu überführen, braucht man nur auf die Art, wie die Gelehrten in der Welt aufgenommen werden, Acht zu geben. Diese Aufnahme ist fast von eben der Art, als die, so man gewissen angenehmen Profeßionen wiederfahren läßt, die ohne Zweifel Gaben erfordern, die wir uns aber selbst alsdenn, wenn wir sie suchen, zu erniedrigen bemühen, so wie wir andre Stände ehren, ohne zu wissen, warum. Die Langeweile will die Gaben genießen, und die Eitelkeit findet ein Mittel, sie von der Person abzusondern. Aus dieser Ursache ist die Rolle der Gelehrten, nächst der Rolle der Geistlichen, am schwersten in der Welt zu spielen; der eine von diesen beyden Ständen geht beständig zwischen der Heucheley und dem Aergernisse; der andere zwischen dem Stolze und der Niederträchtigkeit.

Sollen also die Gelehrten der Gesellschaft der Großen gänzlich absagen? Außer den Ausnahmen, die ich oben von dieser Regel gemacht habe, nöthigen mich einige besondere Betrachtungen, dieselbe zu mässigen und einzuschränken.

Diejenigen Gelehrten, denen der Umgang der Welt zu den Gegenständen ihres Studirens nichts helfen kann, müssen sich auf die Gesellschaften, (sie mögen beschaffen seyn, wie sie wollen,) einschränken, worinn sie in den Annehmlichkeiten des Zutrauens und der Freundschaft eine nothwendige Erquickung finden. Wozu würden einem Philosophen unsere nichtswürdigen Gesellschaften anders dienen, als seinen Geist zu verkleinern, und ihn der vortrefflichen Gedanken

zu

zu berauben, die er durch das Nachdenken und das Lesen erlangen könnte? Nicht in dem Pallaste von Rambouillet hat Descartes die Anwendung der Algebra auf die Geometrie entdecket, und Newton hat gewiß nicht an dem Hofe Carls des IIten den Grundsatz der allgemeinen Schwere erfunden; und was die Art zu schreiben anbetrifft, so ist Mallebranche, der in der Einsamkeit lebte, und dessen Ausrechnungen nichts als Kinderspiele waren, darum nicht weniger in seinem Stil das Muster der Philosophen.

Mit denen, die man witzige Köpfe nennet, verhält es sich ganz anders; um die Menschen in einem Werke der Einbildungskraft zu malen, muß man sie kennen; so wie sie wirklich beschaffen sind, darf man sich nicht schmeicheln, sie zu errathen, und es ist desto schlimmer für denjenigen, der sie errathen will. Der Umgang mit der Welt ist also diesem Theile der Gelehrten unumgänglich nothwendig. Aber es wäre zu wünschen, daß sie wenigstens bloße Zuschauer in dieser gezwungenen Gesellschaft abgeben und aufmerksam genug seyn möchten, um nicht nöthig zu haben, oft zu dieser Comödie wieder zurück zu kehren, die sich nicht allemal gut wieder sehen läßt; es wäre zu wünschen, daß sie derselben auf eben die Art beywohneten, als das Parterre die Schauspiele ansieht, welches die Acteurs richtet, und daß die Acteurs nicht beleidigen dürfen, mit einem Worte, daß sie eben so gesinnet seyn möchten, als Dionysius Thyanäus war, als er nach Rom gieng, um, wie er sagete, in der Nähe zu sehen, was ein Tyrann für ein Thier sey.

Es ist zu wünschen, daß diejenigen unter unsern Schriftstellern, die in einem theatralischen Stücke, oder

in

in einem andern Werke das Gemälde unserer Zeiten entwerfen wollen, sich nicht damit begnügen, die Sprache derselben zu borgen. Sie würden sich sonst einbilden, daß sie die Geschichte der Menschen schrieben, da sie doch nur die Geschichte der Sprache verfertigen. An dieser verwirrten uneigentlichen und barbarischen Sprache will man itzund die Schriftsteller erkennen, die das, was man die gute Gesellschaft nennet, besuchen, denen aber dieser Besuch, man mag auch sagen, was man will, sehr schädlich ist, und deren Schreibart viel besser seyn würde, wie es die Erfahrung zeiget, wenn sie in einer nicht so glänzenden Gesellschaft lebeten.

Es ist nur einer kleinen Zahl seltener Leute gegeben, sich vor dieser Mühe zu bewahren, aber es ist sehr sonderbar, daß die Gelehrten, denen es eigentlich zukömmt, die Sprache zu studieren, zu kennen, und zu bestimmen, in diesem Stücke Gesetze von den Großen annehmen, denen sie Gesetze vorschreiben sollten. Zu der Zeit, da unsere Sprache, Dank sey es den kleinen witzigen Gesellschaften, nicht als ein seltsamer Mischmasch des Niedrigen und des Kostbaren (pretieux) war, mußten die großen Schriftsteller dieselbe gleichsam errathen, indem sie alle Wendungen und Worte aus ihren Schriften verbannen, von denen sie vorhersahen, daß sie bald veralten mußten: Dieß that Pascal in seinen Lettres provinciales, ein Buch, das man für ein Werk unserer Tage halten sollte, ob es gleich bey nahe schon vor hundert Jahren geschrieben ist. Itzund, da unsere Sprache verunartet, und ihren Adel verliert, werden die großen Schriftsteller sie gleichfalls errathen, indem sie das kurzdauernde

Ge-

Geschwätze unserer Gesellschaften aus ihren Schriften verbannen. Vielleicht wird es endlich so lächerlich werden, daß unsere Schriftsteller sich noch lächerlicher dadurch machen werden, daß sie es angenommen, und daß man endlich zu dem Wahren und Einfachen zurück kehren wird. Vielleicht aber wird diese glückliche Zeit nie wieder zurück kehren. Es ist sehr wahrscheinlich, daß wir in eben den Umständen sind, die die Sprache der Zeiten, des Augustus auf ewig verderbet haben.

Eines der größten Uebel des Umgangs der Grossen und der Gelehrten, welches indessen eines der hauptsächlichsten Mittel ist, wodurch diese letztere Ruhm und Ansehen zu erlangen hoffen, ist die rasende Begierde zu beschützen, die so viele so genannte Mäcenen unter uns hervorbringt. Wie würde der Liebling des Augustus erstaunen, wenn er seinen Namen so entweiht sähe, und den kriechenden Ton hörete, den diese Gelehrten gegen diejenigen annehmen, die ihn führen? Horaz schrieb an den Mäcen, an den größten Herrn des größten Reiches, so jemals gewesen, in einem Tone der Gleichheit, der beyden Ehre macht; und unter unserer so aufgeklärten und feinen Nation, die sich für so wenig sclavisch hält, würde ein Gelehrter, der mit seinem Beschützer so reden würde, als Horaz mit dem seinigen redete, selbst von seinen Mitbrüdern getadelt werden. Die gemeine Einrichtung unserer Zuschriften ist eines von denen Dingen, welche die Wissenschaften am meisten erniedriget haben. Fast alle erschallen von der Ehre, die die Großen den Wissenschaften erzeigen, indem sie dieselben lieben, und keinesweges von der Ehre und von der Noth-

wendigkeit, die sie haben, wenn sie solche lieben. Es scheint als wenn man sich darüber verglichen hätte, daß die Niederträchtigkeit und Falschheit wesentliche Stücke dieser Schriften seyn müssen, als wenn die Lobsprüche, die auf eine edelmüthige Art ertheilet werden, für diejenigen, die sie empfangen, nicht schmeichelhafter, und für diejenigen, welche sie austheilen, nicht rühmlicher wären.

Kann man sich nach allem diesen noch wohl verwundern, daß so viele mittelmäßige Genies, die aber demüthig sind, sich auf Kosten des wahren Genies empor geschwungen haben. Ist nicht, um kein anderes Beyspiel zu suchen, der Orpheus unserer Nation, der der französischen Musik so plötzlich eine andere Gestalt gegeben, und dadurch eine Veränderung vorbereitet hat, die wir einsehen können, wenn wir anders wollen, der Gegenstand des Hasses und der Verfolgung vieler Mäcenen, ohne daß er sich eines andern Verbrechens gegen sie schuldig gemacht hat, als daß er über diejenigen erhaben ist, die sie in ihren Schutz nehmen? Es ist wahr, daß eine kleine Zahl von Großen ausgenommen, die so glücklich sind, den ganzen Werth der Gaben dieses berühmten Mannes zu empfinden, und die Muth genug haben, um es zu sagen, die an dem nicht das Vergnügen haben, daß das Publicum ihren Ausspruch bekräftige, und daß sie endlich gezwungen werden, mit einem schlechten Anstande das Urtheil der Nation zu unterschreiben, ein Urtheil, das sie zuerst würden gesprochen haben, (ohne selber zu wissen, warum,) wenn der große Künstler sich so weit herab gelassen hätte, sie zum Schein über die Musik zu Rathe zu ziehen. Sein glückli-

cher

cher Erfolg und sein Ruhm bekräftigen dasjenige, was ich oben gesagt habe, daß das Ansehen der Gelehrten in der Länge durchdringt. Ihren Beyfall hat er, nächst sich selbst, dem Ruhme zu verdanken, dessen er itzund, dem Neide und der Cabale zum Trotze, genießet. Ich billige darum die Schwärmerey einiger seiner Bewunderer nicht, die Hochachtung des Weisen ist ruhiger; aber es ist großen Gaben eigen, Schwärmer zu machen, und man muß dieselben in einem Jahrhundert erwarten, wo eine Art von Heldenmuth erfordert wird, um erhabene Genies zu preisen, so wie man sich Rechnung darauf machen muß, Enthusiasten, Geißler und Quaker in den Secten hervor zu bringen, die man verfolget.

Man muß sich nicht verwundern, daß die kleinen Gaben, die mehr nach dem Begriffe des Witzes und der Seele der meisten Menschen eingerichtet sind, vorzüglich von ihm geliebet werden. Corneille ward zum Trost aller großen Genies, die ihm folgen werden, beständig fast von allen Liebhabern seiner Zeit verfolget, deren Helden Scuderi und Boisrobert waren. Es mußte auch so seyn. In einem Vorzimmer lernet man nicht große Sachen zu denken, zu sagen, und zu thun; und wenn Corneille sich mehr in die Welt zerstreuet hätte, so würde man ihn mehr gelobet haben, aber den Polieuct würde er nie gemacht haben. Racine, dem vielleicht, um den Corneille zu übertreffen, nichts fehlete, als daß er so, wie er gelebet hatte, hatte Feinde zu bestreiten; der Höflingsgeist, den er zu sehr besaß, und der ohne die Athalia, Phädra, und den Britannicus seinen Ruhm einigermaßen beflecken würde, konnte ihn nicht vor den Verdrießlichkeiten in

Sicherheit setzen, die er von denen auszustehen hatte, deren Sclave und Götze Pradon war.

Dieß muß indessen die verfolgten Gaben trösten, daß sie sehen, mit welchem Vergnügen das Publicum die Aussprüche der vorgegebenen Kenner aufhebt; ihre Hochachtung ist fast der gewisse Fall eines Werkes; sie bilden sich ein, daß sie ein günstiges Vorurtheil für ihre Clienten erwecken werden, wenn sie die Gabe derselben ankündigen; die Nation aber, der eine jede Gelegenheit, ihre Freyheit auszuüben, kostbar ist, und die einsieht, daß man ihren Beyfall stehlen oder rauben will, ist eben darum weniger geneigt, diesen günstigen Eindruck anzunehmen. Es verhält sich eben so mit denen Werken, die angekündiget sind, und die man seit langer Zeit erwartet; das Publicum lebet nicht von der Hoffnung; je länger dieselbe gewesen, um desto mehr verlanget es, daß die Wirkungen derselben Genüge thun sollen, und unglücklich ist derjenige, den seine Erwartung täuschet. Nicht diesem lächerlichen und unnützen Ausprahlen, sondern aufgeklärten und strengen Freunden, die man in Geheim zu Richtern macht, die nur alsdenn billigen, wenn sie nicht umhin können, es zu thun, und deren Rathe man gelehrig nachgiebt, hat man die gute Aufnahme eines Werkes zu danken.

Ich habe bisher nur von denen Liebhabern geredet, die sich damit begnügen, die Gelehrten durch ihr mächtiges Ansehen und durch ihren schwachen Beyfall zu unterstützen: ich verstehe hier unter Ansehen, ein Ansehen, das vermögend ist Bewunderer zu verschaffen, nicht aber das den Muth hat, mächtigen Gegnern die Spitze zu biethen. Die Erfahrung beweiset nur gar

zu sehr, daß die verfolgten Gaben von dieser Seite nichts zu erwarten haben, und daß die Feinde die Beschützer bald zerstreuen. Aber die Gelehrten glauben vielleicht in den Einsichten gewisser Liebhaber, die man in zwo Classen theilen kann, mehr Hülfe zu finden.

Die erste Classe enthält diejenigen, die sich selbst zu gut kennen, als daß sie sich mit ihren Arbeiten an das Licht wagen sollten, die sich aber nicht, wie die meisten ihrer Mitbrüder, damit begnügen, daß sie einem Dichter nach ihren Einsichten das Erhabene, und einem Gelehrten Entdeckungen anpreisen; sie wollen sogar ihre Höflinge aufklären, ihnen Entwürfe ihrer Arbeiten geben, und ihnen in der Ausführung derselben helfen. Ich bin erstaunt, daß kein Client den Muth hat, ihnen eben das zu sagen, was einige Handelsleute zu dem Colbert, der sie unterrichten wollte, sagten: **Lassen sie uns nur machen**; dieser Colbert, der ein so großer Mann war, daß er nur von Dingen redete, die er verstand, und daß er selbst über die Handlung nützlichen Rath ertheilen konnte, war indessen doch auch groß genug, um es nicht übel zu nehmen, daß Leute, die aufgeklärter als er waren, ihren eignen Einsichten folgeten.

In der zwoten Classe der Mäcenen befinden sich diejenigen, die selbst auf den Ruhm der Autoren Anspruch machen. Dank sey es der Schmeicheley, die ihnen opfert, selten mislingt ihnen ein solches Unternehmen; sollten sie auch nur die angenommenen Väter eines mittelmäßigen Werks seyn, das man unter ihrem Namen herausgiebt, so werden sich schon hundert Federn drängen, sie zu preisen; von den Helden bis auf die Thersites der Gelehrsamkeit werden ihnen

alle zuschreyen, daß sie ein Meisterstück hervorgebracht haben; hätten sie auch nur einen Almanach gemacht, so wird man ihnen beweisen, daß sie das Weltsystem erfunden haben.

Dieser Vorwurf geht vornehmlich auf gewisse auswärtige Journalisten, (denn ich glaube nicht, daß sich unter den französischen einige finden sollten, die ihn verdienen). Mit der einen Hand richten sie der mächtigen Mittelmäßigkeit Statuen von Thon auf, da sie sich mit der andern vergeblich bemühen, die goldnen Statuen großer Männer ohne Schutz und Ansehen, zu verstümmeln. In ihren periodischen Blättern, die man, wie der Herr von Voltaire die Geschichte nennet, ein ungeheures Archiv von Lügen, und von ein wenig Wahrheit nennen kann, wird fast alles gelobet, nur das nicht, was sollte gelobet werden. Sie thun sich auch immer mehr Schaden durch das Gute, so sie von schlechten Büchern sagen, als durch das Uebel, so sie den guten zufügen wollen. Man kann diese Journalisten mit den Thorschreibern der großen Städte vergleichen, die den Zoll einnehmen; sie visitiren das gemeine Volk sehr scharf, lassen die großen Herren ehrfurchtsvoll vorbeygehen, erlauben ihren Freunden den Schleichhandel, begehen ihn oft selbst, und halten dagegen dasjenige als contreband an, so nicht contreband ist. Man muß übrigens von den Bücherrichtern keine Ungerechtigkeit fordern, die eben so niederträchtig ist als die Schmeicheley; aber es ist doch wenigstens erlaubt, sie zu ermahnen, die Schrift von dem Verfasser zu unterscheiden.

Es giebt noch eine letzte Art von Liebhabern, die mit Recht verdienen, höher als die andern geachtet zu wer-

werden, und die man als wahrhaftigere Beschützer der Wissenschaften ansehen kann; Es sind diejenigen, die durch ihre Wohlthaten den Künsten und Wissenschaften aufzuhelfen suchen. Ich beklage die Gelehrten, denen ihre Glücksumstände eine so traurige und gefährliche Hülfe nothwendig machen. Wenigstens kömmt es ihnen zu, in ihrer Aufführung so viel Würde und Adel zu zeigen, daß ihnen der Wohlthäter selbst verbunden seyn muß. **Ich bezahle deinem Vater**, sagte Xenophon zu einem seiner Schüler, **seine Gutthaten mit Wucher; denn ich bin die Ursache, daß ihn alle Welt lobet.**

Der Abt von Saint Pierre, dieser Mann, dessen Schriften die Träume eines redlichen Mannes seyn könnten, dessen sehr philosophische Geschichte aber für unser Jahrhundert in der That eine Art vom Traume seyn würde, trat dem Varignon einen ansehnlichen Theil seines Vermögens ab, und sagte zu ihm: **Ich gebe ihnen kein Gehalt, sondern einen Contract; weil ich nicht will, daß sie von mir abhängen sollen.** Eine Art von Heldentugend, die verdienet, allen Wohlthätern zum Muster vorgestellet zu werden. Nur um diesen Preis verdienet man ein Wohlthäter zu seyn; aber wie wenige würden diesen Titel unter solchen Bedingungen annehmen wollen?

Welch eine Lehre ist das Beyspiel dieses Abts für gewisse Wohlthäter, die oft eben so geizig, als eitel sind, die sich wegen einiger Wohlthaten, die nach ihrem Vermögen sehr geringe sind, und die sich selbst die Mühe geben, heimlich auszubreiten, für Väter der Wissenschaften halten. Wenn man rechtschaffene Leute verbindet, so muß man die Erkenntlichkeit in

ihnen reden lassen, sie weiß sich selbst schon strenge Gesetze vorzuschreiben. Aber die Menschen sind so aufmerksam, alles das zu erhaschen, was sie über ihres gleichen erheben kann, daß man eine bewilligte Wohlthat gemeiniglich als eine Art von Titel, als eine Besitznehmung desjenigen, den man verbindet, als eine Souverainitätsacte ansieht, deren man misbrauchet, um einen Unglücklichen von sich abhängig zu machen. Man hat sehr viel und mit Recht wider die Undankbaren geschrieben, aber man hat die Wohlthäter in Ruhe gelassen; dieß Capitel fehlet noch in der Geschichte der Tyrannen.

Es sind auch dürftige Umstände für eine edelgesinnte Seele die größte Hinderniß des Glückes. Die gänzliche Armuth führet weit sicherer zu Bedienungen und Reichthümern, weil sie zu der Sclaverey gezwungen ist, und sich folglich dazu gewöhnet. Wie sehr macht der Despotismus und der Stolz der Wohlthäter die Wohlthaten fürchterlich, und bisweilen demüthigend! Wie viel Uebel fügen sie nicht selbst den Gaben dererjenigen zu, die sie verbinden? Die Wohlthaten, die auf eine niederträchtige Art empfangen werden, setzen die Seele, und in der Folge auch die Begriffe herunter, und erniedrigen sie; selbst die Schreibart wird dadurch angesteckt, denn die Schreibart nimmt immer das Gepräge des Charakters an. Seyd erhaben in euren Gesinnungen, und lasset eure Schreibart gesetzt und edel seyn. Ich will es nicht läugnen, daß diese Regel ihre Ausnahmen haben könne, wie eine jede Regel hat; aber diese Ausnahmen würden eine Art von seltenen Erscheinungen seyn.

Die

Die Römer sagten: **Brodt und Schauspiele.** Wie sehr wäre es zu wünschen, daß alle Gelehrte den Muth hätten, zu sagen: **Brodt und Freyheit.** Ich verstehe unter Freyheit nicht eine Freyheit, die nur ihre Person, sondern die auch ihre Schriften angeht. Ich vermenge sie mit der verdammlichen Frechheit nicht, die das anfällt, was sie verehren sollte: der wahre Muth ist der, welcher das Lächerliche und Laster angreift, die Personen schonet, und den Gesetzen gehorchet. **Freyheit, Wahrheit und Armuth,** (denn wenn man diese letztere fürchtet, so ist man sehr weit von den beyden andern entfernet) sind drey Worte, die die Gelehrten, so wie die Prinzen das Wort **Nachwelt,** beständig vor Augen haben sollten.

Unter den verschiedenen Mäcenen unsers Jahrhundertes, befinden sich auch einige, die durch die Wissenschaften, oder das, was ihnen gleichet, glücklich geworden, und andere Gelehrten, die weniger reich und bisweilen aufgeklärter als sie sind, in ihren Schutz nehmen. Wenn man nach der Art, wie sie ihnen begegnen, urtheilen wollte, so sollte man glauben, daß das Wort, Republik der Gelehrten, sehr schlecht ausgesonnen sey; nichts ist weniger republikanisch, als ihr Bezeigen gegen ihres gleichen. Sie scheinen überzeugt zu seyn, daß sie allein verdienen, reich zu seyn; man sagt ihnen, wenn sie sich bey einem anständigen Vermögen über ihre Armuth beklagen, von einem Gelehrten, der kaum das Nothwendige besitzt, so werden sie gewiß seine Umstände für sehr bequem halten. Du hast Recht, würde einem solchen Diogenes geantwortet haben; aber ich möchte dich nur einen Tag an meiner Stelle sehen.

Diese Mäcenen haben den Grundsatz, daß ein Gelehrter arm seyn muß. Sie geben deswegen zur Ursache an, die Armuth schärfe den Geist, der Ueberfluß aber schläfere ihn ein und schwäche seine Uebung; aber ihr wahrer Bewegungsgrund ist dieser, daß sie auf diese Art einen zahlreichen Hof und mehr Schmeichler haben können.

Ich gestehe es, sie werden bisweilen dafür bestrafet. Es fehlet nicht ganz an Beyspielen, daß diese Tyrannen im Reiche der Gelehrsamkeit, die von den Ausländern und Franzosen gepriesen werden, zum Schrecken derer, die ihnen gleichen, ihren Ruhm überleben, wenn sie durch die Veränderung ihrer Umstände unvermögend werden, zu nutzen oder zu schaden.

Nach eben diesem Grundsatze der vorgegebenen Abhängigkeit, worinn die Gelehrten seyn sollen, hat der Geist des Despotismus in einigen berühmten Akademien zu herrschen angefangen, der, wie ich mir zu behaupten getraue, dem Fortgange der Wissenschaften schädlich gewesen seyn würde, wenn nicht viele Glieder dieser Gesellschaften so vorzügliche Gaben gehabt hätten; denn in einem despotischen Staate bestehen die Tugenden der Bürger darinn, daß sie sich betriegen lassen; aber man muß so geschickt seyn, sich bisweilen betriegen zu lassen, und man findet noch immer Leute, die so edel gesinnet sind, daß sie sich betriegen lassen. Der Cardinal von Richelieu, hatte der französischen Akademie eine sehr einfache und edle Gestalt gegeben, aber es war auch der Cardinal von Richelieu. Er sahe, ungeachtet seiner Neigung zu einem despotischen System, das er so weit ausdehnte, wohl ein, daß sich für einen solchen Staat, als die

Republik der Gelehrten ist, die nur durch die Freyheit bestehen kann, die democratische Regierungsform am besten schicke; dieser seltene Mann, der den Werth der Gaben wußte, wollte, daß in der französischen Akademie der Witz in gleicher Linie dem Range und dem Adel zur Seite gehen, und daß alle Titel dem Titel eines Gelehrten weichen sollten. Er wollte, daß diese Akademie größtentheils aus den guten Schriftstellern der Nation bestehen sollte, um sie in den Augen der Weisen ehrwürdig zu machen, und aus einer kleinen Anzahl von Großen, um sie in den Augen des Pöbels ehrwürdig zu machen; diese letztern sollten bloß die Stellen ausfüllen, die die großen Schriftsteller leer lassen würden, und auf diese Art sollten bey der französischen Akademie die Vorurtheile dazu dienen, um die Gaben zu ehren, und nicht die Gaben dazu dienen, den Vorurtheilen zu schmeicheln. Vornehmlich sollte man aufmerksam seyn, diejenigen davon auszuschließen, die zugleich Schriftsteller und große Herren seyn wollen, und keines von beyden sind. Er stellte sich nicht vor, daß es dereinst Leute geben würde, die sich daran stoßen würden, wenn sie sich in der Akademie zwischen dem Despreaux und Racine sähen; eine Stelle, woraus sich Mäcen eine Ehre würde gemacht haben, und die er mit Bescheidenheit würde angenommen haben. Mit einem Worte, der Cardinal von Richelieu sahe leicht ein, daß es gefährlich seyn würde, in die gelehrten Gesellschaften einen Geist der Ungleichheit einzuführen, der vermögend ist, Verwirrung darinn zu unterhalten, die großen Gaben abzuweisen, in der Länge der Zeit diese berühmten Gesellschaften mit mittelmäßigen Leuten anzufüllen,

len, denen der Titel eines Mitgliedes nothwendig ist, und die gelehrten Belohnungen von dem Eigensinne und dem Neide gar zu abhängig zu machen.

Diese Belohnungen sind übrigens zur Aufnahme der Wissenschaften selbst unter unserer Nation so nothwendig nicht, als man glaubt. Corneille, La Fontaine und viele andere haben dieselben nicht gehabt, und vermuthlich würde auch Racine seine Trauerspiele, und Despreaux seine Dichtkunst ohne dieselben gemacht haben; ohne sie haben unsere Zeiten die Henriade, den Geist der Gesetze (l'Esprit des lois) den Hippolyt und Aricie und viele schöne Werke eben derselbigen Verfasser und einiger andern hervor gebracht. Die großen Gaben haben um sich zu entwickeln keine andere Triebfeder vonnöthen, als den Antrieb der Natur. Sie ist es, und nicht das Glück, so einen großen Mann zwingt, es zu seyn. Sie bevölkerte mitten in den bürgerlichen Kriegen Flandern mit geschickten und armen Malern. Sie hat Italien so viele berühmte Künstler gegeben, wovon nur sehr wenige im Ueberflusse gelebt haben.

Man würde sich indessen doch irren, wenn man ohne alle Einschränkung behaupten wollte, daß die übel ausgetheilten Belohnungen allezeit den Muth erhabener Geister niederschlagen: sie sind bisweilen dazu gut, große Dinge bey denenjenigen hervor zu bringen, die sie nicht erhalten, sie arbeiten nicht in der Absicht, dazu zu gelangen, sondern sie zu verdienen. Dieß ist der vornehmste Nutzen dieser Belohnungen, vornehmlich, wenn sie ohne Unterschied und mit vollen Händen ausgetheilet werden. Lasset uns nicht wünschen, daß man ihre Quelle verstopfe. Dieß

würde

würde die Gelehrten zum wenigstens auf eine Zeitlang so niederschlagen, daß es meiner Meynung nach mehr Schaden thun würde, als die Huldigungen und die Art von Abgötterey, wozu der Eigennutz sie verbindet: und ich will dem unsinnigen Kaiser nicht gleichen, der die Bibliothek zu Constantinopel verbrennen ließ, weil die Gelehrten in seinem Reiche die Bilder anbetheten. Ich glaube bloß, daß die Belohnungen seltner seyn sollten; dieß würde dazu dienen, daß sie besser ausgetheilet würden, die Sparsamkeit ist aufgeklärter, als die Verschwendung, dadurch würden die Menschen mehr an ihre rechte Stelle gesetzet werden, die Belohnungen, die schwerer zu erhalten geworden, würden nur von denen streitig gemachet werden, die sie verdammen; und die Schriftsteller, die Philosophen, die berühmten Künstler werden außerdem in der Hochachtung ihrer Nation einen Preiß erlangen, der schmeichelhaft genug für sie seyn wird, um geduldig andere Belohnungen erwarten zu können, oder diejenigen schamroth zu machen, die ihnen dieselben entziehen würden.

Aber die Großen müssen nie vergessen, wenn sie den Wissenschaften Gutes thun wollen, daß die persönliche Achtung die wesentlichste Belohnung der Gaben ist, die alle andere erhöhet, die selbst ihren Abgang ersetzen kann. Dieser Achtung hatte Griechenland die großen Männer zu danken, die es in allen Arten hervor brachte, dieß ist die schätzbarste Gunst, die die Wissenschaften in unsern Zeiten von einem Monarchen erhalten, der den Thron mit allen Einsichten und Tugenden des Julians besitzt, ohne seinen Aberglauben zu haben. Die Gleichgültigkeit

Carls

Carls des V. gegen die Wissenschaften, die bis auf seine Nachkommen fortgepflanzet ist, scheint eine der vornehmsten Ursachen zu seyn, die das Wachsthum des Geistes in ihren Staaten bisher aufgehalten hat. Preußen wird seinem Friedrich aus einer entgegengesetzten Ursache den Fortgang verdanken, den es in den Künsten und Wissenschaften machen wird. Bey diesem Monarchen, der über die Vorurtheile erhaben ist, unterscheidet die Menschen nichts, als das Verdienst. Das Licht und die Wahrheit, die den Prinzen so nothwendig und gemeiniglich so sehr verborgen sind, die er aber liebt und kennet, weil er ihrer würdig ist, sind die Frucht der weisen und keinesweges zügellosen Freyheit, die er den Wissenschaften zugestehet. Die Gaben des Geistes, das Unglück und die Philosophie geben Anrecht auf seine Güte. Sein Geschmack an den Wissenschaften und schönen Künsten ist um so viel aufgeklärter, um so viel wahrer, und um so viel lobenswürdiger, da er seinen wichtigern Sorgen nichts entzieht, und da er vor allen Dingen König zu seyn weiß. Es schränken sich auch die Lobsprüche, die er erhält, nicht auf die Stimmen seiner Unterthanen ein; von dem ganzen Europa bekräftiget, dessen einmüthige Stimme der Probierstein des Verdienstes der Monarchen ist, werden sie noch von den künftigen Zeitaltern bestätiget werden, deren Urtheil man ihm zum Voraus ankündigen kann, weil er dieselben nicht fürchten darf. Möchte er doch dieses schwache aber uneigennützige Lob eines Gelehrten annehmen, dessen Feder noch nie durch die Schmeicheley entehret ist, der vielleicht nie die Ehre haben wird, sich ihm zu nähern, den die Freundschaft in seinem

nem Vaterlande zurücke hält, weil sie ihm die Stelle des Glückes vertritt, und der nichts von ihm verlanget, als seine Hochachtung.

Warum kann ich nicht zur Ehre unserer Nation eben dieses von allen unsern Mäcenen sagen? Aber die Wahrheit und die Gerechtigkeit widersetzen sich meinem guten Willen. Ich kann wenigstens betheuern, daß ich auf keinen ins besondere mit den critischen Betrachtungen gezielet habe, die man in dieser Schrift findet. Wenn wider meine Absicht sich jemand darinn zu erkennen glauben sollte, so kann ich ihm keine andere Antwort ertheilen, als die, so Protogenes dem Demetrius gab: **Ich kann nicht glauben, daß ihr die Künste bekrieget;** denn ein unverständiger Schutz ist ein wahrhafter Krieg wider die Gaben. Glücklich werden wenigstens die Gelehrten, seyn, wenn sie endlich erkennen, daß das sicherste Mittel sich Hochachtung zu erwerben, dieses ist, daß sie unter sich vereiniget, und gleichsam eingeschlossen leben, daß sie es durch diese Vereinigung leicht dahin bringen werden, daß sie den übrigen Theil der Nation in den Werken der Philosophie und des Geschmackes Gesetze vorschreiben können; wenn sie einsehen, daß die wahre Hochachtung diejenige ist, die von Leuten ertheilet wird, die würdig sind, selbst hoch geschätzet zu werden; daß die Prahlerey ein Possenspiel ist, das den Zuschauer und den Acteur beschimpfet, und daß der Durst nach Ruhm und Reichthümern eine von denen Ursachen ist, die zum Verfalle der Wissenschaften unter uns das meiste beytragen werden.

Dieß sind die Betrachtungen und die Wünsche eines Schriftstellers, ohne Künste, ohne Intriguen, ohne

Bey=

Beystand, und folglich ohne Hoffnung, aber auch ohne Sorgen und ohne Begierden. Ich weiß, daß das falsche Interesse der Menschen sich immer ihrem wahren Vortheile widersetzen wird, und ich kann vielleicht eine platonische Republik entworfen haben; in diesem Falle werde ich nicht der erste Mißionarius seyn, der mit mittelmäßigen Gaben sehr guten Absichten, mit noch bessern Gründen und einer Aufführung, die seiner Lehre gemäß ist, das Unglück gehabt, niemand zu bekehren. Vielleicht aber wird mein Beyspiel, ob es gleich an und für sich selbst wenig überreden und einnehmen kann, endlich von einem unserer berühmtesten und ausgedehntesten witzigen Köpfe nachgeahmet werden. Ich zweifele nicht daran, daß er, der dem stürmischen Meere entgangen ist, das ich nur eben erblicket habe, den Gelehrten mit vielem Nutzen und mit vieler Wahrheit sagen könne:

Parcite oues nimium procedere, non bene ripae
Creditur; ipse aries etiam nunc vellera siccat.



II.

* *

II.

Erklärung
einer
gewissen Bildsäule,
welche
einen gallischen Priester
vorstellet.

Aus der Nouvelle Bibliotheque Germanique T. XII. Part. II. p. 379.

Mein Herr,

Als Sie ohnlängst durch Genf reiseten, so unterließen Sie nicht, alles daselbst in Augenschein zu nehmen, was man gemeiniglich den Reisenden zu zeigen pfleget. Bey dieser Gelegenheit vergaßen Sie die öffentliche Bibliothek nicht. Sie betrachteten allda verschiedene Merkwürdigkeiten, darunter aber einige, wie Sie sagten, eine Erläuterung gebraucht hätten, welche man Ihnen nicht geben konnte, weil es gemeiniglich bey solchen Umständen die Zeit nicht verstattet. Sie erinnern sich itzo einiger derselben, von denen Sie gern mehreres Licht gehabt hätten, und Sie schreiben an mich, daß ich dieses auf mich nehmen soll. Sie führen unter andern eine kleine Bildsäule von Erzt an, welche einen gallischen Prie-

ster hätte vorstellen sollen, und welche Sie wegen ihrer Seltsamkeit nicht genug hätten betrachten können. Davon soll ich Ihnen nun gegenwärtig meine Gedanken sagen. Sie verlangen zu wissen, was man für Beweise hat, daß sich die Sache so verhalte, wie man Ihnen gesaget hat, und ob es nicht hierüber verschiedene Meynungen giebt. Ich soll Ihnen ferner melden, wo und zu welcher Zeit man diese Bildsäule gefunden hat; und endlich, ob man muthmaßlich erfahren kann, in welchem Jahrhunderte sie mag seyn verfertiget worden.

Diese Bildsäule wurde zu Ende des vorigen Jahrhunderts in hiesiger Gegend gefunden. Man arbeitete 1690 an einem Festungswerke auf der Seite gegen die alte Vorstadt St. Victor, und da man das Erdreich aufgrub, fand man dieses Stück des Alterthums. Sie ist noch vollkommen unbeschädiget, und scheint nur erst aus der Arbeit gekommen zu seyn. Es fehlet nichts daran, als ein gewisses Instrument, welches sie in der linken Hand hatte, und welches weggekommen ist. Da Sie vielleicht itzo nur noch einen unvollkommenen Begriff davon haben, so will ich mit einer etwas ausführlichen Beschreibung derselben den Anfang machen. Diese Bildsäule ist nur fünf oder sechs Zoll hoch. Sie stellet eine Mannsperson vor, welche in ihren besten Jahren ist. Sie hält in der rechten Hand ein klein Gefäß, welches leer ist. Ihre ganze Bekleidung besteht aus einem kurzen und engen Gewand nach alter Art. Dieses ist unter dem Halse mit einer Art von Haken zusammengeheftet. Die Füße sind nur mit einer Art von

kleinen

kleinen Stiefeln bekleidet, welche nicht einmal bis an die Waden reichen.

Unsere Kenner der Alterthümer machten gar bald ihre Muthmaßungen über diesen Fund bekannt. Einer von ihnen glaubte bey der ersten Untersuchung, daß dieses Bild gar wohl einen von den römischen Kaisern, die nach dem Adrian regieret haben, vorstellen dürfte, und einige kleine Merkmaale beredeten ihn, es wäre Antonin, der Fromme. Das kleine Gefäß in der rechten Hand erklärete er als ein Kennzeichen, oder Sinnbild seiner Vergötterung, und er muthmaßte, daß er in der linken Hand einen Wurfspieß müßte gehabt haben. Er suchte seine Muthmaßung durch einige Münzen zu bestärken, wo dieser Kaiser also vorgestellet wird. Er berufte sich sonderlich darauf, daß man diesen Prinzen ehemals auf einer Säule zu Rom in dieser Stellung gesehen hat. Auf Befehl des Pabsts Sixtus des Fünften wurde diese Bildsäule weggeschaffet, und eine andere von dem heiligen Paulus an deren Stelle gesetzet. Nachdem man indessen die Sache reiflicher erwogen hatte, so wurde diese Muthmaßung gänzlich verworfen. Wenn diese Bildsäule hätte den Antonin vorstellen sollen, so hätte sie müssen einen Lorbeerkranz haben. Ueber dieses ist die Bekleidung der Füße weder römisch, noch dem Anzuge eines Kaisers gemäß.

Ein anderer Kunstverständiger, welcher wegen dieser Bildsäule gefraget wurde, versicherte, daß man nicht das geringste Kennzeichen der kaiserlichen Würde daran fände, sondern daß es seiner Meynung nach bloß ein römischer Befehlshaber der Soldaten seyn müßte, den man so vorgestellet hätte, als wenn

er im Begriffe stünde, vor oder nach in einem Feldzuge ein Opfer oder eine Libation zu verrichten.

Dieser Kenner der Alterthümer wurde wieder von einem andern bestritten, welcher ihm vorstellete, daß man bey diesem Bilde kein einziges Zeichen eines Kriegsmannes, weder Schild, noch Helm, noch Degen, mit einem Worte, nichts, was zu einem Kriegesbedienten gehöret, anträfe.

Endlich befand man nach einer noch schärfern Untersuchung, daß die Kleidung ganz und gar gallisch war. An den kurzen Kleidern konnte man diese Natión besonders unterscheiden; wie man aus diesem lateinischen Verse sieht:

Dimidiasque nates Gallica Palla tegit.

Man erkannte hernach, daß das Gefäße, welches der Gallier in der rechten Hand hält, einen Bedienten des Gottesdienstes, oder eine gewisse Art von einem Opferpriester anzeigen muß. Man kann ihn weder für einen Griechen, noch Römer halten; denn bey diesen beyden Völkern mußten die Bedienten des Altars ihr Amt in langen Röcken verrichten.

Eine noch genauere Betrachtung aller Umstände bestärkete diese Muthmaßung vollkommen. Sie können sich leicht einbilden, **Mein Herr**, daß man diesen kleinen Mann, so bald man ihn aus der Erde gezogen, wird mit großer Aufmerksamkeit vom Kopfe bis auf die Füße betrachtet haben. Kein einziger Gesichtszug blieb unsern neugierigen Kunstrichtern verborgen. Nachdem sie seine Gesichtsbildung genau untersucht und befunden hatten, daß sie vollkommen allobrogisch, das ist, grob und wild war, so richteten sie

sie ihre Aufmerksamkeit auf alles, was ihn noch einigermaßen weiter kenntlich machen konnte.

Sein Kopf ist bloß, aber er hat viel Haare; doch dieses zeiget nur überhaupt einen Opferpriester an, wie man bey den Alten bemerket, ausgenommen in Aegypten, wo sie sich mußten die Haare abscheren lassen.

Diodorus Siculus und Suetonius berichten uns, daß die celtischen und alten deutschen Priester sich sehr angelegen seyn ließen, viel Haare auf dem Kopfe zu haben, und den natürlichen Mangel derselben durch fremde Haare zu ersetzen. Die, welche man auf unserer Bildsäule erblicket, scheinen auch falsch zu seyn. Das Besondere, das die Priester dieser Nation hatten, war ihre Art, die Haare in Ordnung zu legen. Sie strichen dieselben über der Stirne gegen den Wirbel des Hauptes in die Höhe, und krümmeten sie hernach wieder herunterwärts, dergestalt, daß dieses einen Büschel oder eine Art von Wulst auf der Stirn machete. Varro meldet uns, daß die Art, wie die Priester ihre Haare herum zu drehen pflegten, einen besondern Namen hätte, und Tutulus genennet würde. Man sieht diesen Aufsatz von Haaren sehr deutlich auf unserer Bildsäule.

Nachdem unsere Kenner der Alterthümer diesen Priester einige Zeit bey den Haaren gehalten hatten, um sich seiner desto besser zu versichern, so fasseten sie ihn hernach bey dem Barte. Es war auch ein wesentlicher Schmuck bey der gallischen Priesterschaft. Sie bemüheten sich, einen so großen Bart zu haben als nur möglich war. Der Bart an unserer Bildsäule ist breit, überaus dick und stark, wobey die Seitenhaare

 nicht

nicht in die Höhe gestrichen, sondern herunterwärts gekrümmet sind.

Hierauf kam man auf das Gewand. Außer dem, daß es sehr kurz ist, bemerkete man noch, daß es durch einen Gürtel zusammengezogen war, welcher mit Zierrathen mochte versehen gewesen seyn. Man findet den Gürtel allezeit auf den Münzen, welche einen alten Opferpriester vorstellen. Ich habe nicht nöthig, mein Herr, Ihnen dasjenige zu wiederholen, was die heilige Schrift von dem Gürtel des jüdischen Hohenpriesters erwähnet.

Die Bekleidung der Füße besteht, wie ich schon gesagt habe, in einer Art von hohen Schuhen, oder vielmehr Halbstiefeln, welche nur an den halben Fuß reichen, und den ganzen Obertheil desselben bloß lassen. Sie scheinen bloß bestimmt gewesen zu seyn, die Beschwerlichkeiten der Reise desto besser auszustehen. Allem Ansehen nach war dieses der gewöhnliche Anzug der ganzen Nation.

Aber das kleine Gefäß, welches der Priester in der rechten Hand hält, verdienete mehr Aufmerksamkeit als alles andere, weil man daraus am allerdeutlichsten sehen kann, was die Bildsäule vorstellen soll. Wenn man die Stellung genau betrachtet, so scheint es, daß man einen Priester hat abbilden wollen, wie er im Begriffe steht, den in dieser Schale befindlichen Wein zwischen die Hörner des Schlachtopfers auszugießen,

Ipse tenens dextra Pateram inter Cornua fudit,

wie Virgil sagt.

Einige Schriftsteller haben geglaubet, daß die Patera sowohl ein klein Gefäß zu den Libationen, als

auch

auch ein größeres und breiteres bedeutete, welches einen Henkel hatte, und darzu dienete, daß man das Blut des Schlachtopfers auffieng. Aber die eigentlich sogenannte Patera hat weder Henkel noch sonst etwas, wo man es anfassen könnte.

Die gallischen Priester hatten dieses Opfergefäß so oft in den Händen, daß uns Ausonius berichtet, man hätte sie selbst unter diesem Worte zugleich verstanden. Dieses werden sie in seinem fünften Gedichte finden, welches die Ueberschrift hat:

Commemoratio Professorum Burdigalensium.

Man findet daselbst den Lobspruch des Redners Attius Patera. Ich will solchen ganz hieher setzen, um Ihnen die Mühe zu ersparen, es aufzuschlagen:

Tu Bagocassi stirpe Druidum satus,
Si fama non fallit fidem,
Beleni sacratum ducis e templo genus:
Et exinde Vobis nomina
Tibi PATERAE: sic Ministros nuncupare
Apollinaris Mystici.

Hier sehen Sie, daß er zu ihm sagt, er hätte den Zunamen Patera erhalten, weil er aus einer Familie der Druiden zu Bayeux in der Normandie geboren worden. Wir ersehen hieraus, daß man eine gewisse Classe der gallischen Priester also zu benennen pflegte. Solchergestalt ist das Sinnbild, welches man unserm Priester in die Hand gegeben hat, ein überaus deutliches Merkmaal, und läßt weiter keinen Zweifel wegen seiner Bedeutung übrig. Es bezieht sich auf dieser Bildsäule alles auf die Vorstellung eines Priesters, welcher sein Amt verrichtet. Man kann mit vieler Wahrscheinlichkeit muthmaßen, daß, was er in der

linken Hand gehabt und verloren gegangen, ein Opfermesser müsse gewesen seyn.

Als man Ihnen diese Bildsäule auf unserer Bibliothek zeigete, so gab man vor, sie sollte einen alten Druiden vorstellen. Die Verse des Ausonius bringen uns auf diese Meynung. Was aber hierbey noch einigen Zweifel erregen könnte, ist die Beschreibung, welche der berühmte Herr von Bochat von einem Druiden gemachet hat, der auf einem silbernen Opfergeschirr, das man in der Schweiz im Jahre 1633 gefunden, vorgestellet wird. Man sieht an diesem Gefäße verschiedene Bilder in erhabener Arbeit, und unter andern einen Druiden.

Dieser gelehrte Kenner der Alterthümer beschreibt uns dieses Bild folgendermaßen: „Dieses Bild, sagt „er, stellet einen Mann vor, der mehr alt als jung ist, „und einen kurzen starken Bart hat, wovon der Mund „bedecket ist. Er hat kurze Haare. Der Rock ist „nicht gegürtet, und hat fast gar keine Falten, er geht „ihm bis über die Waden. Das ist sein ganzer An„zug. Die Aermel, welche fast nur die Schulter und „die Hälfte des Armes bedecken, sind bis fast an die „Schulter mehr als einmal aufgeschnitten.

„Was am meisten bey diesem Bilde einem Drui„den ähnlich ist, besteht darinnen, daß er in der rech„ten Hand eine Art von Sichel oder großem Messer, „und in der linken einen Zweig von Mistel, der auf „den Eichen wächst, hält, welchen er mit seiner Sichel „abgehauen hat, oder etwas Eisenkraut, welches die „Druiden eben so hielten und gebrauchten, wie den „Mistel.„ *

Wenn

* Histoire ancienne de la Suisse T. II. p. 412.

Wenn man diese Beschreibung mit unserer Bildsäule vergleicht, so findet man zwar eine Aehnlichkeit darinnen; aber der Anzug ist sehr verschieden, welches denn manchen bereden könnte, daß einer von beyden nothwendig kein Druide seyn müsse. Der, welchen der Herr von Bochat beschreibt, hat einen ziemlich langen Rock, aber der unsrige hat ein sehr kurzes und mit einem Gürtel zusammengezogenes Gewand. Der auf dem Opfergefäß abgebildete Druide hat gar keinen Gürtel, da ich doch schon gezeiget habe, daß der Gürtel ein wesentlicher Zierrath bey den alten Priestern war.

Aber dieser gelehrte Kenner des Alterthumes eröffnet uns etwas, welches dem ganzen Streite ein Ende machen dürfte. Er gesteht, daß sein Druide ziemlich viel Aehnlichkeit mit dem Gotte Sylvan hat. Man pflegte diesen Waldgott mit einer Sichel in der einen Hand, und mit einem Zweige in der andern vorzustellen. Was der Herr von Bochat vor Mistel oder vor Eisenkraut gehalten hat, kann gar leicht ein Zweig seyn, welchen der Bildhauer würde größer gemacht haben, wenn es die Länge des Opfergefäßes verstattet hätte.

Ueberlegen Sie nur einmal, mein Herr, daß alle die andern Bilder, welche um dieses Gefäß herum gemacht sind, Gottheiten vorstellen. Man sieht da den Jupiter, den Mars, den Apollo, die Diane, den Merkur. Das Bild, das dem vermeyntlichen Druiden am nächsten steht, und über welchem der Herr Bochat zweene Raben zu bemerken geglaubet hat, ist, allem Ansehen nach, die Venus mit ihren zwo Tauben, welches die Sinnbilder sind, die ihr die Poeten zur Begleitung geben. Man wird alsdenn nichts als Gotthei-

ten auf dem Opfergefäße sehen, und man kann nicht begreifen, was ein Druide mitten unter diesen Gottheiten machen sollte. Die kleinen Zusätze, die ich Ihnen itzo zu weiterm Nachsinnen überlasse, kommen von einem Gelehrten hiesiger Gegend, welcher sich mit den Alterthümern sehr bekannt gemacht hat, welcher aber zugleich dem Herrn von Bochat das Endurtheil hierüber überläßt.

Es ist Ihnen bekannt, daß die Druiden bey den Galliern Priester, Sittenlehrer, Aerzte, Meßkünstler, oder vielmehr Sterndeuter, und sonderlich Richter waren. Ihr Amt war, daß sie das Recht sprachen. Nur sie entschieden fast alle Zwistigkeiten, und setzten Strafen und Belohnungen. Wenn es jemand nicht wollte bey ihrem Ausspruche bewenden lassen, so wurde er von den Opfern ausgeschlossen. Der Bann war unter ihnen eingeführet. Der Bann der Druiden war damals eben so erschrecklich, als der Bann der Päbste in den folgenden Zeiten.

Die Druiden versammleten sich alle Jahre in der Gegend von Chartres, und zwar ganz nahe bey der Stadt dieses Namens, welche ungefähr für den Mittelpunct von Gallien gehalten wurde. Einzelne Personen, welche Streitigkeiten unter einander hatten, begaben sich von allen Seiten in diese Versammlung, welche an einem geweiheten Orte gehalten wurde. Hier wurden die Rechtshändel gemeiniglich entschieden, und das Urtheil, welches die Druiden fälleten, galt fast eben so viel, als ein göttlicher Ausspruch.

Die Druiden hatten ein gewisses Oberhaupt, welches man als ihren Hohenpriester betrachten konnte. Man überließ ihm eine unumschränkte Gewalt. Nach seinem

seinem Tode folgete ihm derjenige, welcher die meisten Verdienste unter ihnen hatte. Er wurde gemeiniglich durch die Mehrheit der Stimmen erwählet. Aber diese Wahl verursachete zuweilen Uneinigkeiten und Zerrüttungen, so daß es sogar bey verschiedenen Gelegenheiten zu Thätlichkeiten kam.

Es würde schon der Mühe werth seyn, daß man sich von ihren Grundsätzen einen vollkommenen Begriff zu machen suchte; es fehlen uns aber die hierzu erforderlichen Nachrichten. Es war ein Gesetz bey ihnen, wornach sie sich bey allen Umständen richteten, daß sie nicht das geringste aufschrieben, weder ihre Gesetze, noch ihre Geschichte, noch die Geheimnisse ihrer Religion. Julius Cäsar führet davon die Ursache an, in seinen Büchern. Er saget, daß sie dieses vermuthlich darum thäten, damit der gemeine Mann nichts von ihrer Wissenschaft erfahren, und ihre Künste nicht ihren Werth verlieren möchten, wenn sie allen Leuten bekannt würden. Sie fanden ihre Rechnung besser, wenn sie das Volk in der Unwissenheit erhielten. Es war ein bequemes Mittel, sich desto leichter dessen Hochachtung und Ehrfurcht zu erwerben.

Andere haben dafür gehalten, daß sie deswegen gar nichts aufgeschrieben hätten, damit sie das Gedächtniß ihrer Lehrlinge desto besser üben könnten. Sie pflegten ihnen eine große Anzahl Verse auswendig lernen zu lassen. Es geschieht auch wirklich zuweilen, daß Lernende vergessen, die Kräfte ihres Gedächtnisses zu verbessern, wenn sie sich zu sehr auf das Schreiben verlassen. Diese Gründe könnten allenfalls ziemlich wahrscheinlich seyn, in Ansehung ihrer Weltweisheit und Religion; aber es ist doch nicht zu glauben,

ben, daß sie ihre Gesetze, und sonderlich ihre Geschichte nicht sollten aufgezeichnet haben. Es ist allerdings zu verwundern, daß sie nicht sollten einige Schriften bekannt gemacht haben, darinnen die Nachkommen hätten die merkwürdigen Thaten ihrer Regenten und Mitbürger lesen können.

Von ihrer Religion ist fast nichts weiter bekannt, als daß sie die Unsterblichkeit der Seele für einen der vornehmsten Puncte ihrer Gottesgelahrtheit gehalten, und diese Lehre sehr bequem und nützlich befunden haben, ihnen eine Verachtung des Todes beyzubringen. Sie glaubten auch die Seelenwanderung.

Plinius (Histor. Natur. lib. XVI.) erzählet die Art, wie sie den Mistel von den Eichen gesammlet haben, welches sie als eine der wichtigsten Ceremonien ihrer Religion betrachteten. Dieser Baum wurde bey ihnen für heilig gehalten, man muß aber dieses nur von den Steineichen verstehen. Sie pflegten sich alle Jahre zu einer gesetzten Zeit in einem Holze zu versammlen, und mit einer goldenen Sichel, oder krummen Messer den Mistel abzunehmen, welcher auf dieser Art von Eichen wuchs. Sie verwahreten solchen sehr sorgfältig als ein seltenes Geschenk der Gottheit. Sie opferten bey dieser Gelegenheit Thiere, und zuweilen auch Menschen. Man beschloß diese Ceremonie mit einem Gastmahle.

Wir könnten leicht unsern Druiden für einen von denen ausgeben, welche zu dieser feyerlichen Handlung gebrauchet wurden. Man machet nicht leicht Bildsäulen als für Leute, die einen besonders großen Rang haben. In diesem Falle ist nichts natürlicher, als die

Muth=

Muthmaßung, daß das Werkzeug, welches in seiner Hand gewesen, und verloren gegangen ist, die goldene Sichel gewesen seyn muß, welche man gebrauchte, den Mistel abzunehmen. Unterdessen, mein Herr, damit Sie nicht Ursache haben, zu sagen, daß wir unsere Waare selbst lobeten, so will ich es ganz gerne bey meiner ersten Muthmaßung bewenden lassen: daß nämlich dasjenige, was es in der linken Hand gehalten, nur ein Opfermesser gewesen ist. Solchergestalt wird unser Druide nur ein gemeiner Priester, und zwar aus der Ordnung der niedrigen Opferpriester gewesen seyn.

Sie haben ferner zu wissen verlangt, ob man ungefähr das Jahrhundert erfahren hat, darinne diese Bildsäule ist verfertiget worden. Es ist aber sehr schwer, hiervon etwas Bestimmtes zu setzen. Man hat so gar Ursache, sich zu verwundern, wie eine gute Bildsäule hat können von den Galliern gemachet werden. Wenn man aber doch überlegt, daß sie mit den Römern Umgang gehabt haben, so ist es ihnen nicht unmöglich gewesen, etwas Bildhauerarbeit abzulernen. Vorher verstunden sie ganz und gar nichts von Künsten und Wissenschaften. Das einzige, was ich Ihnen also auf ihre Frage antworten kann, ist dieses, daß diese Bildsäule nothwendig neuer seyn muß, als die Eroberung von Gallien. Weiter können wir nichts eigentlicheres angeben, wie alt sie seyn mag. Ich bin = = =

Genf, den 1 des Christm.
1752.

III. Schrei-

* *

III.

Schreiben eines vornehmen Frauenzimmers an den Herrn * * * * von der Beschneidung der Aegypter.

Aus der Nouvelle Bibliotheque Germanique Tom. XII. Part. I. p. 189.

Mein Herr,

Die Abhandlung, welche der Herr Jablonski ohnlängst von der Götterlehre der Aegypter geschrieben hat, gab uns letztlich Gelegenheit, von den Gewohnheiten dieses Volkes zu sprechen, und wir kamen dabey auf deren Beschneidung zu reden. Sie konnten einigermaßen meine Gedanken hierüber errathen; weil ich aber Bedenken trug, mich vor unsern damaligen Zuhörern deutlicher zu erklären, so mußte ich ihnen versprechen, solches schriftlich zu thun. Ich will also meinem Versprechen hiermit nachkommen.

Man kann aus der Geschichte der Aegypter deutlich wahrnehmen, daß die Beschneidung nicht bloß bey diesem Volke gebräuchlich gewesen ist, sondern daß man vielmehr bis auf die spätesten Zeiten zurück gehen muß, wenn man den Zeitpunct dieses Gebrauches bestimmen

stimmen will. Es hat auch Herodotus nicht ausmachen können, ob sich diese Gewohnheit von den Aegyptern selbst herschreibt, oder ob diese selbige von den Aethiopiern * angenommen haben. Die heilige Geschichte meldet uns im Buche Josua 5, 9. daß die Beschneidung schon zu der Zeit, da sich die Kinder Israel in der Wüsten lagerten, in so großer Hochachtung bey den Aegyptern war, daß es für einen Schimpf gehalten wurde, nicht beschnitten zu seyn. Ich komme hierbey ganz natürlich auf folgende zwo Muthmaßungen, darunter nur eine einzige gegründet seyn kann: entweder muß die Beschneidung bey den Aegyptern vor den Zeiten Abrahams gebräuchlich gewesen seyn, oder sie haben selbige von diesem Patriarchen und seinen Nachkommen erhalten.

Es ist aber nicht möglich, daß die Aegypter sollten die Beschneidung vor den Zeiten Abrahams gehabt haben, weil sonst hieraus folgen müßte, daß die Philister, welche mit den Aegyptern einerley Stammvater haben, und welche mit ihnen in einem Lande gewohnet hatten, daraus sie nur kurz vor den Zeiten Abrahams gegangen waren, daß diese Philister, sage ich, würden haben eben dieses Gesetz beobachten müssen.

Nun ist aber aus dem andern Buche Samuelis 31, 4. bekannt, daß dieses ein unbeschnittenes Volk war. Uebrigens fällt die Meynung dererjenigen, welche glauben, daß die Beschneidung bey den Aegyptern vor den Zeiten Abrahams gebräuchlich gewesen,

* Es ist eine ausgemachte Sache, daß man damals unter dem Namen der Aethiopier die Araber zu verstehen pflegte.

sen, von sich selbst hinweg, wenn man bedenkt, daß die jüdische Geschichte ausdrücklich bezeuget, daß Abraham der erste gewesen ist, mit welchem Gott einen solchen Bund aufgerichtet hat, und daß die Aegypter hingegen, welche den Zeitpunct, darinnen diese Ceremonie ihren Ursprung genommen, nicht bestimmen können, gestehen, daß sie dieselbe von den Aethiopiern könnten erhalten haben, welches denn sattsam beweiset, wie ungewiß sie in diesem Stücke sind.

Eben so wenig wahrscheinlich ist es, wenn man sagen wollte, daß die Aegypter die Beschneidung von Abraham selbst erhalten haben, weil dieser Patriarch noch nicht diesem Gesetze unterworfen war, als er nach Aegypten kam; denn er empfieng den Befehl der Beschneidung allererst etliche Jahre darauf. 1 Buch Mos. 12 und 17. Und wenn auch dieses nicht wäre, glauben Sie denn wohl, mein Herr, daß es ein Ausländer hätte können so weit bringen, daß die Aegypter eine so schmerzhafte und gefährliche Ceremonie, wie die Beschneidung ist, sollten eingeführet haben?

Wem soll man nun wohl die Einführung dieses Gebrauches bey den Aegyptern zuschreiben? Meine Meynung hiervon ist diese:

Moses berichtet uns in dem andern Buch Mos. 2, 18. 19. daß sich nach dem Tode Josephs ein neuer König in Aegypten erhub, der von Joseph nichts wußte. Dieser neue König, dessen hier gedacht wird, war allem Ansehen nach, einer von den Nachkommen Ismaels. Hier folgen die Beweisgründe, mein Herr, welche meine Muthmaßung bestärken sollen. Erster Beweisgrund: Gott hatte Abraham versprochen, daß Ismael eine sehr große und zahlreiche Nachkom-

kommenschaft haben sollte, daß er ihn zum Haupt über ein sehr großes Volk machen würde, und daß zwölf Fürsten von ihm abstammen sollten. 1 Buch Mos. 17, 20. Zweyter Beweisgrund: Die Mutter und das Weib Ismaels waren aus Aegypten, wie aus dem 1 Buch Mos. 16, 1. und 21, 21. erhellet. Dritter Beweisgrund: Die Nachkommen Ismaels handelten zugleich mit den Midianitern in Aegypten, zu der Zeit, da ihnen Joseph von den Söhnen Jacobs verkaufet wurde. 1 Buch Mos. 17, 28. Woraus ich den Schluß mache, daß die Ismaeliter einen großen Anhang in Aegypten hatten. Nun erwägen Sie nur einmal, mein Herr, wie die Geschichte der Aegypter meldet, daß die Araber eine gewisse Zeit in Aegypten regieret haben, und daß außerdem verschiedene Gelehrte den Zeitpunct, darinn die Hirtenkönige regieret haben, in die Zeit dieses neuen Königes, der von Joseph nichts wußte, setzen; dieses machte denn die Muthmaßung noch wahrscheinlicher, daß einer von den Nachkommen Ismaels damals Aegypten müsse unter seine Gewalt gebracht haben. Diese Betrachtung erläutert verschiedene Umstände, welche man außerdem würde schwerlich erklären können. Man ersieht daraus so gleich, wie die Beschneidung bey den Aegyptern entstanden * ist, indem sie solche lange nach

* Es ist sehr wahrscheinlich, daß ein Prinz aus dem Stamme Ismaels wird die Beschneidung bey den Aegyptiern eingeführet haben. So zwang Hircanus die Idumäer, nachdem er sie bezwungen hatte, daß sie sich mußten beschneiden lassen, Joseph. 13, 7. Man begreift übrigens leicht, daß eine so beschwerliche Ceremonie, und die nur durch menschliche Gewalt war eingeführet worden, den Augenblick aufgehöret hat, da sie nicht mehr durch eben diese

nach den Zeiten Abrahams, aber verschiedene daher von dem Ausgange der Kinder Jsraels aus Aegypten angenommen haben. Denn die große Staatsveränderung in Aegypten erfolgte ungefähr hundert Jahre zuvor.

Man kann zweytens, wenn man diesen Satz vor wahr annimmt, erklären, warum die Aegypter die Beschneidung nicht eher als im vierzehnten Jahre ihres Alters empfiengen, da hingegen die Nachkommen Jsaacs den achten Tag nach ihrer Geburt beschnitten wurden. Dieser Unterschied kömmt daher, weil Jsmael allererst in seinem vierzehnten Jahre beschnitten wurde, und weil er diesen Zeitpunct von seinen Nachkommen wollte beobachtet wissen.

Man findet endlich durch meine Muthmaßung die Bewegungsgründe, warum dieser neue König in Aegypten die Kinder Jsrael so tödtlich gehasset, und warum er den gänzlichen Untergang dieses Volks so sehr gesuchet habe. Gal. 4, 22. 29.

Wenn man diese drey Umstände an sich selbst betrachtet, so sind sie vielen Schwierigkeiten unterworfen; aber diese Schwierigkeiten werden verschwinden, so bald man die itzt gedachten Umstände mit der Meynung vergleichen wird, welche ich itzo vorgetragen habe, indem ich voraus setzte, daß der neue König, von dem Moses im andern Buche redet, aus dem Stamme Jsmaels wäre.

Nachdem ich Jhnen also mein Wort gehalten habe, mein Herr, so ersuche ich Sie schlüßlich zu glauben, daß ich bin

diese Gewalt unterstützet worden, und daß sie nur unter den Priestern, welche den Geheimnissen ihrer Religion eifrigst ergeben waren, noch gebräuchlich gewesen.

IIII.

* *

IIII.

Das Leben des kaiserlichen und sachsengothaischen Medaillers, weiland Herrn Christian Wermuths, in Gotha.

Ich habe im Jahre 1745. in den Altonaer gelehrten Zeitungen im CI. Stück auf der 830. Seite das Leben meines seligen Freundes, des hannöverischen Kupferstechers, Herrn Nicolai Seeländers, bey der Nachwelt in gutem Andenken zu erhalten gesucht. Nachhero habe ich im VI. Stücke des VI. Bandes des hamburgischen Magazins auf der 648. Seite dem geschickten Kupferstecher in Dreßden, weiland Herrn Moriz Bodenehr ein Denkmaal gestiftet. Weil nun verschiedene Freunde, welche Liebhaber der Künste sind, mir durch Briefe ihren Beyfall bezeuget, so will ich itzo meinem seligen Freunde, obgenanntem Herrn Christian Wermuth, einen Liebesdienst thun, und sein Andenken der Vergessenheit entreißen, damit es nicht mit seinem Leibe im Grabe verwese. Er war die Erstgeburt seiner lieben Mutter, und erblickte das Licht dieser Welt a. 1661 den $\frac{16}{26}$. December zu Altenburg in Meißen, Montags

 früh

früh um 10. Uhr. Sein Vater Christian Wermuth war daselbst fürstl. sächs. Hofgürtler bis a. 1664. da er eben zu dergleichen Dienste nach Dreßden berufen wurde, und allda a. 1680. den 25. Martii verstarb, seines Alters 43. Jahr und 7. Monat. Sein Großvater welcher Matthäus Wermuth hieß, war Burgermeister und Gürtler in der Schönburgischen Herrschaft im Voigtlande gelegenen Stadt Glauche. Die Mutter unseres Herrn Wermuths war auch aus dieser Stadt gebürtig, und des dasigen Archidiaconi, Herrn Zachariä Reinseckels Tochter, welche a. 1676. den 3. August in Dreßden die Schuld der Natur bezahlet. Sein Vater wollte ihn anfänglich in seiner Profeßion unterrichten, weil er aber bey unserm Wermuth einen geschickten Kopf und eine große Neigung zum Münzeisenschneiden frühzeitig gewahr wurde, so ließ er ihn diese Kunst bey Herrn Ernst Caspar Dürren, chursächs. Münzeisenschneider in Dreßden erlernen, bey welchem er a. 1681. um Michaelis in die Lehre trat. Aeltern thun vernünftig, wenn sie die Neigungen ihrer Kinder klüglich abmerken, und sie derjenigen Sache widmen, wozu sie die Natur bestimmet zu haben scheint. Denn wo ein Kind wider seine Neigung und natürliche Geschicklichkeit zu Ergreifung einer Lebensart gezwungen wird, da thut es alles mit Verdruß, und es wird auf die letzte nichts daraus als Hümpeley. Unser junger Wermuth ließ sich bey seiner Kunst recht wohl an, und so wenig es ihm an Lust zu derselben fehlete, so wenig fehlete es ihm auch an gehörigem Fleiße und Geschicklichkeit, weswegen ihn sein Lehrherr sehr liebete. Weil derselbe nun hin und wieder verschrie-

ben wurde, Stempel zu Münzen zu schneiden, und er diesen seinen Lehrling eben so wohl leiden, als brauchen konnte, so mußte er ihn allenthalben mit begleiten, wie er denn mit ihm ein Jahr in Leipzig, ein Jahr in Jena, und zwey Jahr in Zerbst seyn mußte, auch ein Jahr hin und wieder mit ihm nach Magdeburg, Berlin, und Sondershausen reisen mußte, Siegel und Münzen zu schneiden. Dieser sein Lehrherr hatte nach funfzehnjährigen dreßdnischen Diensten keine bleibende Stelle, und gieng von dar in berlinische, stettinische, und endlich in churländische Dienste als Münzeisenschneider; hergegen unser Wermuth wurde a. 1686. den 20. Martii in hochgräfl. schwarzburgische sondershäusische Dienste als Münzeisenschneider angenommen. Er bekam dabey Gelegenheit die Probierkunst, und was zum Münzwesen und einem Münzmeister und Guardein zu wissen nöthig, bey dem fürstl. sächs. gothaischen Münzmeister Herrn Thun zu erlernen, und übete sich vier Jahre darinnen, worüber er auch einen ordentlichen Lehrbrief bekam. Weil nun seine Geschicklichkeit im Münzeisenschneiden bekannt wurde, so wurde er von dem fürstlichen sächsischen gothaischen Hofe als Münzeisenschneider berufen. Er nahm solche Stelle an, doch mit dem Bedinge, daß er sie von Sondershausen aus versehen durfte, bis er endlich, auf Verlangen des durchlauchtigsten Herzoges von Gotha von Sondershausen dorthin zog. Von hier aus hat er sowohl churfürstl. mainzische, als auch bischöflich hildesheimische, herzoglich braunschweigische und wolfenbüttelische, auch etliche fürstl. sächsische Dienste mit Münzrüstung versehen. Und weil er große Lust trug, Medaillen zu

 ver=

verfertigen, so that er auf eigene Kosten unterschiedene Reisen, in Münzcabinetten großer Herren dergleichen Gedächtnißmünzen zu sehen und kennen zu lernen. Er bemerkete das Niedliche und Saubere, auch Wohlgebildete in Geprägen, und brachte es durch Gottes Gnade und Hülfe, auch unverdrossenen Fleiß und Uebung so weit, daß er mit verfertigten Medaillen, die seine Hand gemachet hatte, zum Vorscheine kommen konnte, wie er denn deren eine sehr große Menge verfertiget hat, auf Kaiser, auf Könige, auf Fürsten, auf Generals, auf Akademien, auf Gelehrte aus allen Facultäten, auf die neuesten Begebenheiten in den Staaten, in der Religion, und in andern merkwürdigen Begebenheiten. So hat er auch mancherley satirische Medaillen, welche zuweilen ziemlich beißend, aber doch witzig ausfallen, bekannt gemacht. Von seinem Ehestande ist zu melden, daß er sich in Sondershausen im Jahre 1688 den 5ten Junii in ein christlich Ehegelöbniß eingelassen mit Jungfer Elisabeth Julianen, einer Tochter Herrn Julii Eberhard Voigtländers, welcher über 24 Jahre fürstl. braunschw. Landvoigt oder Amtmann zu Bettmar an der langen Wiesen gewesen, aus dessen Lenden sie entsprossen, und im Jahre 1670 den 28 Januarii geboren worden. Seine eheliche Verbindung mit derselben trat er den 25 September besagten Jahres zu Langelsheim, eine Meile von Goßlar, bey ihrer Frau Großmutter an, welche den fürstl. braunschw. Oberförster Kochen am Harze gehabt, und führete sie den ersten October mit sich nach Sondershausen heim, mit welcher er viel Kinder gezeuget, unter welchen mir bekannt sind: Frau Maria Juliana Wachlerinn, welche 1692 den 2 Junii geboren, und

an einen Secretär in Gotha verheirathet worden, auch seine Wissenschaften hat, und im Emailliren sehr geschickt ist. Ein Sohn, Christian Siegmund, gebohren 1711 den 25 May, lebet noch als königl. pohln. und churfürstl. sächs. Medailler in Dresden. Es legete sich auch der selige Mann auf die Chymie, in welcher er in seinem Hinterhause arbeitete. Weil er auch einen starken Briefwechsel nicht nur mit Gelehrten, sondern auch mit Künstlern unterhielt, so hatte er eine starke Sammlung von allerhand Kupferstichen, zu welcher insonderheit der amsterdamer Kupferstecher, Peter Schenk, vieles beygetragen, zusammengebracht; wie nicht weniger ein trefflich Cabinet von allerhand Seltenheiten, von welchem er mir einsmals schrieb: es hätte ihm ein kaiserlicher Oberster aus Mantua 24000 Thaler gebothen, welche er auf 30000 Thaler gehalten, jenem aber vor 25000 Thaler gelassen hätte. Es hätte auch der Oberste ihm gern 30000 Thaler geben wollen, wenn er alles hätte fortzubringen gewußt. So war er auch ein überaus großer Liebhaber von Büchern, von welchen er sich einen großen Vorrath angeschaffet hatte; und da er mit dem gelehrten königl. pohlnischen und churfürstl. sächsischen Rathe und Historienschreiber, Herrn Wilhelm Ernst Tenzeln, in genauer Freundschaft stund, welcher ein großer Bücherkenner war, so verschaffete ihm derselbe schöne Bücher. Wie denn auch unser Wermuth des Herrn Tenzels Bibliothek vor einige tausend Thaler an sich kaufete, dieselbe hernach durch Verstechung seiner Saxoniae Numismaticae gegen andere Bücher, auch vor baares Geld aus Auctionen vermehrete, wie er solches in dem Vorberichte des ersten Theiles seiner Bibliothek, so er

im Jahre 1738 den 7 Julii und folgende Tage in Gotha an die Meistbiethenden überlassen, meldet. Er hatte auch ein kostbares Münzcabinet von allerhand raren Münzen, welche er aber noch bey seinem Leben an die Meistbiethenden verkaufet hat. Sonst war er von einer aufgeweckten Gemüthsart, freundlich und leutselig, und mischete in seinen Unterredungen bisweilen einen anständigen Scherz mit ein. Wie er denn, als ich ihn 1735 den 26 May in Gotha besuchete, einst zu mir sagete: Wenn wir immer bey einander seyn müßten, so wollten wir Sachen machen, daß Menschen und Vieh sich darüber verwundern sollten. Doch ließ dieses im Alter nach, da einige Ernsthaftigkeit dasselbe verdrunge. Daher gewöhnete er sich an, jedermann die trockene Wahrheit unter die Augen zu sagen, unterschrieb sich auch in seinen Briefen vom Jahre 1739 an nicht mehr Wermuth, sondern Wahrmuth. Gegen gute Freunde war er auch nicht zähe, sondern freygebig, wie er mir denn 1739 den 18ten Junii, da ich abermals in Gotha bey ihm war, verschiedenes schenkete, und in eben dem Jahre den 23 October mir Thomae Smithii vitas quorundam eruditissimorum et illustrium virorum, Lond. 1707. in 4. zuschickete, welches er noch aus der Büchersammlung des seligen Herrn Tenzels übrig behalten. Der Tod führete ihn aus dem vergänglichen ins unvergängliche Leben den 3 Dec. 1739. Sein Gedächtniß ist zum immerwährenden Andenken auf die Nachwelt, in Gold, Silber, Kupfer und Zinn so vielmal eingepräget worden, so viel er Medaillen gepräget. Insonderheit hat er es vor der Vergessenheit zu erhalten gesuchet durch verschiedene Medaillen, die er auf sich selbst gepräget.

Auf

Auf einer von einem Lothe steht auf der Hauptfigur das Brustbild seines werthen Freundes, Herrn Tenzels, mit einer langen Peruque, nach der linken Hand sehend, mit der Umschrift: WILH. ERNEST. TENZELI9 POLYHISTOR. Auf der Rückseite ist das Brustbild unsers Herrn Wermuths mit einem Gewand über der Schulter, und einer großen Peruque, nach der rechten Hand sehend, benebst dieser Umschrift: CHRISTIAN WERMVTH MEDALIATOR. Auf einer andern, von eben solchem Gewichte, hat er das Andenken seiner Hochzeit zu stiften gesuchet. Die erste Seite zeiget sein Brustbild, mit der Ueberschrift: CHRISTIANVS WERMVTHIVS. Altenb. Misn. Die Rückseite stellet das Brustbild seiner Ehegattinn dar, mit der Umschrift: ELISAB. JVLIANA WERMVTHIN. Nat. VOIGTLÆNDERIN. Auswendig auf dem Rande herum liest man folgendes: Copulati Langelsheimii, prope Goslariam D. XXV. Septembr. An. MDCLXXXIIX. Noch eine andere Medaille prägete er, deren vordere Seite sein Brustbild, nach der linken Hand sehend, zeigete, mit einem Gewand über die Schulter, und einem gekräuselten Spitzenhalstuche, auf dem Haupte eine Peruque tragend. Die Umschrift lautet: CHRISTIANVS WERMVTH. AltenBurgensis Misnicus. In dem Abschnitte unter der Schulter ist zu lesen: ÆTatis. 41. Anno 1702. GOTHÆ. THuringorum. Die Rückseite stellet sein Wapen vor, worüber er 1687 den 30 Sept. einen Wapenbrief bekommen. Das Wapen selbst hat seine Helmdecken, welche weiß und blau sind, und einen rechtwärts gekehrten zugeschlossenen Helm.

Das Schild ist deutsch, mit einer aufwärtsgehenden eingebogenen Spitze rother Tinctur, und drey silbernen Querbalken. Das rechte Feld ist blau, mit einem silbernen Kleeblatte. Das linke ist silberfarben, worauf der Mercurius mit seinem Schlangenstabe steht. Ueber dem Helme sind zwey ausgebreitete Flügel, zwischen welchen in der Mitte sechs Stengel mit Mayblumen, wie es scheint, und Blättern stehen, zur Rechten des Flügels steht ein C, und zur Linken ein W, welches Christian Wermuth heißen soll. Die Umschrift giebt dieses zu lesen: CAESARIVS SAXONICVS SCVLPTOR NVMISMATVM PRIVILEGiatus. Die Randschrift saget dieses: OMNIA SI PERDAS FAMAM SERVARE MEMENTO. Noch eine andere hat er ausgefertiget, auf welcher die erste Seite eben so ist, wie an der vorigen; die Rückseite zeiget einen Storch mit ausgebreiteten Flügeln, nach der linken Hand sehend, welcher im Schnabel einen Frosch hat. Er steht auf einem sumpfichten Erdreiche, so mit Schilfe bewachsen ist, und auf welchem Schlangen und Frösche herumkriechen. Die Ueberschrift heißt: NON CVRAT. Unten im Abschnitte steht: BREKEKEREX, COAX. COAX. Die Randschrift besaget dieses: CONSCIA MENS RECTI FAMAE MENDACIA RIDET. Vermuthlich zielet er darauf, daß er mancherley widrige Urtheile von seinem Gepräge und chymischen Arztneyen nicht achte. Außer dem hat er mancherley Schriften an das Licht gestellet, welche ich, so viel mir deren bekannt sind, hier beybringen will. Es hat auch Herrn Wermuths Freund, der geschickte Kupfer-

stecher

stecher in Amsterdam, Peter Schenk, sowohl sein, als seiner Eheliebsten Bildnisse, mit schwarzer Manier auf groß Folio zum Andenken in Kupfer gestochen.

In Folio

Hat er durch J. G. Menzeln in Leipzig 12 Kupferstiche von großen und mittelmäßigen Schaustücken auf die Wahl Kaiser Carls VI. glorwürdigsten Andenkens, auf einem halben Bogen stechen lassen, über welchem oben stehet: NVMISMATA. GLORIOSISSIMI IMPERATORIS CAROLI VI. GERMAN. HISPAN. HVNG. BOHEM. etc. REGIS, ARCHIDVCIS AVSTRIAE etc. AVGVSTAE DIGNITATIS AVSPICIIS, ET MEMORIAE ELECTIONIS ET CORONATIONIS SACRATA D. D. D. CHRISTIANVS WERMVTH, ET IOAN. CHRISTIAN. KOCH. PROTOMISTAE GOTHANI THVRINGIAE.

In Quart

Hat er durch seinen Verlag die sächsischen Münzen von Tenzeln beschrieben in lateinischer und deutscher Sprache, und Kupferstichen befördert. Der erste Theil hat diesen Titel: SAXONIA NVMISMATICA, oder Medaillencabinet von Gedächtnißmünzen und Schaupfennigen, welche die Durchlauchtigsten Chur- und Fürsten zu Sachsen, albertinischer Hauptlinie prägen und verfertigen lassen, aus vielen Cabineten mit Fleiß zusammen gelesen, in schöne Kupfer gebracht, und aus der Historie und Stamm=

Stammregistern erläutert durch Wilhelm Ernst Tenzeln, Kön. Pohln. und Churf. Sächs. Rath und Historiographum, verlegt durch Christian Wermuthen, Kaiserl. privilegirten, auch Kön. Preußis. und Fürstl. Sachsengothaischen Medailleur, zu finden in Frankfurt am Mayn bey Friedrich Knochen, und in Leipzig bey Philipp Wilhelm Stocken, Buchhändler. Dreßden, gedruckt beym Kön. Hofbuchdrucker, Joh. Riedeln, 1705.

Der Titel des andern Theils lautet eben so, nur daß gemeldet wird, daß darinnen die Medaillen der ernestinischen Linie abgehandelt werden. Beyde Theile kamen 1714 mit Zusätzen und Registern wieder heraus, unter folgendem Titel: Sächsisches Medaillencabinet, von Gedächtnißmünzen und Schaupfennigen, welche die Durchlauchtigsten Chur- und Fürsten zu Sachsen, Ernestinisch- und Albertinischer Hauptlinien, seint zwey hundert Jahren haben prägen und verfertigen lassen, aus vielen Cabineten mit Fleiß zusammen gelesen, in schöne Kupfer gebracht, und aus der Historie und Stammregistern gründlich erläutert, durch Wilhelm Ernst Tenzel, Kön. Pohln. und Churfürstl. Sächsis. Rath und Historiographum. Auch mit zwey Hauptregistern, nebst zweyen Supplementis, ausgefertiget durch Christian Junker, aus Dreßden, Fürstl. Sächsis. Historiographum, des Fürstl. Sächs. Gymnasii zu Altenburg Directorem, und der Königl. Preußis. Societät der Wissenschaften Mitglied. Verlegt durch Christian Wermuth, Käiserl. und Königl. Preußis. auch Fürstl. Sächs. privilegirten Medailleur. Frankfurt, Leipzig und Gotha, zu haben bey Samuel Tobias Hoker, Johann Georg Menzel, als der Medaillen-

daillenkupferstecher und Andreas Schall, wie auch bey dem Verfasser selbst MDCCXIV. In dieser Ausgabe sind darzu kommen die beyden Hauptregister Anno 1713, so vor 16 Gr. besonders verkauft wurden, und Anno 1714 kamen noch Supplemente darzu zu dem ganzen Werke. Das ganze Werk kostet 12 Thl.

In Octav.

Specification derer Medaillen, oder Schaustücke, so zeithero in Gold, Silber, vergüldt- und purem Kupfer, auch englischem Zinn verfertiget und zu bekommen bey Christian Wermuthen, Fürstl. Sächsis. Medailleur in Gotha. Gedruckt durch Christoph Reyherrn, Fürstl. Sächs. Hofbuchdrucker, 1698.

Continuation des im 1698 Jahre herausgegebenen Catalogi, Gotha 1699. Fernere Continuation, Gotha 1700, in 8. CHRISTIANI WERMVTHII Caesarei priuilegiati et Ducalis Saxon. sculptoris metallici NVMISMATA omnium IMPERATORVM ROMANORVM MNEMONICA Ordine descripta, et oculorum senio confectorum gratia perspicue explicata. Opus vere Regium omnibus omnium ordinum, praesertim ciuilis prudentiae Studiosis vtile ac iucundum. Cum gratia et priuilegio Sac. Caes. Maiest. Gothae, Typis Christophori Reyheri, Typogr. Aul. MDCCII. In diesem Werkchen hat er auf der ersten Seite die Häupter der römischen Kaiser, vom Julio Cäsare an bis auf Leopoldum, theils aus alten Edelgesteinen und Münzen, theils von Gemälden abgepräget, und darbey die Umschrift ihrer Namen und Titel beygebracht. Auf der andern Seite sind kurz ihr Leben und Thaten beschrieben,

und

und unten im Abschnitt steht ihr Symbolum alles in lateinischer Sprache. Es wurde dieses Werk Anno 1715 wiederum aufgeleget, worzu die Kupferstiche der ersten Seiten dieser Münzen kamen, welche Jacob Petrus in Erfurt gestochen. Es kostet zusammen 1 Rthlr.

Catalogus Bibliothecae Tenzelianae, zu einer Lotterie von 2000 Thlr. jede Num. 8 Gr. deren 6000 und keine Nieten oder ledige Nummern seyn, sondern vor jede etwas Materie aus dieser Bibliothek, vor die eingelegten 8 Gr. bekommen sollen, in Octav 1714 gedruckt, vor 8 Gr.

Catalogus, nicht allein sehr curiosen und raren alten griechisch- und römischen Münzen, jene von Königen, Provinzien und Städten, diese aber von Bürgermeistern und Kaisern, in Silber und Erzt geschlagen; sondern auch modernen, silbernen Medailles, Thalern, halben Thalern, Orthsthalern, halben Oerthchen und Groschen, auf Kaiser, Päbste, Könige, Chur- und Fürsten, Grafen und Städte, auch sonst allerhand Begebenheiten verfertiget, welche alle unter öffentlicher Auction den 2 December des 1715 Jahres, in Gotha, Vormittags von 9 bis 12 Uhr, und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr, an die Meistbietenden sollen verkaufet werden. Gotha, gedruckt mit reyherischen Schriften. Es ist dieser Catalogus überaus wohl zu brauchen, denn vorne stehen alte griechische Münzen, an der Zahl 63; hernach kommen auf der 8 u. f. Seite 109 römische Münzen, welche die Bürgermeister haben schlagen lassen. Hernach auf der 51 und folgenden Seite silberne Münzen der alten römischen Kaiser, an der Zahl 217. Ferner auf der

91 und folgenden Seite 429 eherne Münzen der römischen Kaiser von größerer und mittlerer Größe. Auf der 162 und folgenden Seiten, kommen die Münzen der römischen und constantinopolitanischen Kaiser mehrentheils von der kleinsten Gattung, an der Zahl 464. Auf der 220 Seite u. f. sind 40 paduanische und cavinianische Münzen. Es ist dieser Catalogus deswegen brauchbar, weil bey einer jeden Münze, wo anders dieselben bey Schriftstellern erkläret worden, in die Schriften derselben gewiesen wird, wo man sie nachschlagen könne. Auf der 225 Seite fangen sich Thaler von Kaisern, Königen, Päbsten, Churfürsten, Marggrafen, Herzogen, Fürsten, Grafen und Städten an, worzu noch auf der 279 und folgenden Seite allerhand Schaustücke und Münzen mit besondern Ueberschriften kommen. Hernach folgen halbe, Viertel- und Achtelreichsthaler und Groschen in eben der Ordnung, wie bey denen Thalern.

Sonst ist noch zu merken, daß in dem Thesauro Numismatum huius saeculi, in Fol. im ersten Theile, im 1700 Jahre nachfolgende Kupferstiche von seinen Medaillen zu finden. Fol. 9. 10. 21. 28. 33. infra befindlich. Im 1701 Jahre, oder andern Tomo, diejenigen, so Fol. und Num. 86. 98. 99. 111. 121. 128. 131. XL. 132. 134. 138. 139. 144. zu ersehen.

Im 1702 Jahre, oder dritten Theile, die, so Fol. und Num. 149. 150. 151. 161. 162. 169. XX. 171. XXII. 173. 175. 184. 185. 186. 201. 206. 208. 221. 227. 228. 230. 233 befindlich, ꝛc.

Im 1703 Jahre Fol. 293. 243. 256. 270. 278. 287. 291. 292. 297. 298. 299. 304. 310. 311. 322. 336.

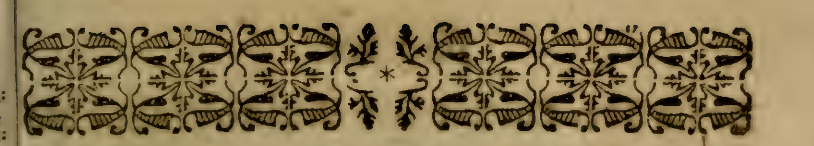
Von

Von dem Preiße seiner Medaillen ist noch folgendes zu melden: Wenn eine Medaille 1 Loth in Silber wiegt, so kömmt sie in Gold 5 Ducaten schwer. Was aber in Silber unter 1 Loth wiegt, werden die halben Lothstücke mit 16 Gr. die dreyachtel Lothstücken mit 16 oder 12 Gr. die acht Quentenstückchen mit 8 oder 6 Gr. und die ganz kleinen ½ Quentenstückchen mit 5 Gr. bezahlet, weil dergleichen kleine Stückchen sehr mühsam sind, auch die zarten Stempel bald entwey gehen. Vor die Façon wird von jeden Ducaten 4 Gr. und von jedem Loth Silber 6 Gr. vor Abgang und Arbeit bezahlet.

F. C. Lesser.

Inhalt des sechsten Stückes
im dreyzehnten Bande.

Regi=



Register

der merkwürdigsten Sachen.

G.

O.

P.

Q.

R.

S.

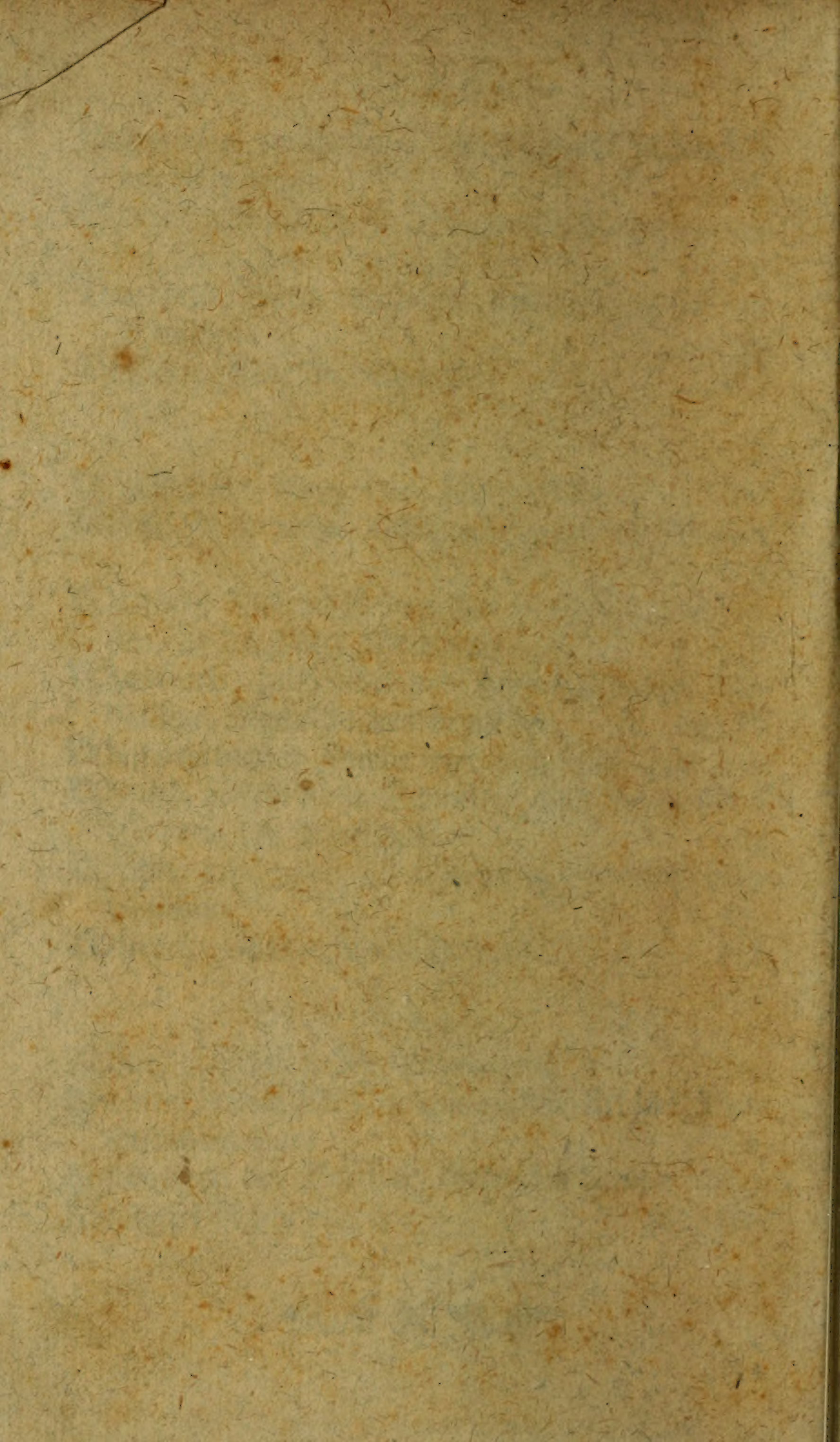
T.

U.

W.

Z.






New York Botanical Garden Library
3 5185 00299 8753

